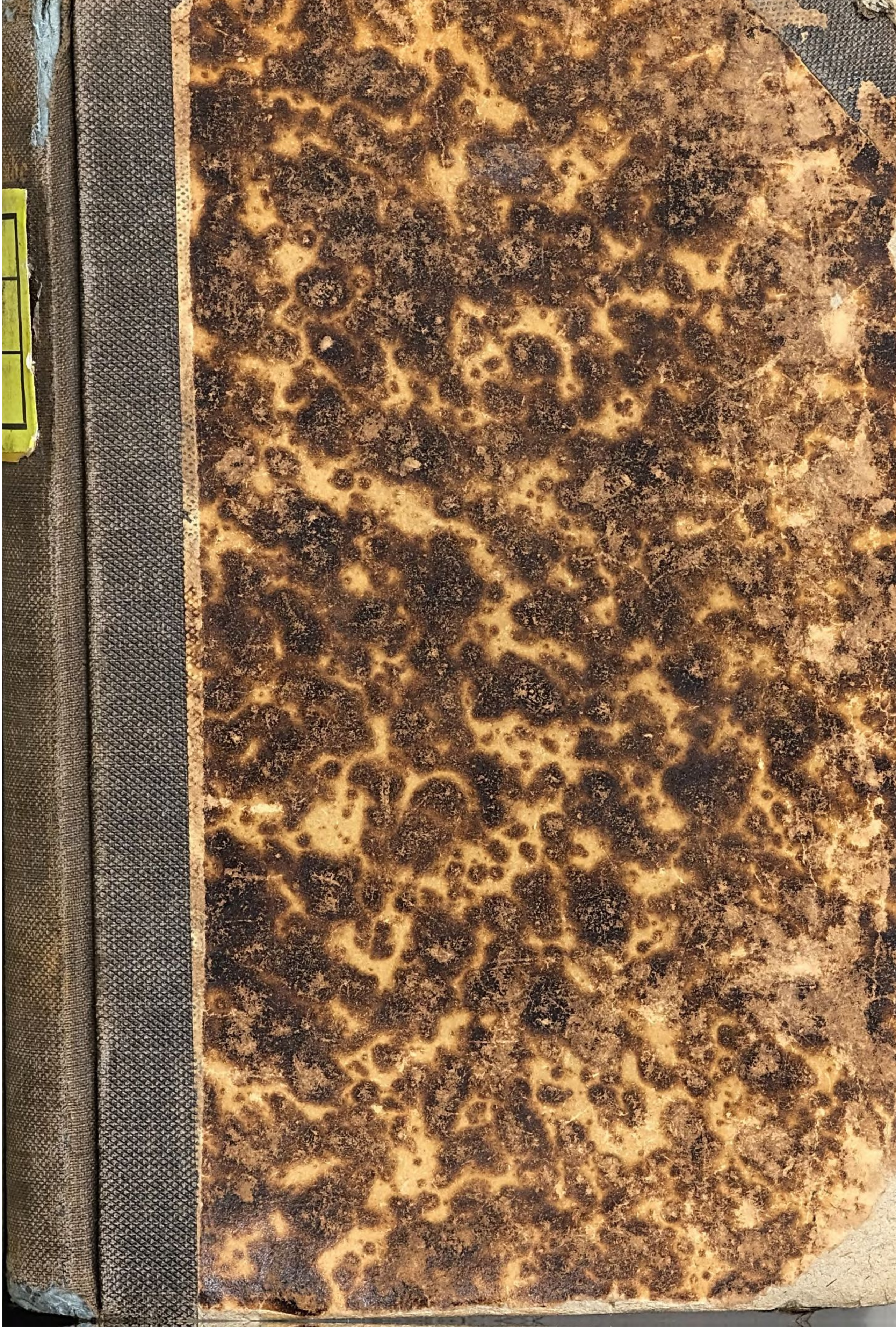


Fer. 31 x = Seibel

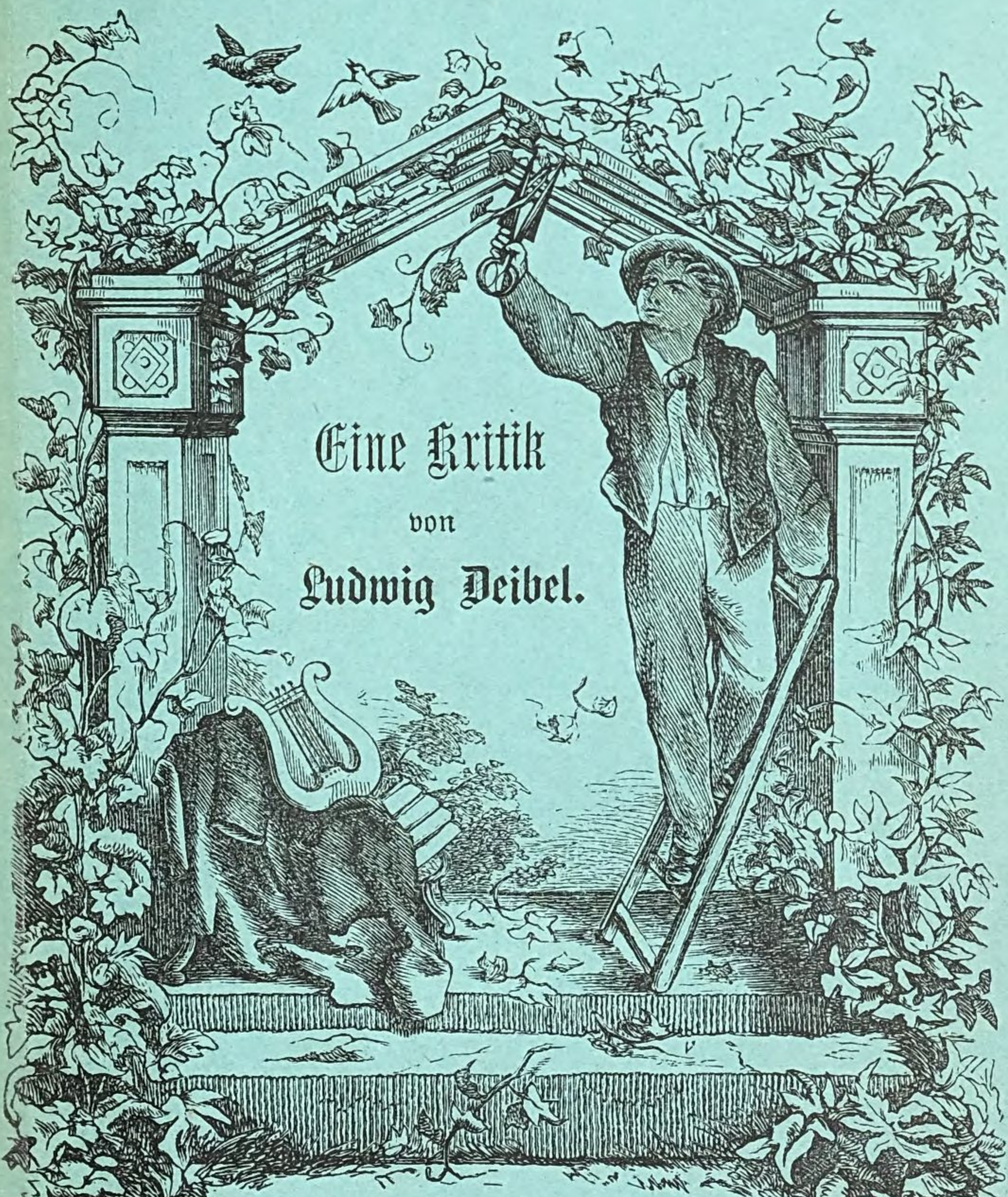
Nicht kopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar
28. 06. 90'

<3660692080001 6

<3660692080001 6

Bayer. Staatsbibliothek

„Die Gartenlaube“



Eine Kritik

von

Ludwig Deibel.

München.
Louis Finsterlin.
1879.

93 Lz

„Die Gartenlaube"

Eine Kritik

von

Ludwig Deibel.

München.

Louis Finsterlin.

1879.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub.

O hätt' ich gleich der Sonne die allgewalt'ge Kraft,
Durch alle Welt zu pilgern auf steter Wanderschaft,
Aus jedem Stein zu zaubern des Silbers helle Pracht,
Die Menschen aufzuscheinen aus Finsterniß und Nacht,
Das schöne Licht zu bringen den Stämmen der Türkei,
Der Wüste Karawanen, der ganzen Barbarei,
Gewaltig einzudringen in jedes Haus der Welt,
In aller Länder Kammern, in jedes Negerzelt;
Und hätt' ich wie die Sonne des Feuers ganze Macht,
Ich müßte dennoch weichen der Finsterniß, der Nacht,
Ich könnte nicht verdrängen der Sterne schwaches Licht
Und nicht des Mondes Schimmer und auch den Halbmond
nicht;
Sie alle müssen scheinen herab vom Himmelszelt,
So will's die schöne Waage der großen Körperwelt.

Vorspiel.

Ein Attentat auf die Gartenlaube? Kein Meuchelmord, nichts Russisches; eine gebildete, humane Schlacht mit Verwendung der belletristischen Riesenkanonen. Des Friedens wegen marschiren die Truppen. Polemik, christliche — Polemik ist die Aufgabe der streitenden Kirche; Polemik fordert leider die Religion der Liebe.

Auf Mensur mit der Gartenlaube? Das erfordert Courage. Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp .....? Fuchs oder Bursche? Vergönn' mir's, daß ich fechte! O Sohn, der Feind ist riesenstark ..... War einst ein Riese Goliath, ein gar gewalt'ger —

Ihr seht, geehrte Leser und Leserinnen, daß die Sache, obgleich ernster Natur, nicht gerade trocken anhebt; ich will euch nämlich Etwas in die Hand geben, wobei sich's nach gethaner Arbeit ruhen läßt, sei's hingestreckt auf nachgiebige Sophas oder sitzend auf harten Stühlen, sei's auf glühenden Kohlen oder auf der Gartenbank in der Laube. Sollte die sommerliche Siesta in ein Mittags-

schläfchen ausarten, schlafe nur zu und träume süß, dem Buche thut ein leiser Fall nicht sonderlich wehe, und es wartet geduldig, bis der Sturm vorüber ist.

Daß unsere belehrende Unterhaltung stellenweise katholisch ausfallen muß, rührt eben daher, weil die Gartenlaube bekanntlich viel in starren Dogmen macht. Wir theilen vielleicht nicht die gemeinsame confessionelle Firma, aber jedenfalls die schöne deutsche Muttersprache, und das etwaige Staatsverbrechen, ein von den Stützen — des deutschen Reiches so benannter „Ultramontane" zu sein, wird vielleicht gesühnt durch die Art und Weise, in der ich confessionelle Unterschiedlichkeiten berühre. Obgleich ihnen Christus gesagt hatte: Dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, schrieen die Pharisäer: Dieser Volksaufwiegler verbot uns, dem Kaiser Zins zu geben; du bist des Kaisers Freund nicht, wenn du ihn frei gibst — den Reichsfeind! Der Gartenlaube zu zeigen, welche Summe von Widersprüchen ihre Jahrgänge in sich tragen, und wie sich das Einheitsideal der Wahrheit an der, von Illusionen schwätzenden Wirklichkeit rächt und dieselbe zur Karikatur ihrer selbst macht, ist die Finesse dieser schönwissenschaftlichen Kritik.

1877, S. 8—9: „Hochidealische Religionen wie der Buddhismus und das Christenthum tragen von Anfang an einen Widerspruch in sich, welcher herauskommt, so-

bald sie in der Welt zur Geltung und Macht gelangen. Denn die Wirklichkeit rächt sich an dem Ideal dadurch, daß sie es zur Karikatur seiner selbst macht ..... Die metaphysische Substanz des ..... christlichen Dogma's verflüchtigte sich spurlos in dem Pomp und Geräusch eines auf sinnliche Wirkung berechneten Kultus. Die abstrakte Doktrin verwandelte sich in konkreten Götzendienst. An die Stellen der idealisch-erhabenen Erscheinungen des Königssohnes von Kapilavastu und des Zimmermannssohnes von Nazara traten ihre größenwahnwitzig-realen Zerrbilder, der Tale Lama zu Hlassa und der Papst in Rom. Der Mensch will getäuscht sein. Das verlangt seine Natur, welche nach Täuschung lechzt und die Wahrheit mehr fürchtet als Feuer und Schwert. Vom Beginne der menschlichen Gesellschaft bis zur heutigen Stunde war die Lüge ihr Schoßkind. Sie wird es auch bleiben, so lange die Gesellschaft dauert. Erst der letzte Mensch wird der letzte Sichselbstbelüger, der letzte betrogene Betrüger sein. Die Illusion ist, so zu sagen, die Butter zum täglichen Brote des Menschendaseins. Je dicker sie aufgetragen wird, desto lieber beißt der Mensch darein. Das haben alle Gründer und Schwindler gewußt und benützt .... Am besten aber wußten und am ausgiebigsten benützten es zu allen Zeiten die Hierarchen. Unermüdlich drehten sie die Kurbel des Glaubensfasses, worin die Milch der frommen Denkart zu Illu-

sionen gebuttert wurde. Schon in den Tempeln von Memphis und Babel war ihnen klar geworden, daß man dem menschlichen Täuschungsbedürfniß alles, aber auch gar alles zumuthen dürfte .... Spottet nicht über den Fels Petri! Der ist dauerhafter als Granit. Nur ein ebenbürtiger, nur ein gleich riesenhafter Wahn wird ihn zerschlagen können."

1876, S. 148—149: „Woher stammt die Religion? .... Im Menschen liegt ein Verlangen nach einer festen Ordnung für sein ... zerfahrenes Wollen und nach einem unbedingten Maßstabe für den Werth seiner Handlungen, eine unabweisbare, innere Forderung, sein Dasein und Schicksal ... in einen lebendigen Zusammenhang mit dem Weltganzen und den darin waltenden Mächten zu stellen, ein Streben .... sich einem Höheren, Reinen, Unbekannten freiwillig hinzugeben. Aus diesem Verlangen, aus dieser Nöthigung entspringt Alles, was unter den Menschen irgendwo als Religion erscheint, alle Bilder, welche die Einbildungskraft sich schafft, um jenes geahnte Ewige zur Anschauung zu bringen .... Aus dieser gemeinsamen Quelle haben alle Religionsstifter geschöpft .... Buddha und Mohamed, wie Jesus und Paulus, Sophokles so gut wie Jesaias. ... alle Religionen sind Versuche, dem religiösen Triebe der menschlichen Seele .... einen Ausdruck zu geben .... Was gehört zur Religion? ..... die Anbetung, Gottes im Geiste und in

der Wahrheit .... Wer's hat, versteht's unter allen Namen und Hüllen."

1879, S. 280: „Irdische Weisheit hat das Glück noch nicht zu zwingen vermocht, immer mit der Tugend, oder das Elend, niemals mit dem Verdienste zu wandeln. Solche vermeintliche oder wirkliche Härten haben von jeher die Sehnsucht nach einer besseren Welt schon unter dieser Sonne erweckt, gleichermaßen in erhabenen Geistern, welche schmerzlich die Beschränktheit alles menschlichen Lebens empfanden, wie in niedrigen Naturen ...."

Wozu diese Citate? Was anno 1876 Trieb nach Wahrheit war, ist im Jahre 1877 „Täuschungsbedürfniß" gewesen und anno 1879 reactivirt worden, um nächstens wieder in den status quo von 1877 zurückzukehren. Herrliches Compot, schöne Melange! Man könnte einwenden, Meinungsverschiedenheiten (1879, S. 307—308) seien keine Widersprüche; es wäre noch besser, Alles in Allem für Geschmackssache zu erklären, dann ist jede Kritik unmöglich gemacht, denn über den persönlichen Geschmack non est disputandum. Gerade jene Feder, die von der Butter zum täglichen Brode metapherte, ist eine von denjenigen, die sehr dick — aufzutragen belieben. Was sie dreht, ist nicht die Kurbel des Glaubensfasses, sondern des Glaubenshasses, und was darin gebuttert wird, sind Kultur- und Sittengeschichten, die man sich schämen sollte, Menschen von keuscher Denkart unter

die Augen zu bringen. Gelehrtheit schützt vor Verkehrtheit nicht. Ist es einem riesenhaften Wahne vorbehalten, den Fels Petri zu zerschlagen, so scheint Niemand eifriger diesen Wahn besorgen zu wollen, als gerade die schlimmste Feindin Roms, die Gartenlaube, oder aber sie befindet sich in einem permanenten Widerspruche mit sich selbst. Kein Wunder, daß der Menschheit das lederne Brod derjenigen Wahrheit nicht schmecken kann, die Schiller mit den Worten geißelte:

„Der Musen Spiel verstummt, ...
Apoll zerbricht die goldne Leier,
Und Hermes seinen Wunderstab, ...
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab . . . . .
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung."

Utopieen wie etwa die erträumten Ideale der Attentäter müssen allerdings unter dem Druck der Verwirklichung zu Karikaturen werden, aber diejenigen Ideale, denen meine Vertheidigung gilt, sind keine Utopieen. Ist auch die Menschenseele befähigt, irgendwelche christlichen Ideen zu erzeugen, so erlangten dieselben immerhin durch Christus ihre zweifelfreie Sanction und Autorität, was um so nothwendiger war, als die christliche Lehre den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen verständlich ist. »Ich bin zum Gerichte in die Welt ge-

kommen, daß die Blinden sehend, die Sehenden blind werden«. Jene urkräftigen Kraftnaturen, die an Pferdekräfte und fette Rindfleischsuppen glauben, ohne sich höheren Illusionen hinzugeben, sie mengen alles bunt durcheinander, wie's ihnen momentan bei einer Cigarre einfällt, und während sie „den Wahn bekämpfen, vernichten sie den Glauben". Das bekannte mundus vult decipi bedarf einer mehr menschlichen Commentirung, oder ist obige Auslegung vielleicht die Fundamentallehre der „Humanität"? Der böse Mensch fürchtet die absolute Wahrheit, der gute liebt sie.

Der Umstand, daß lichtscheue Menschen die Wahrheit mehr fürchten als Feuer und Schwert und deßhalb die Lüge, Täuschung, Illusion und Selbstverblendung zu ihren Schooßkindern machen, ist sogar die Lösung jenes wundersamen, märchengleichen Geheimnisses, warum gerade die Gartenlaube einen so seltnen Glücksstern besitze. Fortsetzung folgt — — und zwar in Gestalt von Beweisen. Ich möchte der „literarischen Weltmacht" (1878, S. 571) einen Beitrag zur Selbsterkenntniß liefern, indem ich sie auf einige Stunden an dem unfreiwilligen Beichtstuhl ihrer eigenen Citate niederknieen heiße. Wenn Kennerblicke zusehen müssen, wie man die Menge gängelt, dann treibt's einem das beste Blut in den Federkiel, und in der That, solange sich die katholischen Schriftsteller nicht darum bemühen, ihre Gegner mit den glänzenden Waffen

einer zeitgemäßen Schreibart in den Hintergrund zu drängen, wird sich die eigentliche Welt — vom Reize feinerer Formen überwältigen lassen. Haß und Vorurtheil sind eine Augenbinde dem Geiste, ihn jeder Klarheit des Urtheils beraubend. Göthe: „Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß; dadurch, daß er den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt . . . . vermag er sich zu einer Klarheit über seinen Gegenstand zu erheben . . . .“ Weil ich die Gartenlaube um ihres g u t e n Bruchtheils willen liebe, erwirbt sich die Kritik ihrer Mängel ein Anrecht auf das Vertrauen des Lesers. Was der Weltsinn Gutes, Feines, Eigenartiges, Interessantes und Edles gebärt, wir finden es nirgends so reichlich und gewählt, als in der Gartenlaube, aber nirgends auch treffen wir die falsche Verweltlichung so verlockend und verwirrend, als in diesem Blatte. Ja, es ist nur allzu war, daß der Mensch ohne die Ideale einer bessern Welt nicht bestehen kann, und daß ihn die kahle Wirklichkeit der Sinnenwelt jede Minute zu selbsterlogenen Illusionen zwingen muß, wenn er diesen Seligkeitstrieb nicht an den allein seligmachenden Quellen des wahren Gotteswortes befriedigen mag. Nur der gottwiderstrebende Mensch will mit aller Gewalt getäuscht sein, weil ihm eine Welt ohne Gott und göttliche Ideale nicht gefallen kann; nur der Böse haßt die Wahrheit, weil ihr Anblick sein Verdammungsurtheil bildet.

In der irrigen Meinung, die strenge Wahrheit verbittere dem Menschen sein bischen Erdenparadies, redet man sich ein, es könne mit jenen Lehren und Geboten nicht ganz richtig sein. O hättet ihr die Seligkeit dieser Dornenpfade mit eigener Seele verkostet, euer höchsteigenes Kraftwort, die empirische Wahrheit müßte euer Lehrmeister werden. Die Welt muß ein Evangelium besitzen, und ist's kein wahres, dann muß ein falsches diesen Mangel ersetzen. Darum wendet die Menschheit ihr Gedächtniß, ihr Augenmerk und ihre Hoffnung vorzugsweise denjenigen Männern und Organen zu, die sich mit übersinnlichen — ewigen — unsterblichen Fragen abmühen. Darum ist Schiller unser Liebling geworden, weil er die unsterblichen Schönheiten des Christenthums in die weltmännische Hülle der freien Kunst und der sittlichen Freiheit zu kleiden wußte, weil er ein begeisterter Sänger des Uebersinnlichen war — und das innerste, geheimste Drängen einer jeden Menschenseele — möge sich's Keiner ausreden — wurzelt und gipfelt schließlich doch im Uebersinnlichen, denn die Natur dieser Seele ist eine übersinnliche, gebunden an die verkörperte Gestalt. 1877, S. 6, 31, 115, 136: „Aus dem Herzensleben unseres Lieblingsdichters." Wessen? — — „Unseres" — — Lieblingsdichters? Schiller — „unser" Lieblings ....? Das Wort erstarrt mir in der Feder. Wer sind diese „unser"? „Wir" — die Materialisten,

die „Fortschrittsaffen“ (1875, S. 7)? Sie wollen uns die unsterblichen Ideale abdisputiren, aber die Sänger dieser Ideale, das sind ihre Lieblingsdichter! — Zum Lachen. — Und S. 847 von 1878 „gebührt dem bekehrten Poeten ein doppelter Lorbeerkranz, der eine für seinen endgültigen Bruch mit seiner dichterischen Vergangenheit (christlich-ideale Richtung), der andere für die siegreiche Probe, mit der er sich eingereiht hat in die Zahl derer, welche als wahre Humanitätsapostel von ihren Zeitgenossen verehrt werden.“ Wunderbare Sympathie! Süßes geheimes Wehen! Wie das stimmt! —

Christus betrieb seine Polemik mündlich, aber seine Schüler bedienten sich theilweise des geschriebenen Wortes, und heutzutage, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, spielt letzteres die erste Rolle. Wir leben in einer Zeit, die schriftlich mehr verdirbt, als die Gegenschriften, die Priesterzungen und Schulmeisterlungen ausmerzen können, und diese Lücke müssen die Nachwehen jener „Volksbildung“ ergänzen. Wir leben im papierenen Zeitalter der fabrikmäßigen Presse, und wer sich diese Großmacht dienstbar zu machen weiß, hat das Ruder — in der Hand. Wer kämpfen und streiten will, muß wissen, wo der Feind steht. — Was der Gartenlaube die Ehrenstellung der Primadonna verschafft, ist ihre lehrmäßig angezettelte, pikante Polemik. —„Gegen Rom!“ heißt ihr Kampfgeschrei. Gestützt auf die besten Künstler und

Schriftsteller ihrer Farbe bietet sie dem Weltkinderthum das ihm passende Evangelium unter dem Schönheitsschleier wissenschaftlich und belletristisch elegant verschlungener Darstellung. Unsere Zeit besitzt keinen Spinoza, keinen Hegel, aber eine Gartenlaube, und diese bildet den Sammelort der Massenphilosophie, um nicht zu sagen, die Universalgroßloge der modernen Weltweisen. Was Petri Fels den Katholiken, ist die Gartenlaube ihren Gläubigen; sie hat sich bei Vielen unentbehrlich gemacht, weil sie jene „Täuschungsbedürfnisse“ — — „Religionstriebe“ — — jene „Sehnsucht nach einer besseren Welt“ — — die man aus der Menschenseele nicht herausschneiden, herausbrennen und herausheren kann, wenigstens angenehm — zu betäuben und zu stillen weiß. — — Der eingefleischte Weltgeist ist in das Evangelium der Gartenlaube verliebt, weil's wie lindernde Beruhigung auf die genießende — Seele niederthaut. Wer in ihr die schöne Laube eines modernen »Lustgartens« wähnen sollte, der bedenke, daß auch in diesem Paradiese die Schlange nicht fehlt, die Schlange — ! Laßt euch den Apfel wohlschmecken, denn Gottes orthodoxer Stellvertreter warnt euch vor der Gartenlaube nur deßhalb, weil sie — Aufklärung — unter die Leute bringt. Nicht wahr? So sprach die Schlange. Christus zeigte eine besondere Vorliebe für den vergleichenden Unterricht, ein Beweis, daß diese Lehrmethode bei Gott in hohem

Ansehen steht, und daß auch die alttestamentlichen Ausdrucksweisen Garten, Apfel, Schlange, Baum, 2c. nur als sinnliche Bilder übersinnlicher Dinge aufzufassen sind. Zwei Bogen in groß Quart mit vielen prachtvollen Illustrationen gehören nicht zu den schleichenden Amphibien, und wenn die Schlange den schöpferischen Vorzug genießt, das beste Symbol des Teufels zu sein, so will das nicht bedeuten, der Teufel habe die uralte Gewohnheit, in Gestalt wirklicher Schlangen seine Visite zu machen. »Im Paradiese waren allerlei Bäume«; die Herren und Damen werden erlauben, daß ich ihnen den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen kenntlich mache? Was aber Schönes und Löbliches an der „literarischen Weltmacht" nicht zu verkennen ist, gedeiht um so besser, wenn das erstickende Unkraut herausgejätet, das übermuchernde Blattwerk von einer, aus scholastischem Stahl und Eisen geschmiedeten Scheere beschnitten und den schwankenden Zweigen die stämmige Zuchtruthe einer auf festen Principien ruhenden Kritik beigebunden wird. Vergönn' mir's, daß ich fechte! O Sohn, der Feind ist riesenstark .....

München, im Mai 1879. L. D.

„Unentwegtes Festhalten aber an den entschiedensten Grundsätzen der Freiheit und Humanität, des Volks- und Menschenrechts ist bis zu seinem letzten Augenblicke das Erkennungszeichen und der innerste Lebenskern der „Gartenlaube" geblieben, und dieser Geist wird ihr nicht entweichen können, solange noch eine Spur von dem Geiste und der Gesinnung Keil's in ihr lebendig ist" (1878, S. 579).

Obgleich auf das jüngste Dezennium beschränkt, hätte vorliegende Kritik passender Weise mit einer Skizzirung des siebenundzwanzigjährigen Lebenslaufes der Gartenlaube eingeleitet werden sollen. Man mischt sich indessen ungern in die Haustradition lebender Familien und thut besser daran, seine Aufmerksamkeit auf solche Dinge zu richten, deren Quelle die Oeffentlichkeit selber ist. Wir sahen die Gartenlaube unter unsern eigenen Augen aufwachsen, und was wir als Augenzeugen im sachlichen Verkehr mit ihr wahrgenommen haben, das nach humanen Grundsätzen öffentlich zu beurtheilen, darf sich wohl ein Schriftsteller erlauben, der durch eben diese Arbeit den hiezu erforderlichen Bildungsgrad nachweisen kann. Damit der vorurtheilslose Leser auch von solchen Dingen Kenntniß erhalte, die man als Einleitung vorausschicken möchte und als Uneingeweihter nicht antasten mag, sei derselbe auf das „Lebens- und Charakterbild" von „Ernst Keil" hingewiesen, das er S. 569 von 1878 vorfinden wird. Dieser Aufsatz bildet eine Art historische Selbstkritik, in-

dem er nicht allein die Geschichte, sondern auch das Programm der Gartenlaube behandelt. Welches der richtige Standpunkt zur Würdigung dieses Lebens- und Charakterbildes sei, das zu ermitteln, ist Sache gegenwärtiger Arbeit, und wenn ich auf jenen Aufsatz hinweise, so habe ich nur die thatsächlichen Angaben im Auge, die man als Nothbehelf hinnimmt, wie sie vom Inhaber derselben geboten werden. Ich darf von dieser Methode um so eher Gebrauch machen, als ich die Biographie der Gartenlaube für einen unwesentlichen Bestandtheil des Gegenwärtigen erachtend das Wesentliche darin suche, die letzten zehn Jahrgänge bis auf die laufende Nummer zu nehmen, wie sie sind, und ohne Fühlung mit andern Dingen in ihrem Wechselverhältniß zu sich selbst und in ihrer Offensive gegen die angefochtenen Tendenzen kritisch zu beleuchten.

Sollte meine Arbeit Anerkennung finden, was bei dem eingefleischten Weltsinne im schlimmeren Sinne des Wortes voraussichtlich nicht der Fall sein wird — denn diese Allseitigkeit der Anerkennung vor den Menschen zu erringen, ist seit sechstausend Jahren nicht einmal einem Gotte möglich gewesen — und sollte eine weitere Auflage dieses Buches nothwendig werden, dann ist mir Gelegenheit geboten, dasselbe um die Kritik der bis dorthin erschienenen Nummern zu vermehren.

Es mag als eine sonderbare Idee erscheinen, in dieser Weise Kritik über eine Zeitschrift zu üben. Wer indessen die Eigenart dieses Blattes in's Auge fassend beurtheilen kann, mit welchem Rechte dasselbe den eigenen Spalten die Aussage anvertrauen durfte, daß „das Blatt in der That mit einer Culturmission durch das politische und gesellschaftliche Leben unserer Nation gegangen sei“ (1878, S. 576), der wird auch die dementsprechende Eigenart dieser Arbeit und ihre

„Culturmission" nicht verkennen. Sie gilt nicht sowohl dem Begründer und den Mitarbeitern des Weltblattes, als vielmehr seinen Tendenzen, den schlimmen und guten. Erstere werden besonders scharf und eingehend behandelt, denn dem Guten läßt man gerne freie Passage, während man dem Verdächtigen seine Legitimationsscheine abfordert.

Gelegentlich des Redaktionswechsels hätte man unbeschadet des „Lebens- und Charakterbildes" ihres Begründers größere — Aenderungen in tendenziöser Beziehung vornehmen können, denn die volkswirthschaftlichen Wirren und die socialistischen Excesse sowie das an höchster Stelle ausgesprochene Bedürfniß, man möge die Religion als Grundlage aller Sittlichkeit anerkennen, hätten wahrlich genügen sollen, solche Aenderungen dringend zu empfehlen. Statt dessen rühmt man sich einer unentwegten Zähigkeit in der Beibehaltung des bisherigen Programms, erlahmt zwar in wissenschaftlichen Argumentationen der früher so voreilig gehegten und gepflegten atheistisch materialistischen Weltanschauung, welche seit Jahrzehnten ihre Mittagshöhe erreicht hat und S. 112 von 1879 als „das Aufdämmern einer neuen Weltanschauung" rückblickend und wiedersehensweise nach längerer Unterbrechung — wieder einmal vor Augen geführt wurde, fährt aber trotzdem fort, von feisten Bischöfen, schwerfälligen, aber nicht minder vergnügungsluftigen Kirchenfürsten, Meßpfaffen, welche plärren, Bettelmönchen mit weingerötheten Gesichtern, liederlichen Mönchen, Pfaffenköchinnen und dicken Pfaffen zu erzählen (1879, S. 150—151)

Ich bin weder Theologe noch Theilhaber irgend eines literarischen Brodneidunternehmens, ich erfreue mich als Privatmann, unabhängig von allen parteilichen Berufsrücksichten, eines familiären Lebens, und die Gartenlaube gehört zu meinen Lieblingsgästen, denn sie hat auch ihre

Lichtseiten, deren ich als Schriftsteller nicht entbehren kann, aber ich lebe der festen, durch tiefgehende Studien begründeten Ueberzeugung, daß es eine jenseitige Welt geben müsse, daß die Seele unsterblich, die positive Religion unumgänglich nothwendig, und die römisch-katholische Glaubens- und Sittenlehre unfehlbar sei.

Die Gottheit führt, was ich später zergliedern werde, durch den Lauf und Wechselgang des Geschaffenen den Beweis ihrer selbst, und dieser Beweis will erbracht sein. Er gründet sich auf die natürliche Beschaffenheit der uns angeborenen Denkgesetze und auf die Thatsachen, nicht auf die Worte der gesammten Geschichte, er bildet sich aus sich selbst heraus im Ringen des Unvollkommenen mit den Sphären der Vollendung.

In Folge ihrer verschiedenartigen Natur befehden sich der Geist Gottes und jener des unvollkommenen geistbegabten Geschöpfes; diese Polemik ist eine natürliche. Sie wird erst dann aussterben, wenn die Zweifelfähigkeit des geschaffenen Geistes durch den erwähnten Beweis der Gottheit auf natürlichem Wege sich aufgelöst hat. Diese Auflösung ist identisch mit der unmittelbaren Anschauung Gottes, der absoluten Wahrheit, identisch mit der Verzweiflung.

Nennen wir den irdischen Horizont des menschlichen Geistes, der sich zum Uebersinnlichen nicht erheben mag, schlechthin den Weltsinn, wie er dem Uebergangs-Evangelium der Gartenlaube zur Basis dienen soll, so darf ich sagen: Der Weltsinn kämpft mit dem Geiste Gottes auf eine naturgeborene, durch die Sündigkeit des Menschen wachgerufene Art, und solange dies der Fall ist, was bis zum Ende der Zeit der Fall sein wird, hat auch die Presse des Weltsinnes eine Zukunft. An ihren Tendenzen geht die Gartenlaube niemals zu Grunde, denn sie ver-

langt einen definitiv angestellten Advokaten, die schöne Schlange des Weltsinnes. Persönliche Uneinigkeit, Redactionshader u. dgl. könnte allenfalls das Motiv ihres etwaigen Unterganges werden. Des Einen Tod des Andern Brod, so auch auf diesem Felde, aber der Weltsinn ernährt seine Leute immer. Ist es die Gartenlaube nicht, dann sind es andere Blätter, welche dafür sorgen, daß die schöne Natürlichkeit der geschilderten Polemik nicht ausstirbt. Indem ich eine Kritik der Gartenlaube schreibe, wird zugleich ein Beispiel statuirt, das sich auf jedes Preßorgan des einseitigen Weltsinnes in mehr oder minder schroffer Weise anwenden läßt.

Damit die Gartenlaube und jede ihrer Gesinnungsgefährtinnen den Kritiker schlagend abfertigen kann, ohne sich mit Gegengründen gegen meine Argumentationen abplagen zu müssen, will ich ihr und ihnen zugleich den Radicalbeweis nennen, mittelst dessen die dreimalhundert-tausend Verehrer des Weltblattes sofort gegen alle Bekehrungsgedanken sicher gestellt werden. Ich weiß ein einziges Wort, welches genügt, im Munde der Gartenlaube ein vollwichtiges Beweissystem gegen mein ganzes Buch zu bilden. Dieses eine Wort gilt den eingefleischten Anhängern der Gartenlaube so viel wie ein ganzes Lehrbuch der Philosophie, mit einem einzigen Worte schlägt die Gartenlaube ihren Kritiker todt; sie sagt einfach: Ultramontan! Damit ist Alles bewiesen, Alles widerlegt, Alles gerettet. Sie segelt ruhig weiter. Der alte, immer neue Weltsinn bläst lachend in die Segel. Trotz dieses vermuthlichen Schicksals meiner Arbeit will ich sie nicht unterlassen; es wird sich wohl noch eine einzige Menschenseele finden, die ein Seelenvergnügen darin erkennt, dieselbe zu lesen, und um einer einzigen Seele willen unterziehe ich mich gern dem harten, dem Hohn einer

halben Welt ausgesetzten Berufe, Kritiker des „Weltblattes“ (1878, S. 20, 184, 238, 420, 575, 576, 616, 632), Kritiker des „allergelesensten deutschen Blattes“ (1878, S. 832), Kritiker der „Literarischen Weltmacht“ (1878, S. 571) zu sein.

Manche Christen geben sich vielleicht der tröstlichen Meinung hin, die Gartenlaube sei schon längst desavouirt, und wer zu ihren heutigen Anhängern zähle, der sträube sich dagegen, eine gegnerische Kritik zu lesen. Wie verhält sich zu dieser Meinung die große Menge jener, die zwischen den Warmen und Kalten in der Mitte stehen, was meinen die Herrn zu den Lauen? Man zähle nicht allzu dreist auf die guten Katholiken und positiven Protestanten, auch Rom und der noch gute Protestantismus, sie haben beide ihre Mängel; so unerschütterlich wahr die römisch-katholische Lehre ist, so unzulänglich makellos ist die irdische Kehrseite dieser Lehre und ihrer Prediger, und es ist nicht Jedermanns Sache, zwischen dem Reich, das nicht von dieser Erde ist, und jenem, das leider auf dieser Erde sein muß, vorurtheilslos zu unterscheiden. Es fühlen sich manche Katholiken von Rom abgestoßen, ohne die romfeindlichen Tendenzen zu acceptiren. Sie lesen die Gartenlaube anfänglich zum bloßen Zweck der Unterhaltung und des guten vornehmen Tones, sie lesen und lesen — — wer könnte ihren Reizen widerstehen? Nur derjenige, der das ganze Gebiet der Philosophie und die schöne Literatur mit Kennerblick beherrscht. Den Vorzug einer gründlichen philosophischen Schulbildung besitzt unter Hunderttausenden Einer. Selbst die Theologen schrecken zurück, wo's um philosophische Denkart sich handelt. So kommt es, daß man in seinem spätern Leben ein gewisses Etwas immer und immer wieder vermißt, das man im sogenannten philosophischen Formelkram hätte finden können. O wie geistig süß ist die Selbstbefriedigung, mit der aus hartem

Eisen und derbem Holze geschnitzten Waffe der Dialectik die zerfahrene Nebelbildnerei der consequenzlosen Gegner niederschmettern zu können! Hätte man in unserer schnell- und leichtlebigen Zeit Sinn und Geschmack für das nachhaltig langsam wachsende philosophische Denken, dann würde die Publicistik nicht im Fabrikenjubel verrauschen, allerlei hinfälliges Gerede ausbrütend. Die „Wissenschaft" der Gartenlaube läugnet alles Uebersinnliche hinweg, und ihre Belletristik erbarmt sich desselben immer wieder in Gnaden. Heute läugnet man die jenseitige Sphäre „wissenschaftlich", und morgen singt die Belletristik am Grabe: „Lebe wohl in schön'rer Welt!" (1878, S. 238, 289). Namentlich ist es „die fröhliche selige Weihnachtszeit" mit ihrem Christabend (1878, S. 851—852), welche immer wieder zu Ehren gelangt, nachdem man das Christenthum selbst in den Staub getreten hat, um die Mittelstufe zwischen Barbarei und Christenthum, die „Humanität" zum Aushängetableau einer wurmstichigen Ethik zu machen. Du brauchst dich nicht darum zu bemühen, durch einen zufälligen Riß in die Loge zu lugen; die Gartenlaube ist das öffentliche Geheimniß des Freimaurerthums. Die Programme sind identisch, was späteren Ortes näher berührt werden soll. Wir erblicken in ihr das pikante Conterfei des gegenwärtigen „Erlösungsjahrhunderts" mit seiner Erlösungsarbeit und dem ringenden Martyrium seiner Freiheitsbewegung (1878, S. 360, 384, 570). Deßhalb, weil sie der getreue Spiegel unserer Zeit ist mit ihren wissenschaftlichen, socialen und religiösen Kreuzungen, weil sie den Kampf zwischen Wissen und Glauben, zwischen Rom und dem Weltsinne in seinen Schachzügen aufmerksam beobachtet und zuweilen selbst die Hand zu einem glücklichen oder unglücklichen Zuge in's Spiel streckt,

während andere Familienblätter jegliche Polemik umgehend aus eben diesem Grunde harmloser und gleichgültiger erscheinen, und weil sie zur Ausführung dieses Spiegelbildes der Zeitströmung die besten Federn und Pinsel unter ihrem Patronate vereinigt, ist die Gartenlaube wirklich zu einer „literarischen Weltmacht" herangereift, wie kein anderes Weltblatt. Sofern ihr Begründer das Programm derselben mit speculativem Geiste in seiner Gefängnißzelle des Abends beim spärlichen Leuchten einer brennenden Cigarre (1878, S. 574) entworfen hat, muß ihm dieses, von seinem Standpunkt aus betrachtet, als ein klugbedachtes Erfinden nachgerühmt werden. Der speculative Geist steht im Dienste der Welt wie in jenem der Gottheit. Wie der freie Gebrauch des Willens und der Fähigkeiten im Allgemeinen den Maßstab des moralischen Menschen bildet, so auch ist der freie Gebrauch hervorragender Geistesgabe entscheidend zur moralischen Beurtheilung hervorragender Produkte.

Soll ich mehr noch zum Ruhme des „Weltblattes" sagen? Gewiß nicht, wenn ich nicht bis zur Uebertreibung gehen will, und dazu habe ich keine Ursache. Ich wollte auch dem freisinnigsten Leser nur das Eine, aber Nothwendige kund geben, daß ich unbefangenen, objectiven Blickes genug sei, um mit einer allseitigen, unparteiischen Kritik, welche der Gartenlaube würdig ist, an die „literarische Weltmacht" herantreten zu dürfen. Ja, es ist leider nur allzu wahr, daß der Weltsinn, der schlimme gottwiderstrebende Geselle, in dieser „Weltmacht" eine mächtige Zunge, einen beredten Advokaten besitzt, und daß der Sirenengesang dieses Blattes reichlich ersetzt, was dem Weltsinne an Naturwüchsigkeit mangeln sollte. Wie nothwendig es ist, die Steuerleute der Menschheit vor dem lockenden Sirenenruf der freien gesunden Sinnlichkeit zu

warnen, das bezeugt auf's Neue die jüngste Abonnements-Einladung: „Nach dem im vorigen März erfolgten Heimgang des vielverehrten Begründers unserer seit 26 Jahren so glänzend bewährten „Gartenlaube" glaubten wir für deren Weiterführung im Geiste des Verstorbenen am besten durch Beibehaltung des erprobten Redactionspersonals sowie zunächst durch ungeschwächte Conservirung des alten Mitarbeiterstammes Sorge zu tragen. Die seit dem Tode Ernst Keil's verflossenen drei Quartale haben unseres Erachtens dargethan, daß die gegenwärtige Führung der „Gartenlaube" mit treuer Gewissenhaftigkeit, mit Glück und Geschick der oben angedeuteten Aufgabe gerecht wird — Beweis dafür u. a.: die sich stets steigernde Leserzahl. So dürfen wir wohl hoffen, daß uns auch in dem nunmehr zu eröffnenden 27. Jahrgange dieses ungeschwächte Interesse unserer Leser erhalten bleiben wird. Das Publikum kennt das Programm der „Gartenlaube", welches als ein Bollwerk gegen alle volksfeindliche Verfinsterung und Verdummung im Dienste der nationalen Freiheit steht, zu gut, als daß wir dasselbe hier noch einmal wiederholen sollten."

Das ist wahr, die Gartenlaube darf mit keckem Selbstgefühl die Kenntniß ihres Programms bei aller Welt voraussetzen; daß dem so sei, ist hinsichtlich ihrer guten Seite sehr erfreulich, in Betreff ihrer Mängel ebenso beklagenswerth. Ließe sich die allgemeine Kenntniß ihres Programms nicht voraussetzen, dann hätte ich diese Arbeit unterlassen, statt ihr das Wasser erst recht auf's Mühlrad zu treiben. Sie kann nicht ungehalten darüber sein, daß ich ihre Abonnentenliste beeinträchtigen wolle, denn der Umstand, daß man ein Familienblatt der öffentlichen Kritik würdigt, dürfte das Interesse der Leserwelt sogar erhöhen. Geschieht dies, dann habe ich mich nicht verrechnet, insofern ich andererseits den Zweck erreiche,

daß Jedermann erkennen lernt, wie er die Gartenlaube aufzufassen habe.

Es ist eine sonderbare Logik, daß die Gartenlaube zuweilen gegen ihren eigenen Pflegesohn, den krassen Materialismus, Front macht und sich dabei geberdet, als hätte sie von dessen Geburt, Taufschein, Adoptirung und Erziehung falsche Begriffe (1878, S. 444, 551; 1879, S. 24). In demselben Grade wie diese Erscheinung sonderbar ist, wäre es traurig um die Menschheit bestellt, wenn ihr die weltliche Schlauheit in so vollendetem Maße zuerkannt werden müßte; ich meine diejenige Schlauheit, deren Gegensatz die schlichte, ungesuchte, grade Einfalt ist. Trotz dieses Uebermaßes weltmännischer Klugheit will es der Gartenlaube nicht gelingen, Widersprüchen feinster Qualität aus der geistigen Schußweite zu gehen und die Mängel einer vagabondirenden vagen Allerweltsweltanschauung völlig zu verdecken. Die Redaction bildet zwar als Adresse den Centralfixstern der „irrenden Sterne" oder Planeten, ist jedoch der Zerfahrenheit ihres Inhalts gegenüber wehrlos, und in dieser Perspective läßt sich's bemessen, was die Gartenlaube S. 576 von 1878 mit ihrem eigenen Schmerzensrufe sagen wollte: „Ferne liegt hier die Absicht, ein Menschenwerk als fehler- und irrthumslos hinzustellen. Es wäre ja wunderbar, wenn gerade die „Gartenlaube" nur immer die Vorzüge und nicht auch die Schranken und Schwächen der in ihr wirksam gewordenen Individualitäten hätte ausprägen sollen."

Individualitäten! — allerdings. Eigenthümlich, daß ihnen gerade die Loosung „Gegen Rom" als Gemeinsames vorschwebt. Die Kampfesweise unter dieser gemeinsamen Fahne ist selbst wieder eine individuelle. Der eine schlägt mit Fäusten drein, der andere mit dem Ordonnanzsäbel, ein dritter besorgt das Bombengeschütz, ein vierter

verkehrt mit seiner Muse durch's dunkle Gitter des Beichtstuhls, und ein fünfter kämpft, ohne zu wissen, wo eigentlich der Feind steht. — Herrscht auch bei diesem die Blöße der „Individualitäten"? Rückt er nicht an wie ein einziger Kämpfer, der seine Glieder in der Gewalt hat? Ja, dieser Feind rückt an wie die verkörperte Einheit der Wahrheit, die aus der Wechselwirkung zwischen scholastischer Philosophie und positiver Offenbarungswissenschaft erkannt wird. Christus der Sohn Gottes, ist ein für alle Mal die Sonne der Weltweisheit, und nur in diesem Lichte ist es möglich, Wärme und völlige Klarheit zu finden.

Den Standpunkt der Gartenlaube nunmehr im Detail und mit ihren eigenen Worten zu kennzeichnen, diene ein Citat, welches der Seite 100 des Jahrgangs 1877 entnommen ist.

„Im Mittelalter war die allgemeine Bildung eine verschwindend kleine, und da konnte das Beispiel einzelner Verzückten ganze Provinzen zur Nachahmung bringen und in die Tanzwuth versetzen. Aber diese gereiften, nüchternen Männer von heute in England und Amerika, in Belgien und Frankreich, diese Männer der Wissenschaft, der Forschung? Wie konnte der Spiritismus solche Anhänger gewinnen? Die Frage ist hochinteressant und die Antwort von höchster Wichtigkeit: weil das ethische Bedürfniß in jedem gutentwickelten Menschen ein sehr reges ist, weil dieses Bedürfniß in den von den Forschungen der Wissenschaft so sehr erschütterten geoffenbarten Religionen keine Befriedigung mehr findet, und weil endlich das freie Denken erst bis zu dem Punkte gekommen ist, den Glauben verdrängt zu haben, aber an dessen Stelle bisher noch keine bessere, logische, positive Grundlage zu einer rein menschlichen Ethik aufzufinden

vermocht hat. Weil die Wissenschaft, die Philosophie demjenigen, der sie ängstlich fragt: Wo finde ich jetzt den mir nothwendigen, moralischen Halt, da du die geoffenbarte Religion ihres göttlichen Ursprungs entkleidet hast? Wie willst du mir logisch beweisen, was Gut und was Schlecht ist, da ich es nicht mehr ungeprüft glauben soll?— weil die Wissenschaft, sagen wir, bisher die Antwort auf diese so sehr berechtigte Frage noch schuldig geblieben ist, weil wir noch keine durchaus einheitliche, unabhängige und naturalistische Ethik kennen, und weil wir uns noch in dem Uebergangsstadium zwischen Glauben und Denken befinden und unter den Folgen desselben leiden. Da ist es nur natürlich, wenn so Mancher, der den ihm nothwendigen, moralischen Halt im Glauben nicht mehr und in der Wissenschaft noch nicht finden kann, einer Lehre sich in die Arme wirft und sie mit hoher Begeisterung umfaßt, die ihm diesen moralischen Halt wieder gewährt, indem sie ihn in die unendliche Versammlung der in uneingeschränkter Liebe sich begegnenden Geister aufnimmt. Es ist die Pflicht aller Denkenden, die Dauer der nothwendigen Uebergangsepoche so viel wie möglich abzukürzen und an Stelle des nicht mehr genügenden gläubigen Halts einen auf dem logischen Denken beruhenden ausfindig zu machen, nicht bei der zersetzenden Kritik, der Negirung des Alten stehen zu bleiben, sondern um die Begründung eines besseren Neuen sich rastlos zu bemühen."

Ich entkleide dieses Glaubensbekenntniß der „Wissenschaft" zunächst seiner schriftstellerischen Eleganz, damit auch derjenige Mann, dem etwa die Ausdrücke: Ethik, ethisch, naturalistisch, zersetzende Kritik und Negirung „imponiren" könnten, einen klaren Einblick in den Gedankenreichthum dieses Citates gewinne. In gemeinver-

ständliche Sprache übersetzt und mit Erläuterungen versehen lautet dasselbe also:

Eine Moral oder sittliche Ordnung ist nothwendig. Es muß ein allgemein anerkanntes Sittengesetz bestehen. damit das menschliche Leben erträglich sei. Um die große Masse der Menschen in Zucht und Ordnung zu erhalten, bediente man sich bisher folgenden Mittels: Man belehrte die Menschheit dahin, daß über der sichtbaren eine unsichtbare Welt existire, woselbst das Gute belohnt, das Böse bestraft werde. Dem Beherrscher beider Welten wurde von den Menschen die Bezeichnung Gott beigelegt, die Wage der ewigen Gerechtigkeit in seine Hand gegeben, und das Ganze führte kurzweg den Namen Religion. Den thatsächlichen Umstand, daß in jeder Menschenvernunft etwas liegt, was man Gewissen zu nennen pflegt, führte diese Religion darauf zurück, daß jener Gott, der weise Schöpfer des Universums, dem Menschen ein Sittengesetz in's Herz geschrieben habe, welches seinen göttlichen Willen enthalte und deßhalb die Stimme Gottes genannt werde. Nun aber, so meint die Gartenlaube, hat das freie Denken und Forschen der „Wissenschaft" allerlei Entdeckungen gemacht, welche den Beweis liefern, daß ein Jenseits mit Gott, Himmel, Hölle, Fegfeuer, Teufel und dergleichen Hokuspokus gar nicht existirt, und daß die gesammte bisherige Religion vollständig aus der Luft gegriffen war. Zünftige Priester, die „Pfaffen" hatten dieses Machwerk der Nothlüge ersonnen, um einer „wissenschaftlichen" Moral ermangelnd die große Volksmasse in Zaum und Zügel zu halten. In den Zeiten der Unwissenheit gelang es den Priestern ohne Mühe, der Welt einen solchen Wauwau vorzumachen, doch heutzutage ist das freie Denken und Forschen so weit vorgedrungen und so tief in's Dunkel der Vergangenheit zurückgeschritten,

daß kein gebildeter Mensch mehr an den alten Pfaffenkram glauben kann. Daß kein Jenseits, kein Gott, kein Himmel, keine Hölle, kein Teufel existirt, das steht „wissenschaftlich" fest, es handelt sich nur mehr um die andere Frage, wie man jene Nothlüge der Pfaffenreligion ersetzen soll, um die Menschheit auch ohne diese Albernheiten und Wahngebilde in Zucht und Ordnung zu halten. Weil die „Wissenschaft" das bisherige Sittengesetzbuch seiner Grundlage und Autorität beraubt hat, geziemt es der Wissenschaft auch, an Stelle des Umgestürzten etwas Besseres zu stellen, damit keine Ungemüthlichkeit entstehe, der Eidschwur heilig bleibe, und die Selbstmörderei nebst der Attentatsmanie von der Tagesordnung verschwinde. Dieses neue, noch zu entdeckende Sittengesetz soll in der Taufe einen echt menschlichen Namen erhalten und Ethik genannt werden. Das Wort Ethik stammt aus der griechischen Sprache und bedeutet Theorie der Sittlichkeit. Dieser Bezeichnung soll, um jeder Verwechslung mit der überirdischen Religion vorzubeugen, die nähere Bestimmung „naturalistisch" beigefügt, und das Ganze „naturalistische Ethik" genannt werden. Naturalistisch im Sinne dieser „Wissenschaft" ist Alles, was mit der sichtbaren Natur zusammenfällt und dasjenige vollständig ausschließt, was sich über die Stoff-Welt erheben und an die Natur des reinen Geistes hingrenzen möchte. Die neue, mit Hilfe aller Denkenden — zu erdenkende naturalistische Ethik soll den Gottbegriff und jedes höhere Wesen gänzlich ignorirend sich auf dem exacten Wissen der Menschenvernunft aufbauen, so daß das «Glauben» in Zukunft wegfällt, als ob der Mensch das Weltenräthsel mit seinem Wissen umspannen könnte. Armselige Menschenköpfe! — Diese naturalistische Ethik soll eine Sammlung von bloßen Vernunftbegriffen sein; nach materialistischer Doktrin ist

die Vernunft selbst kein Geschenk der übersinnlichen Welt, sondern das Gehirnprodukt physischer Kräfte. Diese „Wissenschaft" verwechselt den Geist mit der Naturkraft, welche aus der Materie hervorgeht und ohne Stoff undenkbar ist. Mit Bezug auf diese stofflichen Kräfte sind manche Lehrsätze der Materialisten richtig, aber der Geist ist keine Kraft im physikalischen Sinne, die Vernunft steht in ihrer Wesenheit weit über jeglicher Stoffkraft, und sie läßt sich keineswegs auf physikalischem, sondern nur auf philosophischem Wege mittelst der Denklehre und Metaphysik erkennen und durch ihre Wirkungen vom Wesen der Naturkraft unterscheiden. Die Merkmale dieses Unterschieds werden wir im Verlauf dieser Arbeit eingehend besprechen.

Solange die „Wissenschaft" ihre naturalistische, möchte sagen, ihre physikalische Ethik nicht zu Stande gebracht hat, wahrlich keine leichte Aufgabe — — —, befindet sich die gelehrte Welt zwischen Thür und Angel, unschlüssig, wohin, woher, warum, wie, wann, wo, wer, was 2c.; das alte Gewand taugt nichts mehr, der neue Rock ist noch in Schneiders Händen, was bleibt da übrig, als — — —? Man soll angesichts verschiedener Schrotkörner, die sich auf fürstliches Blut passionirt zu haben scheinen, den alten Pfaffenvogelscheuchenkram von Tod, Gericht und Hölle wenigstens noch solange auf den Kanzeln dulden, bis die naturalistische Ethik so weit herangediehen ist, daß sie das bestialische Volk der Plebejer wie ein scharfes Gebiß zwischen den Zähnen bewältigen kann, und daß sie andererseits den Doctoren einer verkehrten Philosophie genugsam imponirt. Wo ist der moderne Herkules, der eine einzige solche Arbeit verrichten könnte? Damit dieser peinlichen Situation, darin die „Wissenschaft" während der Uebergangsepoche vom alten zum neuen Gewande steckt, so schnell als möglich abgeholfen werde, möge Alles

was Hände hat, am neuen Rocke nähen helfen, der alsdann naturalistische Ethik getauft wird und sofort nach der Kindtaufsleckerei in Kraft zu treten hat. Das ist der Commentar zum Glaubensbekenntniß der „Wissenschaft", der Standpunkt des Weltblattes.

Wo soll ich zuerst die Scheere ansetzen? Rechts, links, an der Vorder- oder Rückseite? Käme doch ein wüthender Orkan von ungefähr in's schöne deutsche Land hereingewirbelt, daß er die ganze Pracht dieser modernen Aufklärung durch einen Gewaltstreich hinwegfegte, zum Frommen und Nutzen der gesammten Bevölkerung die vergiftete Luft mit einem Male gründlich säubernd! Doch halt, auch die Gartenlaube hat ihr Gutes, die falsche Wissenschaft läßt vielleicht in Güte mit sich reden. Möge meine Kritik keinen Staub aufwirbeln, wie solcher ohnedies in Gestalt von Glaubenshaß, Parteisucht, Papierkrieg und gehässigem Vorurtheil die deutschen Gauen heimsucht, möge sie Versöhnung zwischen Kanzel und Katheder, zwischen Wissenschaft und Offenbarung, zwischen Bibel und Natur, die beide aus dem Urquell der Einheit stammen, Versöhnung zwischen Katholiken und Protestanten, Feindschaft und Haß zwischen Verblendung und Wahrheitsliebe im Gefolge haben. Wie schon im Vorwort angedeutet wurde, sollen auch solche Dinge berührt werden, die zur Unterhaltung dienend außer dem Bereich der Kirche und Naturwissenschaft liegen und deßhalb angenehmer zu lesen sein werden, als die wissenschaftlichen Theile, die sich mit bestem Willen nicht anders, als wissenschaftlich behandeln lassen. Der leichteren Controle wegen werde ich nicht unterlassen, die Seitenzahlen und Jahrgänge der Gartenlaube, denen ich eine besondere Aufmerksamkeit schenke — pünktlich und solid anzuführen. Was sich bei diesem Verfahren Alles herausstellt, hätte schwerlich ein harmloser Leser, der sich

nicht daran gewöhnt hat, dieses Prima=Weltblatt im Jahres=zusammenhange durchzulesen und die ganze Reihe der hand=festen Einbände wie ein zusammenhängendes Ganze zu revidiren — — für möglich gehalten. Zur Sache:

Eckstein des Glaubensbekenntnisses der Gartenlaube ist die „Wissenschaft", und sie will in der Regel die Natur=wissenschaft darunter verstanden wissen. Betreffs der neuen „naturalistischen Ethik" fasse ich mich kurz, indem ich sage, daß wir einen neuen Rock nicht eher bekritteln können, als bis uns der Schneidermeister denselben zum Anpassen vorgelegt hat, mit andern Worten, daß wir uns mit einer unentdeckten Theorie nicht zu befassen brauchen, und daß wir unsere ganze Aufmerksamkeit dem Sturze des alten Religionsgebäudes, dem sogenannten abge=tragenen Rocke zuwenden müssen. Daraus ergibt sich alsdann von selbst die Erkenntniß, daß schon der bloße Versuch, eine neue bessere Religion oder Ethik gründen zu wollen, eine Thorheit ist.

Hat die Wissenschaft die bisherige Religion wirklich entkräftet, abgeschwächt, gestürzt? Hat diese Religion ihre Kinderschuhe wirklich verwachsen, muß man ihr Stiefel anmessen? Hat die Wissenschaft wirklich und wahrhaftig den Beweis erbracht, daß kein Gott und kein Jenseits existire? War die chinesische, deutsche, englische oder spanische Wissenschaft so glücklich, diese Entdeckung zu machen? Wenn dieser Beweis erbracht ist, in welchem Labo=ratorium, welchem Hörsaal, welchem Buch, welcher Bibliothek, in welchem Consultationsbureau, wo ist dieser Beweis aufzufinden? Vor etwa dreißig Jahren scheint dieser Beweis noch nicht existirt zu haben, denn Heine, der bekannte Heinrich Heine, den einige Freundeshände ein=sam und stille vor nicht allzu langer Zeit in fremder Erde begruben, schrieb die genialen Worte:

O löst mir das Räthsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen, wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?
Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

In meinem Heine'schen Buch der Lieder befindet sich hinter der Verszeile „Arme, schwitzende Menschenhäupter" ein Gedankenstrich, und ich glaube, daß dieser Gedankenstrich auch im Manuscripte des Dichters stand. Arme, schwitzende Menschenhäupter! Das dürfte sich mancher Humanitätsapostel auf die erste Seite seines Tagebuches schreiben. Hätte nicht Gott selbst manchen Fingerzeig zur Lösung des großen Räthsels gegeben, wir mit unserer fragmentarischen Menschenvernunft könnten noch lange darüber schwitzen.

Die Wissenschaft existirt schon lange, und die Welt in eine wissende und unwissende einzutheilen, das vermag nur ein Schwätzer, der von einer Geschichte der Philosophie zwar etwas, aber etwas Verworrenes läuten hörte. Die Gelehrten sind nicht erst im neunzehnten Jahrhundert vom Himmel herabgefallen, um in die blindgläubige Menschheit hineinzuplatzen. Was man schlechthin Wissenschaft nennt, ist eine Sammlung von Lehrsätzen, Meinungen und Principien, die sich einem hundertköpfigen, tausend-

armigen Ungeheuer vergleichen läßt, von dem man nicht weiß, ob man dasselbe beim Kopfe oder beim Schwanze anpacken soll, und hat man sich mit aller Geistesgegenwart zu dem einen oder anderen schlüssig gemacht, dann entsteht die zweite Frage: Bei welchem Kopfe, welchem Schwanze? Wer sich mit den Grundbegriffen dieser Wissenschaft herumzerren muß, weil er diese Vorbedingung zu erfüllen hat, um sein tägliches Brod auf eine bessere Weise zu beschaffen — faßt dieselbe gewöhnlich beim Schwanze an und läßt sie mit Vergnügen wieder los, um seinen Zehrpfennig mit zahmeren Thieren auf dem großen Weltmarkt des Lebens zu verdienen. Nur der von Geburt aus zur Wissenschaft geneigte und berufene Sinn, der geborene Philosoph findet weder Rast noch Ruhe, bis er dieser Sphinx zu Leibe gegangen ist und das Ungeheuer ähnlich einem Herkules mit der Keule der Erkenntnißkraft gezähmt und in seine Gewalt gebracht hat. Nur der geniale Geist, der mit dem rechten Siegfriedschwerte zum Kampfe auszieht, nur der harmlos kecke Muth des genialen Gemüthes fürchtet die hundert Köpfe, die tausend Arme, die zehnmalhunderttausend Schwänze nicht, und deßhalb ist die große Volksmasse auf wenige Männer, an einen Herkules und Siegfried angewiesen, welche das Land von den Ungeheuern der falschen Wissenschaft reinigen und dem wahren Wissen die Bahn öffnen. Letzteres hat die Welt auf eine bewundernswerthe Höhe der Kultur emporgehoben, und wir haben alles dieser wahren Wissenschaft zu verdanken, was mit Blitzesschnelle an uns vorüberfährt oder in wenigen Tagen das atlandische Meer durchsegelt, was alle fünf Welttheile in einer einzigen Stunde ihre Gedanken austauschen läßt, was dem Staatsbürger eine bleibende Heimath und ein verlässiges Eigenthum sichert. Wie das Wort Religion alle möglichen Religions-

Systeme, so umfaßt der Begriff Wissenschaft alle möglichen Wissenschaften. Auch die Theologie ist eine Wissenschaft oder nicht? Warum nicht? vielleicht, weil sie zur Quelle die Offenbarung hat? Was ist die Offenbarung? Kam sie vom Saturn plötzlich heruntergeflogen? Es gibt keine einzige Wissenschaft ohne Mitwirkung des Glaubens, kein Glaubensbekenntniß ohne Mitwirkung der Wissenschaft. Die Hypothese ist eine Vermuthung, die glaublich zu sein scheint und deßhalb untersucht wird, damit das Glauben sich zum Wissen fortbilde. Der Glaube ist ein glaubliches Wissen, welches sich durch wissenschaftliche Umprägung zum reinen Wissen erheben soll, soweit sich das Welträthsel im Menschengeiste unterbringen läßt. Wer wissen möchte, was die Materialisten zu „wissen" sich bestreben, müßte die Allwissenheit Gottes anstreben. Nur Gott weiß Alles in Allem, bei Gott ist kein Zweifel möglich, eben weil er Alles weiß, aber die Fähigkeit des Zweifels beweist schon ihrer Natur nach, daß der Mensch nicht Alles wissen kann und dasjenige durch den Glauben ersetzen muß, was ihm an Wissen abgeht. Das Glauben besteht nicht isolirt für sich, sondern bildet gewissermaßen die Ergänzung, ja die Frucht und Blüthe des Wissens, sofern dieses Glauben ein vernünftiges ist. Wir Menschen können unserer geschöpflichen Vernunft nach nicht allwissend sein; wir setzen deßhalb unsern ganzen Stolz in das menschliche Verdienst, unsere Befähigung bis zur äußersten Grenze des exacten Wissens aufbieten zu wollen, alles Weitere dagegen durch Schlußfolgerungen aus diesem Wissen in Form des Glaubens zu gewinnen. Gott ist den Urvölkern, welche die Bahn des Wissens erst anbahnen mußten, durch seine Offenbarung zu Hilfe gekommen, sie konnten aber auch diese nicht methodisch verarbeiten, weil ihnen das wissenschaftliche Gefäß mangelte, die Gotteslehre in ihre eigene Sprache umzufüllen, und

außerdem hat Christus selbst gezeigt, daß die moralischen Wege Gottes der „Wissenschaft" nicht bedürfen. Die Offenbarung trägt ein formell primitives Gepräge, denn es wäre unnatürlich von Seite Gottes gewesen, dem Vernunftgeleise vorzugreifen und seine Schüler gewaltsam und schleunigst zu einem höhern Grade der Kultur und Fortschrittlichkeit emporzuheben. Die heilige Schrift enthält in altem Gewande die neueste Wahrheit, denn die Wahrheit kennt keine Altersstufe; nur das irdische Gewand derselben ist dem Veralten und Verjüngen unterworfen. Auch ist die heilige Schrift keine Fundgrube der Geologie, Paläontologie und Naturwissenschaft im Sinne moderner Anforderungen, sondern vorzugsweise ein Lehrbuch der Moral, und als solches ist sie von jeher unübertrefflich geblieben. Wo ist ein Gesetz, das sich an Dauerhaftigkeit den «zehn Geboten» vergleichen dürfte? Die Offenbarung berichtet über den Bau des Universums nur so viel, als zum Erlernen der Moralbegriffe unentbehrlich ist. Erst im Laufe der Zeit hat sich, wie alles Uebrige, so auch die Wissenschaft in ihren allseitigen Verzweigungen zu der heutigen Stufe herangebildet, und sie unterliegt auch fortan keinem Stillstand, denn die Menschheit kann das Meer des möglichen Wissens in Wirklichkeit niemals erschöpfen. Man versucht heutzutage die Begriffe „Wissenschaft" und Philosophie als gleichbedeutend zu setzen, die Offenbarung dagegen als reine Glaubenssache zu bezeichnen und aus dem Wissensbereich hinauszudrängen. Dieses Verfahren ist viel zu modern, als daß es die feststehenden Säulen der wissenschaftlichen Begriffsbestimmung zum Wanken brächte. Grundlage des Wissens und Glaubens ist, war und bleibt die Philosophie als diejenige grundlegende Wissenschaft, welche sich aus den von Gott der Natur und dem Geiste unmittelbar gegebenen Gesetzen ableitet. Die wissenschaftlich methodische Belausch-

ung der Denk- und Naturgesetze ist es, was wir Logik und Metaphysik nennen. Der Geist aber fordert nicht allein das folgerichtige Denken, sondern auch das sittliche und rechtliche Wollen. Auch das natürliche Sitten- und Rechtsgesetz offenbart sich in der gottgeschaffenen Seele, und deßhalb sind auch diese Gesetze Gegenstand der Philosophie. Auf ihr beruhen und fußen jene Wissenschaften zweiten und dritten Ranges, die sich weniger mit dem Erkennen, als mit der Verarbeitung des Erkannten beschäftigen. Das Naturrecht ist Gegenstand philosophischer Forschung, während die Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches und der Civilordnung von der Jurisprudenz geschaffen wurden. Die Philosophie bildet gleichsam den Baum der Erkenntniß, daran als Früchte die übrigen Wissenschaften reifen und wachsen. Ist das philosophische Gewurzel faul, dann müssen es auch die Früchte sein. Wie mancher Halbgelehrte pflückt vom Baume der Erkenntniß einige Aepfel, ohne die Geschichte und Naturgeschichte des Baumes zu kennen, und wie manches Gesetz haben die Menschen in Ermangelung einer philosophischen Erkenntniß des natürlichen Rechtes geschaffen, das dem Willen der Gerechtigkeit zuwiderlief! Göthe hat diese Schattenseite menschlichen Schaffens gekennzeichnet mit den Worten:

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh' dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."

Wie keine dauerhafte Staatsverfassung möglich ist, wo das erkannte Naturrecht mangelt, so keine positive Theologie, wo die bloße Vernunft nicht zuerst bewiesen hat, daß ein höheres Wesen existire, von dem wir die Möglichkeit einer Offenbarung voraussetzen dürfen. Sogar die höchste aller Wissenschaften, die Theologie, baut auf

dem von der Philosophie präparirten Boden weiter. Wir Menschen müssen nämlich bauen, wenn wir eine Wissenschaft besitzen wollen, und zwar Stein auf Stein, Säule um Säule, während die göttliche Allwissenheit als jenes Originalgebäude zu betrachten ist, dem wir das Modell entnehmen. Man unterscheidet auch in der Wissenschaft zwischen Handlangern, Steinzurichtern, Mörtelklopfern, Unter- und Oberbaubeamten. Vielen gilt die bloße Wissenschaft des Denkens ohne Mitbenützung handgreiflicher Instrumente als eine abgelebte Matrone, die sich von jeher blamirt habe. Sie wissen leider nicht, daß ihnen diese Muhme von den Windeln ihrer Fachwissenschaften erzählen könnte. Man verdirbt sich an den harten Nüssen philosophischer Denkart keinen Zahn, um möglichst schnell an's Brodstudium heranzutreten und die muthmaßlichen Prüfungsfragen zu bedenken, erlaubt sich aber späterhin auf Grund eines fachwissenschaftlichen Maturitätszeugnisses, das man der Prüfungscommission mit Ach und Krach abzuerlisten wußte, die gesammte Philosophie als eine Meinungseselei zu denunciren, die Religion als Pfaffenbetrug zu erklären und den Menschengeist mittelst einer Morphiumeinspritzung in's Examen zu nehmen. Man hat keine Logik und Erkenntnißlehre studirt, wie soll man sie üben und in Anwendung bringen? Wenn Kant und besonders Fichte die Philosophie durch ihre aprioristische Hexerei in Mißkredit gebracht und deren Studium verleidet haben, so ist das kein genügender Grund, ihr die Freundschaft zu kündigen. Wer sich dazu gedrängt und berufen fühlt, das gefährliche Amt eines Philosophen zu verwalten, der ist von Gott zum Besten seiner Mitmenschen dazu verpflichtet, sein ganzes Denken in diesen Dienste aufzuopfern. Die Gottes Wasser sorgen- und gedankenlos über Gottes Land laufen lassen, werden vom Strom der Weltgeschichte

spurlos hinweggespült, und es tritt selten der natürliche Fall ein, daß man über das Kirchhofgras hinaus ihrer gedenkt. Der Philosoph ist die wichtigste Erscheinung im menschlichen Getriebe. Die Kunst ist schön, ja das schönste Privilegium der Menschheit, aber die Philosophie ist nothwendig, und wie das philosophische Genie eine seltnere Perle ist, als das künstlerische, so auch wird der Philosoph nur von wenigen Schatzgräbern geschätzt und verstanden. Nur Wenige können sich dafür begeistern, die Philosophie in ihrem innersten Schachte aufzusuchen, und den Schatz der wahren Gottesweisheit heben nur die Demüthigen. Den Künsten dagegen, besonders der Belletristik huldigt die Menge, und es wäre dies ein indirecter Weg, dem Volke die Philosophie zugänglich zu machen, wenn die Künstler ein Stück Philosophie auf ihrer Palette und die Dichter in ihrer Leier hätten.

Dadurch, daß ein philosophisches Genie sich als solches erweist, ist nicht bewiesen, daß sein System das rechte sei, denn keines Philosophen Denkfähigkeit ist unfehlbar, und kein Philosoph ist völlig frei vom Gängelbande der Affecte und Interessen. Wenn die Unfehlbarkeit in kirchlichen Glaubens- und Sittenlehren dem Papste zuerkannt wird, so hat dies mit der philosophischen Begabung des jeweiligen Papstes nichts zu schaffen. Die päpstliche Unfehlbarkeit ist Sache der positiv geoffenbarten Religion, und sie will aus rein theologischen Quellen heraus erkannt und beglaubigt sein. Auch die päpstliche Unfehlbarkeit soll an späterer Stelle schärfstens beleuchtet werden, denn sie hat dem fehlbaren Vernunftorakel schon manchen Kummer gemacht.

Ueber Wissenschaft im Allgemeinen wurde bereits gesprochen, und weil die Gartenlaube unter diesem Stichwort gewöhnlich ihre Naturwissenschaft verstanden

wissen will, so muß darauf hingewiesen werden, daß nicht diese, sondern die Philosophie das qualvoll uralte Räthsel zu lösen hat. Letztere lustwandelt stellenweise durch das Gebiet der ersteren, pflückt alle brauchbaren Früchte ab, steckt sie vergnügt in die große Professorentasche und bleibt schließlich auf einem Höhenpunkte stehen, der hoch über dem naturwissenschaftlichen Felde liegt und dasselbe wie einen Lieblingsplatz seiner Umgebung überragt. Der Philosoph muß sich auf sämmtliche Zweigwissenschaften verstehen, wie der Componist eines Musikdramas auf die Leistungsfähigkeit sämmtlicher Instrumente. Wer den Gesammtplan des Baues in seiner technischen Bedeutung erkennen möchte, der muß den Oberbaurath darüber befragen, während sich die Menge bei den Handlangern erkundigt, die sonst ehrenwerthe Leute sind, aber ihre mechanische Arbeit ohne Verständniß für das Ganze, dem sie dienen, mechanisch verrichten. Die Romanschreiber arbeiten nach dem Plan des Baumeisters, indem sie den Zierrath und die Stukaturarbeit besorgen, es sei denn, daß sie es vorziehen, aus Mangel an philosophischem Wissen ihre Floskeln eigenhändig in den blauen Nebel hineinzuhängen, der Poet aber trägt auf stolzem Flügelrosse die Fahne der Formvollendung hinauf, daß sie stolz über die Erde hinflattere und den Triumph des Menschengeistes bedeute. Wer dieser Fahne nicht huldigen mag, der geselle sich zu den Romanschreibern zweiter Klasse und besinge seine harmlosen Allotria selbstständig. Nach Heine, der niemals zu einer philosophischen Festigkeit gelangen konnte, wäre die Lösung des Weltenräthsels eine Tragödie, auf deren Ausgang allenfalls ein Narr vergeblich warte. Sollen wir die Waffen strecken oder dem Ungeheuer zu Leibe gehen? Wir wollen wissen, wer und was wir sind. Was mir manchen quälenden Gedanken verursacht hat,

und wessen ich mich endlich entledigt habe, das war der Zweifel, ob die Fragen des Woher und Wohin der Menschheit so oder so zu beantworten seien, denn daß diese Fragen unbeantwortlich wären, hätte ich niemals auch nur vermuthen können. Es wäre mit dem Erkenntnißtrieb der Vernunft unvereinbar, daß die Menschheit dazu verurtheilt sein sollte, den Zweifel, ob ein Gott sei, durch ein Leben von achtzig Jahren und eine Weltgeschichte von sechs Jahrtausenden ungelöst hindurch zu schleppen. Ist es nicht weit vernünftiger und naturgesetzlicher, anzunehmen, daß jener Pol des Jenseits, nach welchem die Magnetnadel unserer Seele unablässig hinzüngelt, eine reale Anziehungskraft habe, als daß diese Attraction in der Magnetnadel liege? Wenn der Atheismus, der seit Menschengedenken seine ethischen Baupläne entwirft und heute noch an der ersten Linie zeichnet, um auch diese wieder auszutilgen, das menschliche Sehnen nach höheren Sphären und das Gewissen mit seiner Selbstbestrafung anders, als durch den wirklichen Bestand einer höheren Weltregierung entziffern könnte, dann würde er positiver verfahren, statt seine Paragraphen auf die bloße Verneinung zu stützen, aber die Nothwendigkeit der Gottverneinung bezeugt eben, daß sich kein einziger Mensch, der damit beginnen will, ethisch zu handeln, der Gottidee entäußern kann. Der berühmte Philosoph Kant hatte die Ueberzeugung, daß die menschliche Gesellschaft ohne den Glauben an die ewige Vergeltung nicht bestehen könne, und er stellte zugleich die Behauptung auf, daß das Uebersinnliche keine Realität habe, daß wenigstens der Mensch nicht befähigt sei, letztere zu erkennen. Dieses Glauben wäre freilich nur ein Wähnen, und die ganze daraus entspringende Sittlichkeit hätte zur Grundlage eine Nothlüge. Statt den Zweifel zu lösen, erhebt diese Kant'sche Philo-

sophie den Zweifel zum Princip der Sittlichkeit. Extreme halten nicht allein das menschliche Leben, sondern auch die Philosophie im Gleichgewicht. Die Einen wollen in ihrer Gottebenbildlichkeit Alles a priori wissen, die Andern setzen sich auf den Isolirschemel der Menschheit, die bloße thatsächliche Erfahrung oder Greifbarkeit consultirend, und das Rechte liegt in der Mitte. Gingen Kant und seine Nachfolger von einem falschen Standpunkt der philosophischen Forschung aus, so lag wenigstens Logik in ihrem weiteren Bauen, wie etwa das richtige Alphabet in jeder falschen Abhandlung liegt, sonst hätten sie nicht zu den, jenen falschen Ausgangspunkten und Ursachen entsprechend falschen Endresultaten gelangen können. Kant läugnete das Sein des Uebersinnlichen, Fichte sogar dasjenige des Sinnlichen, als ob die uns umgebende körperlich sicht- und greifbare Welt auf dem bloßen „Scheinen" beruhe. Trotz dieser Merkwürdigkeiten liegt Logik in ihren Systemen, und die Materialisten der Gartenlaube hätten alle Ursache dazu, wenn sie den Standpunkt der scholastischen Schule nicht acceptiren wollen, wenigstens die Logik eines Kant und ähnlicher Philosophen nicht zu verschmähen. Sie halten sich, dem Abstrakten ausweichend, fest an's Concrete. Die Instrumente sind ihre Denkgesetze, und die Materie ist ihnen das handgreiflichste und deßhalb passendste Princip. Jene Logik aber, deren auch sie sich nicht erwehren können, weil sie mit ihrem Gehirn fest verwachsen ist, zwingt sie zur naturgemäßen Verurtheilung ihres eigenen Verfahrens, denn Büchner, der das bekannte Buch über Kraft und Stoff geschrieben, gesteht zu, es sei ihnen Nebensache, ob ihre Wissenschaft logisch oder unlogisch, tröstlich oder trostlos, ästhetisch oder unästhetisch, vernünftig oder albern sei. Dieses Zugeständniß verräth Logik, und es wäre zu wünschen,

daß sich diese logische Freimüthigkeit durch das ganze System hinzöge, denn in diesem Falle würden es auch diejenigen Menschen an seinen Früchten erkennen, denen die falsche Technik anderweits imponiren muß. Hier verzichtet man auf den Vorzug logischen Verfahrens, und an tausend Stellen rühmt sich die Gartenlaube gerade dieses Mittels, als ob außerhalb ihrer Ideen und Begriffe nur Volksverdummung herrsche. Als Gegenstück zu „Kraft und Stoff" sollte man unter dem Titel „Geist und Kraft" eine Prämie zur Gartenlaube anfertigen, und wenn man will — so kann diese meine Kritik jenem Zwecke genügen.

Der Gärtner hat sich zwar, um die Höhe der Laube bewältigen zu können, auf einer Leiter postirt, allein Vorsorge getroffen, daß er weder auf wackligen Füßen noch auf einer wackligen Leiter stehe. Ich habe mit dieser Bemerkung den Gesichts- und Ideenkreis eröffnen und andeuten wollen, in welchem die Gartenlaube ihre Gegenbeweise suchen wird. Dieses wäre der zweite Punkt, den man neben das Wörtlein „ultramontan" hinsetzen könnte. Im Laufe der Arbeit wird sich die Zweizahl um weitere Punkte vermehren, wie das in jenen literarischen Arbeiten üblich ist, darin Rede und Gegenrede stattfindet.

Keine Kraft ohne Stoff, keine ewige Schöpferkraft ohne ewigen Stoff, daher der Stoff ewig, so philosophiren die neuesten und modernsten Philosophen, nicht bedenkend, daß die Begriffe Stoff und Ewigkeit Gegensätze sind, und daß der Geist etwas Anderes ist, als diejenige Kraft, die ohne sinnlichen Stoff undenkbar wäre. Um zwischen Zeit und Ewigkeit in philosophischem Sinne — denn nur dem Volksmund läßt sich's verzeihen, darunter eine lange, lange, noch längere Zeit zu verstehen — zwischen Raum und Unendlichkeit, zwischen Stoff und Geist richtig unter-

ſcheiden zu lernen, beobachte deine eigene Seelenthätigkeit im Gegenſatze zu den ſtofflichen Kräften. Die Seele aber iſt ein Ebenbild jenes Geiſtes, der uns ſchuf, uns regiert und der Stoffwelt gegenüber den Anſchein trägt, als ob er incognito regiere. Dein Erinnerungsvermögen, dein ſpeculatives Berechnen zukünftiger Dinge und dein geiſtiger Flug zu höheren, nie betretenen und nie geſehenen Sphären, ſie ſpotten aller Geſetze des Raumes, der Zeit und der Stoffkraft. Sie ſtehen hoch über den Krücken der ſinnlichen Natur, wie die Lerche ſich jubelnd über dem Haupte des gelähmten Fußgängers hinweghebt. Die ſtofflichen Güter und Kräfte vermindern ſich beim Genießen und Arbeiten, während ſich die geiſtigen vermehren. Jener „Nachlaß" der geiſtigen Kräfte, der ſich zuweilen einſtellt, iſt ein körperlicher, kein geiſtiger Nachlaß, inſofern der Geiſt an die Leiſtungsfähigkeit der körperlichen Organe weſentlich gebunden iſt, ohne deßhalb aus jenen Organen geboren zu werden. Das Wort verhallt, der Gedanke lebt fort. Das Buch verdirbt und veraltet, ſein geiſtiger Gehalt entfaltet ſich zu immer neuer Blüthe. Der Geiſt als Erinnerungsvermögen umſpannt in einem kaumgedachten Augenblicke das ganze achtzigjährige Leben, ja die geſammte ſechstauſendjährige Vergangenheit des Menſchengeſchlechtes, und ſelbſt die entlegenſte Zukunft fügt ſich der Schlußfolgerung des Geiſtes. Weder Raum noch Stoff, weder Zeit noch Zügel, nichts kann den unbegrenzten Flug des Geiſtes hemmen, und dieſen Flug unternimmt der Dichter auf dem bekannten Flügelroſſe, das den ungehemmten Flug verſinnbilden ſoll, während ſich der nüchterne Philoſoph um die Axe ſeiner Vernunft bewegt, einer Schnecke vergleichbar, die ohne Sang und Saite, ohne Flügelſchlag und Zierrath, ohne Wohllaut und Metapherngeheimniß ſchlicht und faſt widerlich, aber beharrlich von Sandkorn zu Sandkorn dahin-

kriecht, einer harten, sehr harten Schale sich entäußernd. Die Phantasie will, und der Stoff ist vorhanden, wenn nicht in Wirklichkeit, doch als Photographie, und das genügt dem Geiste. Das bloße Denken und Wollen hat die fernsten Meeresgestade in seiner Gewalt, es leiht dem Körper die Flügel des Geistes, reißt ihn durch meterdicke Mauern und gewaltige Zeiträume ohne Fahrbillet und Brecheisen mit sich fort, heißt ihn aufzucken, niederknieen, erröthen und die Lippe zum Kuß auf eine erinnerungsliebe Stirne drücken. Der stofflichen Kraft dagegen entspringen solche Thätigkeiten nicht, und es müßte mit sonderbaren Ausnahmen im Haushalt der Natur zugehen, wenn gerade das menschliche Gehirn übersinnliche Dinge hervorzaubern könnte. Jener große Geist, der das Universum beherrscht, verursacht der Gartenlaube weniger Schmerzen, als das kleine unsichtbare Wesen, das sich im menschlichen Gehirne kundgibt. Jenen besitzen wir nicht unmittelbar, dieses aber können wir ebenso wenig negiren, als wir uns selbst hinwegdisputiren können. Um rasch über alle Schwierigkeiten hinwegzuspringen, erklärt sie das menschliche Denken als Resultat des Zusammenwirkens physischer Kräfte, das mit dem Stoff entstehe und vergehe.

1873, S. 373: „Der Materialist behauptet, daß nach den von Ewigkeit an herrschenden und unveränderlichen Naturgesetzen mit dem Untergange der Materie des Gehirns (daher Materialismus), auch dessen geistige Kraft (der Geist, Spiritus) aufhören muß.“ Daß diese Behauptung gedruckt vorliegt, hätte nichts auf sich, wenn der Beweis beigedruckt wäre. Die drei Worte „von Ewigkeit an“ bilden einen Widerspruch. Hat die Ewigkeit einen Anfang? Die Gartenlaube hat unmittelbar vorher zugestanden: „Wenn die Wissenschaft zur

Zeit auch noch nicht die Art und Weise kennt, wie diese Hirnthätigkeit (Geist) zu Stande kommt, so steht doch soviel fest, daß ohne richtig gebautes und richtig chemisch zusammengesetztes Gehirn alle geistige Kraft eine Unmöglichkeit ist.“ Das heißt ehrlich gesprochen: die Wissenschaft weiß zwar nicht, was der Geist ist, sie weiß aber ganz bestimmt, daß er ein Produkt des Gehirnstoffes ist und mit diesem zu Grunde geht. Herrliche Logik! Daß ohne richtiges Gehirn kein richtiges Denken stattfinde, wußte man schon längst, daß aber die moderne Wissenschaft den alten Knoten löse, welches denn eigentlich die Art der Verschmelzung von Stoff und Geist sein müsse, ist eine vergebliche Anforderung, und wollen wir darüber aufgeklärt sein, so bleibt uns also doch nichts Anderes übrig, als bei den „mittelalterlich ungeheuerlichen“ Philosophen mit ihren „scholastischen Spitzfindigkeiten“ darüber anzufragen. Daß zwei Magnetstoffe aneinander hängen bleiben, sieht jedes Schulkind mit seinen leiblichen Augen, und kein einziger Gelehrte kann sich die bloße Kraft vorstellen, die beide Stoffmassen zusammenhält. Weil das Aneinanderhängenbleiben stattfindet, sagt der Gelehrte, muß eine Kraft vorhanden sein, welche den Zusammenhalt bewirkt. Wäre die übersinnliche Sphäre, an welcher unsere Seele mit allen Fasern hängt, ein Magneteisen, dann würden auch die Materialisten ihre Realität nicht verneinen. Wir sehen die Seele nicht, noch weniger werden wir auf körperliche Weise des Jenseits inne, aber aus den Wirkungen schließen wir auf die entsprechenden Ursachen, wie dies auch beim Magnetismus geschieht. Ist der Körper auf seinem Blüthepunkte angelangt, so tritt er den Rückweg an und beginnt abzusterben, während die Klarheit des Denkens zunimmt. Der Greis verfügt über mehr Intelligenz, als der Jüngling,

als der Mann. Der Gehirnstoff als etwas rein Sinnliches soll übersinnliche Ideen gebären? Er soll sich selbst auf den Mund schlagen, indem er als sinnliches Produkt zugleich die Sinnlichkeit bekämpft und bezähmt? Er soll eine Kraft hervorbringen, die aufwärts, abwärts dampfen, nach Süden, nach Norden wehen, starr, flüssig, thätig, unthätig sein kann ganz wie es der Kraft beliebt, ohne nach der Dienstesinstruction des Stoffes zu fragen, der sie entspringt? Was ist die Willens-Freiheit des Menschen anders? Wie doch wären Scham, Reue und Selbstverdammung möglich, wenn das Denken dem Gradaus der Naturkraft folgen müßte! Wo ist eine Naturkraft, die um ihr Bestehen weiß? Unser Gehirn wird mit den Jahren größer, es verändert sich und soll dennoch ganz dieselben Kräfte äußern, indem es dieselben Gedanken wie vor Zeiten produzirt? Bleibt sich das Selbstbewußtsein nicht vollständig gleich, und können wir uns nicht naturgetreu in den Ideenkreis unserer Kindheit zurückversetzen? Kann dir auch der stürmische Nordwind als säuselnder Zephyr dienen? Dieser sich gleichbleibende Gedankengang bei fortwährender Umbildung des Gehirns läßt sich nur durch eine der Veränderung unfähige geistige Substanz erklären, welche den Quell der Gedanken bildet. Geistige Substanz — aha! Was ist das? Kann man's schmecken, fühlen, sehen, essen, messen, wiegen, riechen? Wenn der Gehirnstoff diese Substanz nicht bildet, wo steckt sie alsdann, in der Fußsohle, im Absatz oder gar in der Westentasche? Die Gedanken fliegen doch nicht aus der Luft herunter, und die Liebe nicht von ungefähr in's Menschenherz, das Wollen muß doch einem willensfähigen Apparat entspringen? So wenig eine sinnliche Kraft ohne Materie denkbar ist, kann eine geistige Thätigkeit entstehen ohne übersinnliche Materie, um mich vor-

läufig so auszudrücken, aus welcher die geistige Verrichtung hervorgeht. Diese übersinnliche Materie führt den Namen geistige Substanz, nicht weil sie dem Pfeffer ähnlich eine greifbare Substanz bildet, sondern weil sie nach lateinischer Sprachweise substat, d. h. dem Denken und Wollen als Springquell zu Grunde liegt. Wie man die Kraft nicht verspürt und weder mit Augen noch mit Ohren wahrnehmen kann, die aus jener geistigen Substanz entspringt, so läßt sich auch letztere nicht mit Händen greifen, nicht sehen, nicht hören. Um sich nach außen wahrnehmbar zu machen, bedient sich dieselbe der körperlichen Organe, und deßhalb hat der Mensch als einzig vernunftbegabtes Wesen zum Unterschied von den Thieren eine durchgeistigte, artikulirte Sprache. Was jene geistige Substanz als Zwillinge gebärt, sind Gedanke und Wort. Sie bildet jenes göttliche Werkzeug, das wir Menschenseele nennen, und dem wir unsere Gedanken und Empfindungen wie einem Instrumente die Töne entlocken. Die Gedanken verwehen, manche haften als Erinnerungen fest, aber das Instrument ist immer vorhanden, ob wir dasselbe verrosten lassen oder benützen, ob wir für die richtige Stimmung sorgen, oder dasselbe solange vernachlässigen und mißhandeln, bis uns seine Töne zur Verzweiflung bringen. Wer mir die Phantasie zutrauen wollte, als dächte ich mir diese geistige Substanz in den Körper hinein, etwa in den Hirnkasten, wie man sich einen durchgebrannten Benediktinermönch in ein südwestliches Eisenbahncoupé hineindenkt, und als dächte ich mir diesen Passagier schlafend, wachend, sinnend oder träumend, bis derselbe an der letzten Station, auf dem Sterbelager durch einen schrillen Schrei aufgeschreckt ausstiege, um mit Hinterlassung des stofflichen Gepäcks zu den höheren Regionen abzuschieben, wer mir eine solche impertinente Phantasie zutrauen wollte,

den würde ich auf den ersten Blick für einen materialistischen Mitarbeiter der Gartenlaube halten, denn gerade diese sind darin befangen, Alles und Jedes auf den Conto der sinnlichen Vorstellung zu setzen. Wer sich zu der Spekulation des reinen Denkens nicht emporarbeiten kann, daß ein Etwas, um zu sein, nicht gerade ein stoffliches Etwas sein müsse, der soll dem Tempel der Weltweisheit ganz von der Schwelle bleiben. Wie man geistige und stoffliche Substanzen zu gemeinsamer Wesenheit verarbeitet, das ist freilich ein Experiment, welches kein Professor der Physik an den Thürpfosten und Schubladen oder mit der Kreide auf der Schultafel erklären könnte, wir sind auch nicht dafür verantwortlich gemacht worden, daß jeder Nachgeborene eine Seele durch uns erlange, sonst liefe manches Kind gedankenloser Eltern ohne Denkinstrument in der Welt herum. —

Sollte meine bisherige Darstellung einer schönen Leserin zu trocken erscheinen, die absolut von Heinrich Heine Näheres wissen möchte — so möge sie bedenken, daß man als Kritiker zuerst eine kräftige Rindfleischsuppe servirt und eine gründliche Mahlzeit vorausschickt, ehe man mit Leckereien aufwartet, und daß jedes Denkmal, welches in luftigen Gebilden verläuft, auf einem soliden, breiten Sockel festsitzen muß.

Die Gartenlaube von 1873 machte bekannt, die Wissenschaft wisse zur Zeit noch nicht, wie der Geist des Menschen zu Stande komme, während sie drei Jahre früher das Zustandekommen des Geistes im Detail beschrieben hatte. 1870, S. 10: „Das gesunde, gehörig eiweiß-, fett- und phosphorhaltige Gehirn hat zwar die Fähigkeit, geistig thätig sein zu können, allein diese geistige Thätigkeit muß in ihm erst erweckt und herausgebildet werden, von Haus aus besitzt es dieselbe nicht.

Und dies geschieht mit Hülfe der Eindrücke auf das Gehirn, welche von der Außenwelt durch die Sinnesorgane und Sinnesnerven, von den Empfindungsorganen unseres eigenen Körpers aber durch die Empfindungsnerven in das Gehirn hineingeschafft werden. Vom Eingeborensein eines bestimmten Glaubens, Wissens und Könnens in das Gehirn, von Gut oder Bös, von Schön und Häßlich ist gar keine Rede. Verbrecher werden ebensowenig wie edle Menschen geboren, immer nur erzogen, und deßhalb wird auch jeder echt menschlich fühlende Gebildete den Verbrecher stets nur als einen Unglücklichen ansehen, der weit weniger für sein Verbrechen verantwortlich zu machen ist, als seine ersten Erzieher . . . . Was und wie das Gehirn später arbeitet, ist immer nur die Folge früherer Eindrücke und Eingewöhnungen. Es läßt sich deßhalb der Mensch mit Hülfe dieser Bildungsfähigkeit seines Gehirns durch Gewöhnung zu allem Möglichen erziehen.“ Nach dem Naturrechte müßten demgemäß statt der Verbrecher die Eltern, Ammen und Schulmeister aufgehängt werden.

Wenn sich Jemand in verstandesreifen Jahren freien Willens dazu entschließt, Convertit zu werden, soll das eine Handlung sein, die man auf die Erziehung des Convertiten zurückzuführen hätte, um aber Convertit werden zu können, muß man zu einem entgegengesetzten Glaubensbekenntniß erzogen worden sein. Welchem Eindruck auf das kindliche Gehirn hätte man den freien Entschluß zu verdanken, das Entgegengesetzte zu wählen? Zwillinge, die unter gleichen Eindrücken aufwachsen, können grundverschiedene Menschen werden. Der eine wird unter Umständen ein Ideal von Tugend und Charakterfestigkeit, während der andere am Galgen endet. Einer realistischen

Erziehung folgt nicht selten eine idealistische Zukunft; der geschmackloseste Erzieher kann einen vorzüglichen Aesthetiker zum Sohne haben; der eine läßt sich an jeden Karren spannen, während der andere moralisch frei und selbsthandelnd die Rathschläge nichtgenialer Menschen instinctiv unbeachtet läßt; manches christlich erzogene Kind bleibt seinen Gesinnungen treu, während der Zwillingsbruder, der nicht minder christlich erzogen wurde, seinen Mitmenschen die Emancipation predigt, daß man sich am kalten Wasser die Finger verbrenne, und daß die Würmer, durch die Brille der Wissenschaft gesehen, auf Stelzen gingen. Wenn die Verwechslung des Geistes mit der materiellen Kraft zu solchen Albernheiten führen muß, als ob ein ordentlicher Junge kein liederliches Subject zum Vater, und ein ehrlicher Mann keinen ungerathenen Sohn haben könne, dann muß auch der ordinärste Alltagsverstand erkennen, daß es mit jener Gelehrtheit nicht ganz richtig sein könne. Was ist Genie, was ist Originalität, wenn der Geist nur ein Abdruck empfangener Eindrücke ist? — Diese Eindrücke sind jedenfalls Ausdrücke für eine unerklärliche Sache. Wer hat die ersten Eindrücke auf die Affenschädel besorgt, oder stammt unsere geistige Thätigkeit von jenen Eindrücken her, welche der Urschleim auf den Fisch, das Beutelthier auf den Gorilla, der Orang-Utang auf uns gemacht hat? Wem gebührt der Ruhm genialer Menschen? Nicht ihnen, sondern den Schenkammen und Schulmeistern. Nicht einmal die Mitarbeiter, viel weniger die Abonnenten der Gartenlaube konnten obiges Citat über geistige Fähigkeit und Thätigkeit des Gehirns verstehen, sonst stände S. 76 von 1879 nicht: „Der Wunder größtes .... das ist doch der Menschengeist.“ Damit Niemand meine Kritik eine großsprecherische nenne, will ich den Commentar auch

zu diesem Citate liefern. Die Tonsaite hat die Fähigkeit, zu tönen, wenn diese Fähigkeit durch die Hand des Musikanten oder durch den Hauch des Windes in Thätigkeit versetzt wird. Die Fähigkeit aber schließt die Art und Weise dieser tönenden Thätigkeit in sich, denn die Klangfarbe oder Klangweise des Tones hängt nicht vom Wind und den Fingerspitzen ab, sondern von der angeborenen Beschaffenheit der Saite. Der Musikant entlockt ihr hohe, tiefe, schnurrende und sanftthingleitende Töne, allein die Klangfarbe des hohen und tiefen Tones ist bedingt durch ihren Ursprung. Deßhalb bedient man sich zu verschiedenen musikalischen Zwecken der Darm- und Metallsaiten, wie überhaupt der verschiedenen Grundstoffe, um eine natürliche Tonmannichfaltigkeit hervorzubringen. Man reibt mit Papier an der Wand, zum Hämmerschlag der Messerklingen das Geklapper der Mühle und das Gezisch des stürzenden Wassers nachahmend. Die Natur selbst in ihren Grundstoffen angeschlagen, bildet den Schall, den Ton, die Musik, und weil Musik nichts Anderes ist, als tönende Natur, deßhalb klingt sie mit verdoppelter Natursprache so gewaltig und ergreifend an die mit den leiblichen Sinnen wesentlich verbundene Menschenseele, und weil ferner der Menschenleib die Blüthe alles organischen Lebens ist, deßhalb ist der menschliche Gesang die schönste und die seelenvollste Musik. Nicht der schönere Klang des Tones verleiht dem Menschen diesen Vorzug, sondern die mittelst des Tones sich offenbarende übersinnliche Seele. Auch diese bildet einen Bestandtheil einer Welt, die ihre Mannichfaltigkeit besitzt, und wie die körperliche Schöpfung ihre verschiedenen Klangfarben zeigt, so auch die geistige. Die schöpferische Thätigkeit Gottes ist keine abgeschlossene, sondern eine permanente. Mit der Erschaffung einer jeden Menschenseele vollzieht sich eine schöpferisches „Es werde“,

und weil die Mannichfaltigkeit göttlichen Schaffens eine ewig originelle und ursprüngliche sein muß, deßhalb kann die Genialität auch auf der Erde niemals aussterben. Jede neugeborene Menschenseele bildet eine eigenartige Erscheinung im alten Lauf der sinnlichen Natur und des verknöcherten Herkommens, wie jeder Körper, durch den diese Seele zum Ausdruck gebracht wird, eine gleiche und doch verschiedenartige Physiognomie besitzt. Jede Seele hat ihre besondere Klangfarbe, die eine klingt rein wie Gold, die andere rauh wie das Brausen des Sturmes, die eine hohl wie Blei, die andere voll und schön wie Glockenton und Becherklang. Ich werde gelegentlich der Kritik über literarische Nachahmung und Originalität auf dieses Thema zurückgreifen.

1872, S. 42: „Woher das Material zum Weltenbau stammt, und warum dasselbe vorhanden ist? Diese Fragen stellt sich die Wissenschaft nicht, weil sie weiß, daß diese niemals beantwortet werden können. Die Entstehung der vorhandenen Materie ist der menschlichen Erkenntniß entzogen und kann deßhalb niemals Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein." Worin besteht die Kunst der „Wissenschaft", wenn sie derartige Fragen als unlösbar bezeichnet? daß die Welt wirklich vorhanden sei, das einzusehen, bedarf es keiner „Wissenschaft". Schöne Philosophie! so zahm und bescheiden, daß man wünschen möchte, sie bliebe sich consequent in dieser Bescheidenheit und ließe ihre vorwitzigen Finger auch dort aus dem Spiele, wo es gilt, die Dogmen zu beurtheilen und die heilige Schrift zu seciren. Diese Wissenschaft ergibt sich verzweifelnd, wo das eigentliche Räthsel sein Meduſenhaupt erhebt. Wozu die Wissenschaft, wenn sie den

Wissensdurst reizt, statt ihn zu kühlen, und nur soviel weiß, daß sie dasjenige nicht wissen könne, was sie wissen sollte? Liegt das Verdienst der Wissenschaft darin, daß sie schreiend um den heißen Brei herumspaziere? Ist das die „Wissenschaft" desjenigen, der „gar nichts glaubt und nur zu wissen sich bestrebt und alle kirchlichen Glaubenssatzungen nicht anerkennt" (1873, S. 373)? Sätze wie S. 291 von 1874: „An ihrer Spitze sitzt Bismark's rechte Hand, Herr Dr. Delbrück", S. 22 von 1879: „Seine Gesichtsfärbung zeigte einen leisen Anflug von galligem Colorit," S. 75: „Oben in zwei niedrigen Fenstern brannte Licht," S. 138: „Zuletzt ist Essen und Trinken der beste Regulator für die Stimmung": lassen sich eher entschuldigen, denn sie fördern, wenn nicht die Philosophie und Stilistik, so doch wenigstens die friedliche Unterhaltung.

1873, S. 373: „Für ihn (den Materialisten) existirt also eine persönliche Fortdauer sowie ein Jenseits mit Himmel und Hölle nicht. Für ihn schließt darum das Diesseits schon das Jenseits ein, und sein Streben ist deßhalb darauf gerichtet, sich schon hier auf der Erde seinen Himmel zu bereiten."

Ohne von Materialistinnen zu sprechen, rechnet man jedenfalls zwischen den Zeilen auch die vernünftigen Damen zu den Materialisten. Warum aber schreibt die „vernünftige Hausmutter" oder deren Doppelgänger S. 9 von 1879: „Das ist der zweite große Abschnitt im Frauenleben; ein Abschnitt, bei dem die Mutter all' ihre Kraft, all' ihren felsenfesten Glauben braucht, um ihn würdig zu durchleben"? Die emancipirte Frau sollte doch „vernünftiger" Weise „gar nichts glauben", und wenn für sie kein Jenseits existirt, an was verschleudert sie alsdann all' ihren felsenfesten

Glauben? So irrlichterirt die Gartenlaube hin und her.

Hast du's gehört, Socialdemokratie, wo der Himmel zu suchen sei? Ich rathe Keinem, aus Vergeßlichkeit und mit Naivität an fremden Taschen herumzufingern, aber das ist „wissenschaftlich" festgestellt, daß eine jenseitige Bestrafung nicht in Aussicht steht, wenn man sich diesseits nicht erwischen läßt. Haltet ein, Socialisten, die wahre Wissenschaft urtheilt anders!

Um die Seligkeit dieses Erdenhimmels voll zu machen, beklagt die Gartenlaube S. 87 von 1879 den „Hinfall alles Irdischen", und um den Horizont des wahren Menschenparadieses mit lachenden Engelsköpfchen und glückbringenden Feen zu bekränzen, schreibt die Wissenschaft S. 734 von 1873: „Wir vegetiren bloß auf unserm alten Erdballe, und die Natur außerhalb der Erde kümmert sich um uns nicht, fragt nicht darnach, ob es uns wohl geht, oder ob wir verderben. Die Sonne verspart ihren Schein durchaus nicht, um uns ein paar Milliarden Jahre länger leuchten zu können, sondern geht verschwenderisch mit ihrer Habe um und läßt unsere Nachkommen und das gesammte organische Leben dereinst in Dunkelheit und Kälte umkommen, wenn sie selbst kein Licht und keine Wärme mehr besitzt." Diese neumodische Art von jüngstem Tag bildet wahrscheinlich den Höhepunkt der Descendenztheorie, wonach sich der Mensch zu immer höherer Seligkeit entwickeln soll. „Es verheißt demnach der Darwinismus dem Menschengeschlechte eine immer menschenwürdigere Zukunft" (1875, S. 9); „denn ein Fortschreiten zum Vollkommeneren ist ja ihr Grundgedanke" (1875, S. 268). Prachtvolle Menschlichkeit, herrliche Humanität! Von den Affen abstammen und schließlich erfrieren oder sich in der

Dunkelheit den Schädel einrennen oder gar in eine Pfütze fallen! Schöner Anfang, schöner Schluß der Entwicklung! Respekt vor dieser Philosophie, Achtung vor diesen Menschenrechten! Während man einem Kant und ähnlichen Denkern mit den Keulenschlägen der Logik entgegentreten mußte, genügt auf der Mensur mit den Materialisten der Gartenlaube eine simple Leimruthe, denn sie haben die Passion, auf der stofflichen Oberfläche hängen zu bleiben, statt in das Innere der Metaphysik vorzudringen. Sie möchten den Begriffen zuerst auf den leiblichen Puls fühlen, bevor sie an deren Inhalt glauben können. Sie predigen die Gottlosigkeit nicht, aber sie läugnen die Gottheit. Ihr ganzes System ist eine komische Oper auf wegdisputirten Instrumenten, eine Vogelscheuche des gesunden Menschenverstandes. Zu allen Poren rinnt der Widerspruch heraus, es rinnt und rinnt tropfenweise, und es tropft und tröpfelt unter den Schlägen der Kritik so lange, bis der ganze materialistische Spiritus im Sande verronnen ist. Alles Zustopfen und Flicken umsonst, die Kanne ist faul. Die vom Elternhause der Sprache herkommenden idealistischen Ausdrücke stehen auch den Materialisten zur Verfügung, und hätte nicht ihrer Mutter Mund diese Edelperlen auf ihre Zunge hingehaucht, und hätte nicht der Schöpfer sie mit höheren Ideen ausgestattet, aus eigener Logik und Idealität wahrlich würden sie diesen von ihnen gebrauchten Sprachschatz niemals ermittelt haben. Die schönen Redefiguren haben eine lockende Melodie, und wo sie diesen Zauber unnatürlichen, verkehrten Zwecken leihen müssen, da sind sie jenen Nachtigallen vergleichbar, die allüberall ihr wundersames Lied ertönen lassen, wo immer sie gefangen sitzen. Sie haben keinen andern Schlag erlernt, als den überall wohlklingenden Laut, den eine gottgeschaffene Natur ihnen gab, und dieser

göttliche Schlag muß zum Schlagwort der Verblendung dienen, weil die Meisten nur der Töne achten, ohne nach dem Käfig der gefangenen Nachtigall zu fragen.

1873, S. 373: „Mit Häckel müssen wir den Wunsch aussprechen, daß unsere sogenannten gebildeten Kreise endlich einmal aufhören mögen, sich durch die Zweideutigkeit dieses Stichwortes «Materialismus» täuschen und irreführen zu lassen. Es ist doch wahrlich nicht schwer, bei einem unbefangenen Blicke in Leben und Geschichte gewahr zu werden, daß der gewiß ganz verwerfliche ethische oder sittliche Materialismus ganz und gar nichts mit dem von den echten Materialisten vertretenen wissenschaftlichen oder naturphilosophischen Materialismus zu thun hat. Im Gegentheil schließen sich Beide gewöhnlich geradezu aus. Die praktisch-materialistischen Tendenzen, das hastige Streben nach materiellen Glücksgütern und raffinirtem Lebensgenuß, und die daraus folgende sittliche Entartung findet sich gerade in denjenigen Kreisen der Gesellschaft am stärksten entwickelt, welche am breitesten ihre religiöse Frömmigkeit zur Schau tragen, und welche dagegen von der Natur und ihrem Wesen nichts wissen, sich also auch keine philosophisch-materialistischen Gedanken darüber machen können. Umgekehrt findet sich dieser ethische Materialismus gerade am wenigsten bei den materialistischen Philosophen ausgebildet . . . Daß mit dem Materialismus der Idealismus zu Grunde ginge, kann nur der behaupten, welcher vom Materialismus nichts versteht. Gerade der Materialist ist mehr als jeder Andere Idealist — — arme Nachtigall — — denn sein Ideal ist es, die Menschheit ohne Mitwirkung des Glaubens allmählich für die höchste Blüthe der Sittlichkeit zu erziehen.“ Ist vielleicht auch derjenige ein Idealist, dessen Ideal ist, gut zu essen und zu trinken und nichts zu arbeiten? Dadurch, daß der wissen-

schaftliche Materialismus Gott und die Unsterblichkeit der Seele verneint, bejaht er den sittlichen Materialismus, denn ohne Jenseits ist eine Sittlichkeit nicht möglich. Das Diesseits ist ohne die höhere Welt ein Rumpf ohne Kopf, eine Ouverture ohne Bedeutung, ein Vordersatz ohne Nachsatz, ein Fragment, das weder den Anfang noch das Ende erkennen läßt. Wenn der materialistische Neubau mit der Sittlichkeit nichts zu thun hat, warum sollen sich alle Denkenden bemühen, eine moderne, der neuen Wissenschaft entsprechende Sittlichkeit zu entdecken? Und warum hält es „wissenschaftlich" gebildeten Materialisten so schwer, den sittlichen Abgrund zu überbrücken, den ihre Wissenschaft hervorgerufen hat? Warum verschwinden nach und nach die idealistischen Kunstideale aus der modernen Welt, um dem Geschmack der Feinschmecker und Geldjuden Platz zu machen? Man spare doch alle Mühe, einen Apfel für gesund zu erklären, dem die Würmer zu allen Seiten heraushängen. Auch dieses „Aufdämmern einer neuen Weltanschauung" (1879, S. 112) wird über kurz oder lang als matte Abendröthe am Horizont verglimmen, um in's große Meer der leblosen Buchstaben hinabzusinken, während die flammende Sonne der christlichen Wahrheit leuchtend aufstrahlt und mit jedem erwachenden Morgen wie mit jedem neuen Jahrhundert ihr altes wärmendes Licht und Leben über beide Welten hinbreitet. Was neben ihr aufleuchten möchte, kann nur das Kunstfeuer einer neuen Thorheit sein.

Ich weiß bei der Vielseitigkeit dieser philosophischen Fragen kaum das rechte Maß einzuhalten, doch ich tröste mich mit jenem Gebirgsschützen, der den Apfel auf dem Haupte seines eigenen Kindes mitten in's Herz traf, dabei dem Grundsatz huldigend: Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten. Deßhalb, göttliche Waffe der Kritik, himm-

lische Wollust des Geistes, und du, olymperschütterndes Lachen der Seligen, helft mir die Kurzsichtigkeit und Verknöcherung der Stoffnaturen vor allen denkenden Wesen offenkundig machen! Ich achte nicht der Steinsplitter, gelingt mir nur das Denkmal, das ich dem falschen Weltsinne mit seinen Irrlichtern setzen möchte, nachdem es die Gartenlaube schon längst verdient hätte, daß zum Entgelt für ihre Verdienste um die Verewigung Anderer auch ihr ein literarisches Monument errichtet worden wäre. Daß sie das Denkmälermachen fabrikmäßig und en gros betreibt, als ob in Leipzig das Weltgericht tage, wird sich an geeigneter Stelle zeigen.

Der Aufsatz „Menschliche Erbschaften aus dem Thierreiche“ (1875, S. 266) beginnt mit den vielgefolterten Worten: „Weh' dir, daß du ein Enkel bist! so rief der Dichter, der unter allen seinen Brüdern in Apollo den tiefsten Blick in die Natur gethan, seinen Mitmenschen zu, und wir alle hätten Ursache, ihm das mit einem tiefen Seufzer nachzusprechen. Denn, wenn wir, ohne etliche sehr ungeschlachte Ahnen zu bemühen, geraden Weges aus der Hand eines allweisen Schöpfers hervorgegangen wären, so hätten wir ohne Zweifel einen vollkommeneren Körper erlangt, als derjenige ist, mit dem wir uns behelfen müssen, so gut es eben angeht.“ Ließe man bei seiner entsetzlich prosaischen Weisheit doch wenigstens die großen Dichter in Ruhe! Ein echter Materialist kann unmöglich poetisches Gehör, und ein echter Poet unmöglich materialistisches Gefühl besitzen. Die wahre Poesie ist eine naturgeborene Feindin des Materialismus; man weiche ihr aus, wo man sie von ferne erblickt, statt ihr unter die Füße zu laufen. Um keinen Zweifel übrig zu lassen, wie obiges „Weh' dir, daß du ein Enkel bist“ an dieser Stelle zu interpretiren sei, schicken wir eine andere Aeußerung des

nämlichen Verfassers voraus. 1879, S. 114: „Eine ganz ähnliche Voraussicht finden wir bei dem deutschen Dichterfürsten Göthe, der . . . ebenso sicher und entschieden die Darwin'sche Weltanschauung voraussah und im Sehnen nach derselben seine höchste Befriedigung fand." Wären diese poetischen Zähne, die man dem Dichterfürsten Göthe ausreißen wollte, wirklich materialistisch angehöhlt, wie hätte Göthe ausrufen können: Weh' dir, daß du ein Enkel bist? Der Verfasser *schließt* doch seinen Aufsatz, den er mit diesem Weh' dir eingeleitet hat in einer *gerade das Gegentheil* besagenden Weise: „Weit entfernt, daß die sich vorbereitende Weltanschauung den Menschen verthieren und edleren Regungen abhold machen könnte, wird sie alle in ihm noch schlummernden Keime zu entfalten streben, denn ein Fortschreiten zum Vollkommeneren ist ja ihr Grundgedanke." Begeistert für diese Weltanschauung hätte Göthe ausrufen müssen: *Wohl* dir, daß du ein Enkel bist, freue dich und frohlocke tausendmal, stelle dich auf den Kopf vor Freude, laß den Champagner in's Eis stellen, weil du so glücklich bist, das vollendetere Kind einer späteren Sonne zu sein, statt die Uebergangsspuren vom Affenthum zur Menschenart auf deiner Stirne zu tragen. Wohl dir, daß du ein Enkel bist, und als Urenkel hättest du noch mehr Ursache, dir's wohl sein zu lassen, du ständest ja der Vollendung näher. Zufällig hat der Dichterfürst Göthe nicht den naturwissenschaftlichen, sondern den naturrechtlichen Nagel auf den Kopf treffen wollen, als er dieses Weh' dir producirte. Ich fühle mich poesierechtlich dazu verpflichtet, für unsern Dichterfürsten Göthe der materialistischen Anklage gegenüber als Entlastungszeuge aufzutreten. Bezüglich des Körpers aber, „mit dem wir uns behelfen müssen", sofern wir lahm, blind, taub oder stumm sein *sollten*,

sei die Frage aufgeworfen: War Adam ein Krüppel, war Eva schwindsüchtig? Muß der Schöpfer deine unreife Wollust verantworten und deine Denkfaulheit, wenn du deinen Nachkommen zerbrochene Rippen und faules Blut mit auf den Weg in's Dasein gibst? Ist der Schöpfer Ursache unseres Jammers, oder ist die eigene Schuld des Menschen der Springquell seiner Thränen, seines Elends? Ist diesem Elend abgeholfen, wenn du zu diesem Thränenbündel auch noch die schöne Erinnerung, ein Affensprößling zu sein, auf deine verkrüppelte Schulter nimmst? Findest du darin einen Trost, eine Entschädigung? Sei froh, daß dich die Gelehrten nur auf dem Papier zu einem Thiere herabstempeln können, und daß die Natur treuer gegen dich verfährt. Die Natur küßt den Menschen auf die Stirne, indem sie derselben den Hauch des Himmels aufdrückt, während der Mensch sie maltraitirt; sie umarmt ihn, während der Mensch sie von sich stößt, sie beschützt und bewacht ihn wie eine treue Gefährtin, während der Mensch zu ihrem Verräther wird. Derselbe Aufsatz enthält noch mehr des Interessanten: „Die Entwickelungsgeschichte jedes Lebewesens ist eine abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte, die .... in den allgemeinen Umrissen, auf die es ankommt, getreu ist .... Hier und nirgends sonst ist die Lösung des Delphischen Wahrspruches, die alle Fragen der Philosophie in sich begreift, zu finden und höhere Weisheit zu schöpfen, als der Talmud und die ganze Bibliothek der Kirchenväter mit all ihren Geheimnissen und scholastischen Spitzfindigkeiten zusammengenommen enthalten." Wenn die heutige Entwicklung des Menschen nur die kurze Wiederholung seiner Stammesgeschichte, diese aber die Abstammung von den Affen ist, dann muß doch jede noch so anständige Dame zu einer gewissen Zeit einen, und wenn's die Allmutter Natur

redlich mit ihr meint, auch mehrere junge Affen unter den zarten Saiten des Herzens tragen. Da fühlt sich jede Menschenbrust gehoben ob solcher Gefühle; da öffnet die Poesie ihren Springquell, die Aesthetik ihr Füllhorn, da schlingen die Mutterfreuden den lustigen Reigen, das ist der Vorgeschmack des Mutterglücks. Jede Faser menschlichen Ehrgefühls sträubt sich entrüstet und großmüthig gegen eine solche Wissenschaft, die allem gesunden Empfinden Hohn spricht. Kein Mutterleib unterlag seit sechs Jahrtausenden der Schande, daß ihm zu unreifer Zeit ein Affenvieh entkrochen wäre.

Was ein Darwin und Häckel geleistet haben, wäre um seiner guten Seite willen verzeihlich, und bliebe die Wissenschaft als solche ruhig in ihrem Laboratorium, bis sie näher unterrichtet wäre, könnte man keinem Naturforscher derartige Liebhabereien verargen. Was den Materialismus der Gartenlaube so gehässig und doppelt widerlich macht, ist der Beigeschmack des Glaubenshasses, der sich in der Parole „Gegen Rom“ kundgibt. In diesem Lichte gewinnt der Materialismus eine ganz andere Färbung; hier bildet er nicht mehr einen irrigen Bestandtheil einer verzeihlichen Forschung, sondern eine Waffe gegen Gott und seine Kirche. An jeden Lehrsatz der materialistischen Hypothese knüpft die Gartenlaube eine Schmähung Roms und seiner Priester. Auf den Lehrstühlen der Universitäten gehören diese Fälle zu den Ausnahmen. Die Posaune der Gartenlaube dagegen erregt die öffentliche Meinung, auf allen Kathedern dozire man nur mehr nach Häckel und Darwin. Die materialistische Doctrin wäre freilich ein Radikalmittel dem „römischen Unwesen“ ein Ende zu machen, wenn es gelänge, dieses Weltbild aufrecht zu erhalten. Daß man aber die naturwissenschaftlichen Erfolge, die man errungen haben will, gerade gegen Rom in den

Kampf führt, das bezeugt offenbar, daß Rom ihre würdigste und ebenbürtigste Gegnerin sein muß; in der That, einer solchen Offensive von Seiten des falschen Weltsinnes kann sich keine andere Kirche in solchem Grade rühmen wie die römisch-katholische, und das ist ein sehr verfängliches Kennzeichen ihrer Wahrheit. Die Gartenlaube macht im Großen und Ganzen den Eindruck, als ob alles dasjenige wahr sei, was im Widerspruche mit Rom stehe. Sämmtliche „Individualitäten", denen sonst kein gemeinsamer Stern leuchtet, begegnen sich in gemeinsamer Absicht, wenn es gilt, die römisch-katholische Kirche anzugreifen. Diese sammelt nicht allein ihre Freunde, sondern auch ihre Gegner unter eine gemeinsame Fahne, und das ist ein untrügliches Kennzeichen dessen, dem die Einheit als Wesenheit dient, ein Kennzeichen des Wahren. Fast überall da, wo „Rom" außer Spiel bleibt, spricht die Gartenlaube in statthaft weltlichem Sinne schön, lehrreich, unterhaltend und so, wie's von einer „literarischen Weltmacht" zu erwarten ist. Das Diesseits hat seine eigenartigen Schönheiten, wie sie der sinnlichen Natur entspringen und in dieser Eigenart von der übersinnlichen Sphäre ausgeschlossen sind, während die Vorzüge der letztern in jenem vermißt werden, daß aber die Eigenart irdischer Vorzüge von den Menschen nicht beachtet und ausgenützt werden solle, das wäre ebenso einseitig, als die Vorschrift, sich um nichts zu kümmern, was über das Essen und Trinken hinausginge. Gott hat beide Welten geschaffen, und wäre das Schöne nicht vergänglich, hätten wir keinen Grund, nach dem unvergänglich Schönen zu trachten. Beide Welten sind Meisterwerke Gottes, beide sind schön, beide haben ihren Himmel, und beide besitzen ihre Hölle, beide Welten ihre Mittelstufe, den Ort der Sühne. An dem Unheil, das in beiden Welten existirt, trägt der

Schöpfer keine Schuld; das ist die Frucht der Sünde des Geschöpfes, die Folge des Hochmuthes und der Zweifelfähigkeit. Auch über diesen Punkt Näheres an späterer Stelle. Wer ein leichtverständliches Bild des Weltlaufes gewinnen möchte, unterscheide zwischen dem guten und falschen Weltgeiste, zwischen dem wahren und verkehrten Gottesdienste. So bilden sich die vier Factoren: Lebensfreude, Andacht, Gottlosigkeit und Bigotterie oder Muckerthum. Diese Erscheinungen treten bei verschiedenen Völkern unter verschiedenen Namen auf, sind aber ihrem Wesen nach allüberall vorhanden; sie werden im Laufe des Gegenwärtigen einzeln zur Sprache kommen. Wie schwerwiegend die Aufgabe sein muß, eine Kritik der Gartenlaube zu schreiben, ersieht die lesende Welt am besten daraus, daß ich ihr zu bedenken gebe, die Gartenlaube sei ein Weltblatt wie kein zweites, Rom aber die „Welthauptstadt.“ So kommt es, daß wir gerade in diesem Weltblatte das interessante Schauspiel sehen, wie die Schale des Weltgeistes mit jener des Gottesdienstes an der Wage der Weltregierung ein eifersüchtig züngelndes Spiel treibt. Gewiß, beide Großmächte haben ihre schweren und leichten Gewichtsteine auf die Wagschale zu legen. Der weltliche Sinn hat seine gottgewollte Berechtigung so gut, wie der kirchliche. Deßhalb wird keine Wagschale den einseitigen Sieg erringen, weil Gott beide gewollt hat, um eine Wage herzustellen. Der größte Irrthum in der Welt entsteht dadurch, daß die Menschen diese gottgeschaffenen Gewichtsteine verwechseln und auf die verkehrte Schale legen. Rom greift zuweilen aus menschlicher Schwäche zu tief in's Ressort des Weltgeistes, dieser noch häufiger in jenes der Kirche. Der Weltgeist hat „Individualitäten“ — soviel Köpfe, soviel Meinungen — Rom hat die Einheit, und nur die Einheit deutet auf den Besitz der einzig

wirklichen Wahrheit. Rom hat die Palme errungen, Millionen von Individualitäten, seien sie feindliche, seien sie freundliche, unter einer gemeinsamen Fahne des Pro und Contra einer philosophischen Weltbetrachtung zu vereinigen, und wer von allen Gelehrten, die sich auf die Geschichte der Philosophie verstehen, müßte dieser übermenschlichen Erscheinung ein menschlich Gleiches an die Seite zu stellen? Das Princip des Weltgeistes ist ein stets mobiles, ist noch weniger als eine Windfahne, denn das Princip des immer mobilen Weltgeistes, der sich auf's freie Forschen verliert, wie der Jude auf täglich neuwachsende Interessen, hat nicht nur vier und acht, sondern tausend und abertausend Windrichtungen. Was heißt „Wissenschaft"? Schon der bloße Umstand, daß bei der einzig wirklichen Wahrheit so viele „wissenschaftlichen" Systeme bestehen und auftauchen, bezeugt hinlänglich, daß die „Wissenschaftlichkeit" eines Systems noch keine Bürgschaft für dessen Wahrheitsgehalt bieten kann. Auf die Wissenschaft wurde die Krone der Unfehlbarkeit nicht gesetzt, sondern auf den Glauben, auf den guten Willen und auf die Liebe zur Wahrheit. „Simon, Sohn des Jonas, liebst du mich, liebst du mich mehr als diese?" das ist die Prüfungsfrage, deren richtige Lösung zur päpstlichen Function berechtigt, was an geeigneter Stelle näher zu besprechen wäre.

Der Weltgeist läßt sich durch bloße Imponirmittel einnehmen und irre machen, Rom nicht. Der Weltgeist operirt mit seinen Principien, wie die Titl. Herrn Raucher mit jenen Cigarren, die nach der ersten besten Ecke fliegen, weil sie nicht ziehen wollen. Um ihrer irdischen Lustbarkeiten willen halten die Priester diese Glaubensprincipien wahrlich nicht in Ehren, und sie würden, wie der Schulmeister auf die schlechte Luft des Schulsaals, gerne

Verzicht leisten auf das Martyrium ihres harten Amtes, wenn das eingefleischte Weltkinderthum ohne Schule der Sittlichkeit zu seinem eigenen Besten hingeführt werden könnte. Die Gartenlaube spricht von diesen Priestern, wie die Kinder von ihrem alten Schulmeister und seinem Prügel; sie möchte das alte Schulhaus, den Vatikan brennen sehen, als ob sie einen Vormund nöthig hätte, ihr zu sagen, daß dieses alte Schulhaus nur ihr zukünftiges Wohl intendire. Die Materialisten scheinen es heraus=gemerkt zu haben, daß ihre fachwissenschaftlichen Resultate, die gegen Rom und die bisherige allgemeinere Welt=anschauung geltend gemacht werden, am gesunden Sinne des Volkes scheitern müssen, da man es für zweckmäßig und zeitgemäß erachtet hat, S. 372 von 1873 zu schreiben: „So ist es zum Beispiel grenzenlos anmaßend, wenn Leute nur mit ihrem sogenannten natürlichen Verstande über Kindererziehung .... Materialismus, Darwinismus u. s. f. zu urtheilen sich unterstehen, da dies ohne bestimmtes und gründliches Wissen doch gar nicht möglich ist.“ Den Widerspruch hinsichtlich des Zustandekommens der Verstandes=thätigkeit, den ich früher anführte, treffen wir auf dieser Seite sogar in ein und demselben Athemzuge: „Die Verstandesarbeit, deren Zustandekommen uns zur Zeit noch ganz unaufgeklärt ist“ .... „durch der Sinne Pforten zieht der Geist (Verstand) in unsern Körper (Gehirn) ein.“ Daß kein Gelehrter vom Himmel fällt, sondern nur die, der Gelehrsamkeit fähige geistige Substanz, wissen freilich die Materialisten nicht zu unterscheiden, und sie gerathen deßhalb von einem Widerspruch in den andern: „Dem Fortschritt fällt die Aufgabe zu, in neuen Jahr=hunderten die Dummheit der früheren zu beseitigen.“ Wenn die Alten so dumm waren, wie können wir so gescheidt sein, beruht doch all' unsere geistige Thätig=

keit auf der Erziehung durch die Alten? Die Materialisten müssen, wenn sie consequent und logisch verfahren wollen, ohne Widerrede zugestehen, daß aus den Eindrücken der Dummheit auf das Gehirn die Gescheidtheit entstehe? Wenn ich selbst den Umstand beklagt habe, daß manche Halbgelehrten über die Philosophie aburtheilen, ohne dieselbe gründlich studirt zu haben, so ist das freilich ganz das Nämliche, was die Gartenlaube beanstandet, indem sie dem nicht fachlich gebildeten Verstande jedes Urtheil über den Darwinismus abspricht. Dieses Bemühen der Gartenlaube geht indessen allzu weit. Ihre Darstellungsweise dieses Gegenstandes macht den „Eindruck", als ob man den gesunden Sinn des Volkes wie einen unliebsamen Lauscher zuerst vor die Thüre schicken müsse, bevor man die Geheimnisse auspacken dürfe, welche die Materialisten auf dem Herzen haben. Wohin käme die Welt, wenn sich die Gelehrtheit der Verkehrtheit nicht an dem „sogenannten natürlichen Verstande" des Volkes brechen müßte! Dieser gesunde Instinkt im menschlichen Sinne des Wortes ist der von Gott bestellte Regisseur der irdischen Spiele, und er hat den Possen gewisser Gelehrten eine ganz besondere Audienz zu ertheilen. Wenn der sogenannte natürliche Verstand nicht dazu befähigt ist, über fachwissenschaftliche Dinge zu urtheilen, warum servirt die Gartenlaube diesem Unbefähigten von Nummer zu Nummer fachwissenschaftliche Aufsätze, damit er sich ein Urtheil darüber bilde und miteinstimme in den Jubel der aufdämmernden, neumodischen Weltanschauung! Oder will sie als wissenschaftliches Organ für Fachgelehrte gelten? Dann müßte sie mit ihren Phantastereien und erdichteten Klostermönchen sparsamer umgehen. Sie wendet sich vielmehr mit ihren Abonnementseinladungen ausdrücklich an den „sogenannten natürlichen Verstand" des Volkes, sie will

ein allgemeines Familienblatt sein, das in keinem „vernünftigen“ Hause fehlen sollte, wenn man die „Volksverdummung“ seitens des „römischen Pfaffenthums“ von der Schwelle halten möchte. Oder sind ihre fachwissenschaftlichen Aufsätze so erschöpfend gehalten, daß sich der sogenannte natürliche Verstand zu einem gründlichen Wissen heranbilden kann? Gewiß nicht, und es bleibt ihm also nichts Anderes übrig, wenn er die Gartenlaube genießen möchte, als diesen wissenschaftlichen Genuß sich „anzumaßen.“ Darf sich der gemeine Mann nicht erlauben, ein Urtheil über das Gelesene abzugeben, dann unterstellt die Gartenlaube ihren eigenen Abonnenten jenen blinden Glauben an die Doktorhüte der „Wissenschaft“, dessen sie Rom und die Gläubigen beständig anklagt. Welches Motiv bietet sich dem gemeinen Manne, diese oder jene Farbe zu bekennen, wenn er nicht in der Lage ist, die philosophischen Systeme zu prüfen, die Staatsbibliotheken und Laboratorien zu durchpilgern? Offenbar kein anderes, nachdem man ihn des Selbstvertrauens auf seinen „sogenannten natürlichen Verstand“ beraubt hat, als der zufällige Windstoß — der ihn nach Rom oder Leipzig, nach rechts oder links hinüberweht. Man vergleiche mit diesen „Anmaßungen des natürlichen Verstandes“ eine Stelle aus 1879, S. 16:

„Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre, . . .
. . . . . Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel.“

Nun gruppire Jemand die Irrlichter der modernen Zeitströmung zusammen, stelle irgend einen Laien als Hauptfigur in deren Mitte und schreibe darunter: Welches ist deine Ueberzeugung? Die Antwort müßte lauten: Mein gesunder Menschenverstand, und auch an dem möchte man heutzutage irre werden. Der Mensch hat nur zwei

Wege, zu einer untrügerischen, truglosen Ueberzeugung zu gelangen, den angeborenen gesunden Instinkt und die Autorität der lebenden, diesem gesunden Sinne zunächst liegenden Wahrheit. Wer diese Wege verschmäht, dem gesunden Sinne seiner eigenen Natur trotzend und die Wahrheit mit ihrer lebenden Autorität böswillig wie ein Kind die Schule umgehend, der besitzt in seiner „Ueberzeugung“ eine bloße Phrase, einen papierenen Riesenschild der Selbstvertheidigung und nicht einmal eine ehrliche Meinung, die ein Scherflein zur Ueberzeugung beitragen könnte. Wenn jeder Narr seine fixe Idee Ueberzeugung nennen dürfte, was für einen objectiven Werth hätte das schöne Wort Ueberzeugung? oder hat irgend ein Mensch das natürliche Bedürfniß, irgend eine Lüge, irgend ein Falsches zum Gegenstande seiner Ueberzeugung zu machen? Dieses Bedürfniß wäre ein teuflisch erkünsteltes, und leider hat die Welt auch solche Künstler. — — Es sind jene Mitbrüder, denen die Lüge sogar als Schooßkind dienen muß. Kennt ihr sie, diese Gesellen? Wir werden im Laufe dieser Kritik ihre nähere Bekanntschaft machen. Auch die vornehmere Damenbekanntschaft sei nicht ausgeschlossen; es gibt auch Künstlerinnen dieser Gattung.

Jener Aufsatz aus 1879, dem ich obige drei Verse entnahm, beginnt mit den vier Worten: „Karl Gutzkow ist gestorben.“ Daß er todt ist, will ich nicht bestreiten, daß er gestorben sei, muß ich anzweifeln, weil derselbe Aufsatz die Stelle enthält: „Gerüchte, daß er das Opfer eines schweren Unfalls geworden und im Rauch erstickt sei in seinem Krankenzimmer, gehen durch die Spalten der Zeitungen.“ Ist es nicht traurig, daß man von einer solchen „Unglücksnacht“ in Gedankenstrichen „—“ sprechen und sich der „Gerüchte“ bedienen muß, um die Art und Weise eines solchen Erstickungs-

falles bekannt zu geben, zumal wenn man als Lobredner des muthmaßlich Erstickten auftritt? Wissen mitlebende Freunde gewöhnlich so wenig von ihrem gegenseitigen Schicksal? Sind das keine Mysterien? Ist Gutzkow in besagtem Rauch erstickt, oder ist etwas Gutzkow'sches mit besagtem Dunst erstickt worden?

Statt dem gesunden Sinne des Volksmundes Gehör zu schenken, der auch bei uns einheimisch ist, holt die Gartenlaube folgenden Beweisgrund bei den Türken: „Die Türken sind in dieser Erkenntniß unserer Philosophie schon seit lange überlegen" (1874, S. 596), weil der türkische Volksmund schon längst erkannt haben soll, daß das Auge nicht der Spiegel unserer Seele sei. Auf Grund dieser philosophischen Fortschrittlichkeit, so meint die Gartenlaube, ließen die Türken ihre Frauen bei verschleiertem Gesichte mit unverschleiertem Auge jedem Fremdling gegenübertreten, ohne von der bloßen Augensprache eine Liebe am unrechten Platze befürchten zu müssen. Hören wir, was uns ein Herr Doctor weiter vorträgt: „Wenn somit die ernste, nüchterne Wissenschaft der Poesie wieder ein Ideal zertrümmern muß, wenn das poetische Wort, daß das Auge ein Spiegel der Seele sei, sich als ganz unhaltbar erweist und nichts weiter ist, als eine Frucht der immer regen Phantasie des Dichters: so stimmen wir dennoch dem Dichter gern bei, wenn er die Schönheit des Auges rühmt, und sehen es ihm ebenso gern nach, wenn er seine Gestalten die Augensprache reden läßt, wie wir uns an den übrigen Idealen seiner Einbildungskraft ergötzen. . . . . Das Feuer, das uns aus dem geliebten Auge so oft entgegenstrahlte, ist unter der kalten Hand des Todes verloschen, aber nicht, weil die Seele ihre Hülle verlassen hat, sondern weil die Spiegelbilder der Hornhaut eine

Trübung erfahren haben, und weil ihnen das belebende Spiel der Augenlider und Brauen fehlt. Aus demselben Grunde erscheint uns auch in erblindeten Augen das Feuer und der Glanz derselben so oft erloschen, der Blick kalt und ausdruckslos."

Wenn ich dem Lieferanten dieser „wissenschaftlichen" Prachtwaare von Auge zu Auge sagen könnte, daß er sich auf dem Holzweg befinde, so würde er mir schwerlich auf Grund seiner Theorie nach dem Absatz oder nach der Frisur des Hinterkopfes sehen, sondern mich scharf in's Auge fassend fragen: Wie kommen Sie mir vor? Das Feuer des Auges erlischt nicht, weil der Mensch stirbt, sondern weil die Spiegelbilder der Hornhaut eine Trübung erfahren, mit andern Worten, das Feuer des Auges erlischt, weil es erlischt; der Mensch wird blind, weil er blind wird. Ließe man doch die Seele aus dem Spiele, solange man ihre Wesenheit bestreitet und ihren Einfluß auf den Körper nicht begreifen will. Da freue sich jeder gute Christ, daß sein Erlöser nicht unter dem Titel Doctor Jesus Christus von sich reden machte. Hätte der Verfasser die Philosophie über Form und Materie studirt, könnte er solche Entdeckungen nicht auf den wissenschaftlichen Weltmarkt bringen. Spiegel der Menschenseele ist der Gesammtleib des Menschen, aber dennoch hat der Volksmund ein Recht dazu, speziell das Auge mit diesem Vorzug auszustatten. Betrachte doch ein schuldloses Kind von Kopf bis zu Fuß, ob nicht die verkörperte Unschuld vor dir steht, und erst die Augen? Dann erliste dir seitens des Verbrechers, der sein Auge nicht mehr zu gebrauchen wagt, einen Blick, betrachte ihn von Kopf bis zu Fuß, ob nicht die verkörperte Hölle vor dir steht, und erst die Augen? Dann frage dich, was Himmel und Hölle, und was der beiden Spiegel sei. Eine bessere

Predigt, eine bündigere Offenbarung hörst du von keiner Kanzel herab. Was wir fühlen und sehen, wenn Auge in Auge schaut, das läßt sich in keine Hornhaut einschließen, und doch ist es da, und doch sehen wir dasselbe mit leiblichen Augen. Der Geist blitzt wie ein elektrischer Funke von Auge zu Auge, und doch sehen wir nicht den Geist, sondern das Auge. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen", das ist einer der gehaltvollsten Aussprüche Göthe's, und an dieses Gefühl muß appellirt werden, wo die Kunst der Buchstaben nicht competent ist. Um nicht allzu gelehrt zu erscheinen, will ich den Unterschied zwischen Form und Materie an einem praktischen Falle verständlich machen, denn dieses Vorspiel soll uns zur richtigen Erkenntniß des Spiegels der Seele führen.

Man denke sich eine gedruckte und eine wirkliche Gartenlaube, wie sie auf der feinen Tischdecke liegt, und wie sie draußen an der Parkmauer steht. Papier, Druckerschwärze, Stangen, Sparren und Laubwerk, alles ist Stoff, alles Materie. Ist aber alles Materie, wodurch unterscheidest du die Stangen und Sparren von den Blättern, diese aber von Papier und Druckerschwärze? Wodurch die Tabakspfeife von den Rauchwölkchen? Seltsame Frage, denkt der Laie, und doch hat die Philosophie mit solchen Fragen ihr a b c begründet. Was die genannten Stoffe von einander unterscheidet, ist ihre F o r m. Was den Stein zum Stein und die Flamme zur Flamme macht, ist die Form der Materie. Die Form ist es, welche den Dreizack des Blitzes führt und als kühlender Westwind die Stirne umweht; die Form ist es, wodurch die Quelle murmelt, und die Sonne leuchtet. Die Form ist es, welche die Romantik oder Formenschönheit der Materie schuf, und ebendieselbe Form schafft auch die schöne Mannichfaltigkeit der übersinnlichen Welt in ganz analoger Weise. Was

der Maler seine Formen nennt, ist nur eine schwache Copie dieser naturgeschaffenen Linien. Ohne Form wäre die Materie des Weltalls ein umnebeltes Chaos oder ein Klumpen, und selbst diese könnten ohne die Form nicht gedacht werden, da sie die Form des Chaos oder Klumpens besäßen. Eine Materie ohne Form ist undenkbar, eine Form ohne Materie denkbar. Die ganze übersinnliche Welt besteht aus Formen ohne Materie, und die ganze diesseitige Welt ist ein körperlicher Wiederschein jenseitiger Formen, der Mensch ist ein verkörperter Geist, und seine Seele ist eine der übersinnlichen Welt entnommene Form, wodurch der Leib des Menschen zum Menschenleib wird, so daß der Mensch mit Gott die ebenbildliche Seele, mit dem Diesseits das Körperliche theilt. Deßhalb ist es im Diesseits auch nur die Menschenseele, welche aus eigenem Erfinden neue Formen schaffen kann, und diese menschliche Nachschöpfung bethätigt sich allüberall, erreicht aber ihren Höhepunkt in den schönen Künsten. Die Schwalbe mag ihr Nest noch so kunstvoll bauen, sie wird niemals eine neue Form erfinden; was die Schwalbe schafft, ist ebenso monoton und mechanisch, als was die Mühle klappert, und die Wellen rauschen. Das Arbeiten der Thiere ist eine der Schöpferhand Gottes entstammende Form, deren sich die Thiere weder bewußt sind, noch die von ihnen cultivirt, verfeinert und auf andere Stoffe ausgedehnt werden kann. Die den Thieren beigebrachte Dressur ist Verdienst des Menschen, nicht der Thiere, ist kein Belehren und Erlernen, sondern ein gewaltsam aufgedrungenes Erkünsteln und Nachäffen. Nun unterscheidet sich der Mensch von allen übrigen irdischen Wesenheiten, die aus Form und Materie bestehen, dadurch daß in ihm Form und Materie trennbar sind, ohne daß die Form oder die Materie durch diese Trennung vernichtet wird.

Willst du die Form der Flamme von ihrem Stoffe trennen, mußt du die Flamme selbst vernichten. Mit Vernichtung des Thierkörpers wird zugleich die Thierseele vernichtet. Tödtest du aber einen Menschen, so trennst du Form und Materie in ihre einseitigen Bestandtheile. Betrachte ein abgeschlachtetes Thier, ob du mehr in ihm vermissen wirst, als das bloße organische Sichregen und Bewegen; betrachte eine Leiche, ob du außer diesem Leben nicht auch noch den Geist herbeirufen möchtest. Könntest du Todte auferwecken und dem Leichnam nur eine Thierseele einhauchen, dann würdest du erschrecken vor deiner eigenen Kunst, denn der Menschenleib im Besitz einer Thierseele wäre ein lebender Widerspruch, wie ihn sogar die widerspruchsreiche Gartenlaube nicht schauerlicher und nicht tragischer aufzuweisen hätte. Es gibt zwar halbthierische Menschen, aber selbst diese befinden sich im Vollbesitz der geistigen Substanz, und was ihnen mangelt, ist nur die Pflege und Ausbildung der Seele. Der vernachlässigte Körper bezeugt, daß die ihm innewohnende Seele brach liege. Dieses Schreckbild mildert sich, wo die Vernachlässigung von Leib und Seele in sich selbst wieder eine harmonische ist. Weil die Menschenseele das Formenschönste bildet, das auf dieser Erde gefunden wird, erreicht auch die Materie mittelst dieser Form ihre Blüthe im Menschenleib. Betrachte den aufrechten Gang, die Stirne, betrachte den ganzen Menschen, ob nicht schon der bloße körperliche Ausdruck auf etwas Höheres hindeutet, als auf die Natur des Staubes. Arme Perrückenhäupter, die von Menschenwürde den Mund beständig voll haben und dennoch mit Knochen, Lappen und Schwänzen fertig zu werden suchen, wie die Philologen mit Lesarten und Wortstämmen, als ob sie mit aller Gewalt von den Affen abstammen wollten! Wie ferner die Menschenseele dem Körper seinen mehr

übersinnlichen, als fleischlichen Charakter aufprägt, so spiegeln sich in den Bewegungen und Thätigkeiten des Körpers auch die verschiedenen Thätigkeiten dieser reich-ausgestatteten Seele. Sie hat kein Geheimniß vor ihrem leiblichen Gefährten, er muß ihr stets zum gefeierten Herold oder zum Verräther dienen. Selbst die Heuchelei spiegelt sich, die Lüge im menschlichen Körper, wenn man die Offenbarung der Seele mittelst ihres leiblichen Spiegels einer Diagnose zu unterstellen weiß. Läuft ein Mensch in der Joppe herum, dabei auf seinen „sogenannten natürlichen Verstand" pochend, dann glaubt die Welt eine solche Erscheinung eher für einen Schuster oder Stiefelwichser, als für einen intelligenten Kameraden ansehen zu müssen. Man irrt sich an diesen schlichten Menschen, ruft der Weltgeist, als ob der Spiegel des Seelenlebens in diesem Falle täusche, scheint aber nicht zu wissen, daß gerade die Hohlköpfe am schönsten frisirt sind und den Schädel am höchsten tragen. Nicht der Spiegel trügt, sondern der falsche Weltsinn, der nicht begreifen will, was wahre Demuth und wahre Befähigung sei.

Durch die wesentliche Verschmelzung von Leib und Menschenseele, die so innig ist, wie Form und Materie der Flamme, entsteht das zweifache Drängen der Menschenbrust nach dem Sinnlichen und Uebersinnlichen; daher der Realismus und Idealismus. Es zieht den Menschen unablässig zur Erde hinab, wie aufwärts zu Gott. Im Ringen mit den Gegensätzen besteht das Verdienst des Menschen. Beides wäre falsch, wenn es einseitig gepflegt würde. Das Wahre liegt zwischen den realen und idealen Bestrebungen in der Mitte, wie der Mensch selbst zwischen beiden die Mittelstufe bildet.

Diese Kenntnisse sind der menschlichen Seele nicht eingeboren, was die Materialisten zu beweisen suchen,

ohne daß es jemals bestritten worden wäre, sondern die Seele bildet nur das Werkzeug, diese Kenntnisse zu erwerben, und sie arbeitet in einer der sinnlichen Welt entsprechenden Weise, sonst hätte Gott die Schöpfung des Diesseits als überflüssig unterlassen können. Soll der richtige normale Mensch als solcher zu Stande kommen, dann müssen die Bedingungen beider Wesenheiten in ihm erfüllt werden, diejenigen des Geistes und jene des Stoffes. Mittelst der ersteren ist das letztere möglich. Die Seele ist die Priesterin der irdischen Weihgeschenke. Auf diesem Gesetze beruht dasjenige, was man den Geschmack des Menschen nennt. Den Stoff so zu formen, daß er den Geist verräth, ist die Aufgabe des Geschmackes. Von einem Thiere sagen wir nicht, daß es Geschmack besitze, wäre seine Leistung eine noch so geschmackvolle, weil sich in dieser nicht der Geschmack des Thieres, sondern jener des Schöpfers offenbart. Das Thier arbeitet nur im Auftrag des Schöpfers, den Geschmack aber theilen wir nicht dem Arbeiter zu, sondern demjenigen, der ihm den Plan vorgezeichnet hat. — Aller geschmackvollen Formen Urquell ist der ewige Verstand und Schönheitssinn Gottes, und was der ewigen unveränderlichen Form dieses göttlichen Geistes als körperliche, für uns wahrnehmbare Verwirklichung nachfolgte, ist das Universum, sind wir selbst, sind die verwirklichten Begriffe von Raum und Zeit. Wir sind die Geschöpfe, Schöpfer ist Gott, wir das Gebilde, er ist der Bildner; unabhängig und frei, wie der Künstler seinem Bilde gegenübersteht, ohne die Wesenheit des Bildes zu theilen, lebt dieser Gott hoch über allen Begriffen, Mängeln und Wesenheiten des Raumes, Stoffes und der Zeit. Das Gebilde verräth den Meister, der ihm seinen Geist aufgeprägt hat, wie ein Genius in seinen Werken fortlebt, ohne die Wesenheit

der Druckerschwärze zu theilen. Wir Menschen ahmen die Schöpfungsweise jenes Meisters nach, indem wir jedem Werke den vorbildlichen Plan vorausgehen lassen und mit bloßer Einbildungskraft dasjenige vor das geistige Auge stellen, was durch den Stoff mittelst des Raumes und der Zeit verkörpert werden soll. Wer als Künstler anders arbeitet, schafft gedankenlos in den Nebel hinein, und was er vollbringt, ist ein Nebelgebilde, dem man keine Idee abmerken kann. Man erzählt sich, ein Zeitgenosse Schillers habe den Versuch gemacht, zu dichten, und sein planloses Carmen eingeleitet mit den Versen:

Der Sonnenstrahlen Spitzen
Dringen auf des Meeres Grund,

sei jedoch in Ermangelung des Weiteren darüber eingeschlafen, und sein Freund Schiller, der zufällig dazugekommen, habe darunter geschrieben:

Die Fische fangen an, zu schwitzen,
O Sonne mach' es nicht zu bunt!

Es mag dies eine Anekdote sein, indessen verwirklicht sich dieses Märchen vor unseren eigenen Augen tagtäglich in zahllosen Auflagen. Ich werde das Schlaraffenglück einer gewissen Fabrikwaare schildern, sobald ich mittlerweile eine Dame ausfindig gemacht habe, an die sich eine Art Literaturbrief adressiren ließe. Vorerst muß sich der verehrte Leser mit trockenen Begriffsbestimmungen begnügen, denn richtige Begriffe bilden das Steckenpferd der Philosophen, und es könnte den Flügelrossen unserer modernen Zeit von Nutzen sein, wenn sie an diesen Steckenpferden sich ein wenig Philosophie absehen wollten. Ich werde meine Aufgabe, über die Gartenlaube Kritik zu üben, nicht aus dem Auge lassen, und sollte Jemand mich der Umschweife beschuldigen wollen, so versteht er leider meine wohlberechnete Methode nicht. War manches Bisherige

ernst und interessant, so wird im Laufe des Folgenden zum ernsten Interesse auch der Humor sich gesellen. Lasse sich der freundliche Gast durch den tiefen Rindfleisch-suppenteller nicht abschrecken, die süße Platte wird nicht ausbleiben, aber über dem Ganzen selbstverständlich muß der Geist des Humanen und Menschenwürdigen wehen. Mögen diejenigen unserer katholischen Verlagsbuchhändler, die es nicht einmal der Mühe werth hielten, meine Arbeit einzusehen, und mich mit nichtssagenden Absageformeln bedienten, mittlerweile harmlos gefahrlose Manuscriptenstöße und spezifisch katholische Verse drucken. Das sind mensch-liche Erscheinungen unsererseits, und da ich von meinen Lesern ein unparteiisches Urtheil erwarte, will ich ihnen ein solches auch entgegenbringen.

Der Volksmund macht sich um die Begriffe Ewigkeit, Unendlichkeit, Stoff, Geist, Raum und Zeit wenig Glossen, während sich manche „Gelehrten" sehr viel damit befassen und sehr wenig davon verstehen. Die Materialisten be-haupten, die sichtbare Welt habe weder einen Anfang genommen, noch werde sie jemals ein Ende nehmen, denn sobald die Sonne Bankrott gemacht habe, gestalte sich die Materie zu einer andern materiellen Welt. Sie meinen ferner, die Körperwelt sei wirklich ohne Grenze, denn sie möchten gar zu gerne hoch droben auf dem äußersten Felsen sitzen und mit dem Operngucker in das Nichts hinüber-schauen oder die Grenze ermitteln, wo die beiden Welten sich berühren. Säße wohl Einer auf jenem Felsen, was hälfe ihm der Operngucker, da man ein Nichts auch durch das beste Fernglas nicht sehen kann. Die ganze über-sinnliche Welt ist für das leibliche Auge ein Nichts.

Unter dem Himmel des Glaubens mag ein Kind jenes blaue Zelt verstehen, welches den „irrenden Sternen" oder Planeten zur Rennbahn und den Sonnen zur bleibenden Heimath dient, aber für den reifen Verstand ist der Himmel des Glaubens kein Ort in räumlichem Sinne, sondern das All des reinen Geistes, von dem sich unsere Phantasie keine Vorstellung entwerfen kann, weil die Einbildungskraft der Menschenseele sich nur auf gesehene Dinge erstreckt. Ein Kind mag sich das Jenseits als einen Thronsaal Gottes vorstellen, darin die bevorzugten Geister den Thron mit ihrem monotonen Halleluja umjauchzen, während die älteren Damen — mit Rosenkranz und Gebetbuch im Hintergrunde kauern. Das Jenseits ist kein viereckiges Gotteshaus, sondern eine andere Welt. Die Vorstellung vom Diesseits ist den geschiedenen Menschenseelen eigen, denn sie haftet in ihrer Phantasie, wenn längst schon das leibliche Auge vermodert ist. Zwischen beiden Welten findet ein beständiger geistiger Wechselverkehr statt, und nirgends ist uns dieser Verkehr so erhebend vor's leibliche Auge gestellt worden, als in den Meisterwerken der christlichen Malerei. Diese spiritualistische ist mit der spiritistischen Weltanschauung nicht zu verwechseln. Jene beruht auf Wissenschaft und Offenbarung, diese auf Schwindel. Sollte trotzdem wieder Jemand so unvernünftig gescheidt sein, zu fragen, ob die jenseitige Welt auf dem Monde, Mars, Saturn, Jupiter oder auf der Venus liege, so kann zu keinem andern Lehrapparate mehr gegriffen werden, als dem des Winkens mit dem Scheuerthore. Ein Ammenlied von solcher Art ist dir freilich an deiner Wiege nicht gesungen worden; man erzählte dir von den goldnen, mit Edelsteinen besetzten Luftschlössern des Himmels, weil sich deine kindliche Phantasie an diesen Gebilden der Religion ergötzte, wie sich jede, auch die

liberale Kinderphantasie an den irdischen Märchen zu ergötzen weiß, ohne argwöhnisch nach genaueren Begriffen zu fragen. Daß der Himmel in Wirklichkeit anders, und Gott kein sceptertragender König sei, das hättest du dir selbst damals noch nicht träumen lassen, als du schon mit der Fischangel am Parkweiher standest und vom Flurschütz brevi manu gemaßregelt wurdest. Du meintest damals noch, die Welt sei in 6 mal 24 Stunden fertig gewesen, und der Schöpfer habe sich alsdann gemüthlich eine lange Pfeife angesteckt, um auf seinen Lorbeeren zu ruhen. Du meintest damals noch, eines frühen Morgens würde die arme Menschheit durch Feuerlärm aus dem Schlaf gerüttelt, an's Fenster hinposaunt, und siehe da, der jüngste Tag sei angebrochen! Du meintest damals noch, die Zahl sei ohne Anfang, ohne Ende, die Zeit, an deren Anfang und Ende man immer noch einige Milliarden von Jahren hindenken könne, sei eine halbe Ewigkeit, und eine weitere halbe Ewigkeit hinzugerechnet ergebe als Summe eine ganze, vollständig ausgewachsene Ewigkeit. Ja, in der That, so philosophiren manche Leute sogar als ausgewachsene Kinder noch, und die Materialisten machen stellenweise von dieser philosophischen Methode keine Ausnahme.

Ewigkeit und Unendlichkeit sind die Gegensätze von Raum und Zeit, Zahl und Grenze. Ich habe dies bereits angedeutet, als ich den Unterschied zwischen Geist und Naturkraft darlegte. Was man als Laie im täglichen Sprachgebrauche ewig und unendlich nennt, ist nach irdisch leiblichen Sinnen bemessen und vom Irrlicht des Raumes und der Zeit umstrahlt. Daß wir uns an den Anfang und das Ende einer Zahl immer neue Zahlen hindenken können, das ergibt eine mögliche, aber keine wirkliche Unendlichkeit. Desgleichen verhält es sich mit den Begriffen von Raum und Zeit. Eine wirklich unendliche

Zahl müßte so beschaffen sein, daß man sie weder vergrößern noch verkleinern könnte, denn sobald eine Vergrößerung möglich ist, kann sie nicht mehr wirklich unendlich sein. Was wirklich unendlich dem Raume nach sein soll, kann kein Raum mehr sein, denn die Begriffe Raum und Unendlichkeit schließen sich gegenseitig aus. Von Gott aber sagen wir, er sei ewig und unendlich, nicht weil er seit Milliarden von Jahren existirt und vom tiefsten Punkte des Meeres bis auf den Gipfel des Himmels hinauf gewachsen ist, sondern weil Gott mit den Eigenschaften des Raumes und der Zeit gar nichts zu schaffen hat, obgleich er dieselben geschaffen hat. Deßhalb ist es eine Thorheit seitens der Materialisten, die Rocktaschen mit Gewichtsteinen und Maßstäben und die Westentaschen mit Goldwagen zu belasten, um die Gottheit auszumessen und abzuwiegen. Wer über diese Begriffe des Näheren unterrichtet sein möchte, der müßte die „scholastischen Spitzfindigkeiten" studiren, denn der Umfang dieser Kritik gestattet mir keine Umrisse, die sich für ein Lehrbuch eignen würden.

Die Materialisten scheuen sich nicht, zu behaupten, der Bau des Weltalls beruhe nicht auf einem geistig erdachten Plane, sondern der Urschleim oder Klumpen, das Chaos habe sich aus eigener Kraft und Intelligenz zu dem heutigen Universum in seiner majestätischen Formenmannichfaltigkeit entwickelt. 1875, S. 266: „Diese unnützen Organe des menschlichen Wunderbaues haben trotz alledem einen großen Nutzen: sie bringen den vorurtheilsfreien Kopf zum Nachsinnen und die Zweckmäßigkeits-Riecher, das heißt die Leute, welche in der ganzen Welt nur planmäßige Schöpfungsideen verwirklicht sehen möchten, zur Verzweiflung. Wenn etwas damit auszurichten wäre, würden sie den Teufel zu Hülfe rufen, um ihm wie die

Erschaffung der Schlangen, Fliegen und des schädlichen Gewürms, auch die Kropfdrüse, die Schwanz-Rudimente des Menschen, sammt ihren auf Wartegeld gesetzten Bewegungsmuskeln, den Blinddarm und ähnliche Anhängsel aufzuheften. Diese neuerdings aufgekommene Disciplin der Dysteleologie oder Unzweckmäßigkeitslehre ist, wie gesagt, ein rechtes Martergebiet und Kreuz für Teleologen, denen dabei nichts übrig bleibt, als sich auf ihre Unwissenheit zu berufen, indem sie vorgeben, man könne nicht wissen, wozu die Kretindrüse, der Blinddarm 2c. im Geheimen vielleicht dennoch gut seien." Wer sind jene Leute, die sich nicht anders zu helfen wissen, als mit dieser Unwissenheit? — Ist nicht das Nichtwissenkönnen ein Privilegium gerade der Materialisten?

Ein Martergebiet ist die ganze Philosophie. Wenn man sich auf gewisser Seite daran gewöhnt hat, von der schönen Lust des freien Denkens und Forschens zu reden, so ist das eine philosophische Heuchelei. Wenn das geborene Genie von einem „qualvoll uralten Räthsel" sprechen muß, dann hätten die Kleingeister wahrlich keine Ursache, von der schönen und süßen Lust des freien Forschens zu reden. Sie machen sich allerdings die Sache sehr bequem und leicht. Was ihnen nicht an den Fingern hängen bleibt, das existirt einfach nicht. Punktum! Die ganze Philosophie ist fertig. Weil der Materialist den Blinddarm und die Kretindrüse in keinen planmäßigen Zusammenhang mit dem Gesammtplane des Weltalls hineindenken kann, verwirft er den ganzen Plan, das ist die bekannte Logik. Die Kretindrüse hätte Zweck genug, wenn Gott sie als Mausfalle oder Leimruthe für die ungläubigen Naturforscher geschaffen hätte, um ihren guten Willen an diesem „Irrstern" zu erproben. Was haben die Wanzen für einen vernünftigen

Zweck? Bilden sie vielleicht die natürlichste Züchtigung der Unreinlichkeit? Bilden vielleicht auch die Läuse eine natürliche Zuchtruthe? Warum erschlägt der Blitzstrahl so manches schuldlose Menschenleben? Warum setzt das vernunftlose Thier seinen Giftstachel in's edle Blut des Menschen? Ohne Jenseits ist das Diesseits ein Vorspiel ohne Sinn, ein Fragment, was ich bereits besprochen habe und hier wiederhole. Mensch zu sein, keine Schuld auf dem Gewissen zu tragen und vom Blitz erschlagen zu werden, das wären prachtvolle Menschenrechte. Wollen wir das Weltenräthsel lösen, müssen wir das Räthsel beider Welten zum Thema wählen, wir müssen beide Welten als ein Ganzes betrachten, und dann ergibt sich uns für Alles der Ausgleich. Niemand wird bestreiten, daß Wohnung und Bewohner in der innigsten socialen Gemeinschaft stehen. Den Unvollkommenheiten des menschlichen Geistes muß die Unvollkommenheit der Stoffwelt entsprechen, beide müssen sich decken wie congruente Figuren. Solange die Menschheit ihre geistige Unschuld besaß, war auch ihre Wohnung ein Paradies ohne Läuse, Blinddarm, Kretindrüse, Wanzen, Blitzstrahl und Giftpflanzen. Wir müssen die Logik des alten Moses, der uns das „Märchen" von Adam und Eva aufschrieb, mehr bewundern, als jene der modernsten Gelehrten. Es war dies ganz dieselbe Logik, welche die Jurisprudenz befolgt, wenn sie die geistigen Verbrechen mit körperlichen Uebeln, mit Geld, Prügelstreichen und Kerkerwänden bestraft, ohne die noch härtere Strafe der geistigen Selbstverurtheilung und Selbstverdammung zu erwägen. Soll aber Gott sein corpus juris so schlecht zu handhaben wissen, daß er dem Verbrecher statt Wasser und Brod Champagner in's Haus wachsen ließe? Hat nicht das erste Elternpaar unseres Stammes zugleich mit der seinigen die Unschuld des

gesammten Menschengeschlechtes eingebüßt, und ist nicht die gesammte heutige Menschheit eine sündhafte, muß nicht die gesammte Schöpfung eine dementsprechend strafvolle sein? Von wem haben die Juristen ihr Strafgesetzbuch abgesehen, wenn nicht von der naturrechtlichen Einrichtung des Weltalls durch die Gottheit? Frage den Wollüstling, ob er in seinen Gebeinen kein Zittern verspürt, wenn er sich an den irdischen Geschenken übersättigt! Frage den Gotteslästerer, ob er nicht zittert, wenn der Donner über seinen gottvergessenen Schädel hinrollt, und der Blitz ihn daran mahnt, sein Testament zu machen! Sei auf der Hut, Menschenkind, der erste beste Giftstachel könnte dein Fahrbillet vor den Richterstuhl Gottes bedeuten! Gott hat seiner Rache gegen das gottvergessene Geschöpf ein solches Maß von Weisheit unterbreitet, daß wir seine Rache in gleicher Weise wie seine Liebe anbeten und bewundern müssen. Gott ist groß in allen seinen Werken, in seinem Zorne, wie in seiner Liebe. Mögen wir die Werke Gottes betrachten, von welcher Seite wir immer wollen, überall herrscht Ausgleichung, Ebenmaß, Harmonie, Weisheit. Wer nicht auf jeden ersten Blick in das Meisterdrama des Universums erkennt, daß solch ein Riesenbau an Pracht und Schönheit von einem mehr als genialen Geiste, von einem Gotte herstammen müsse, der ist seiner zwei Augen nicht werth, die jener große Schöpfer unter sein denkendes Gehirn gesetzt hat. Mußte der nicht Astronom sein, der den Astronomen so unendlich viel zu denken und zu rechnen gab? Mußte der kein Künstler sein, der den Künstlern die Modelle schuf? Mußte der kein Philosoph sein, der den Millionen von Menschenköpfen die gleiche Idee der Gottheit beizubringen wußte? Mußte der kein Universalgenie sein, der so reich an Gedanken und Ideen war, als er das Universum schuf,

daß jedes menschliche Universalgenie nicht einmal den millionsten Theil dieser Ideen zu erschöpfen weiß? Arme Perrückenhäupter, selbst einem Schiller wollt ihr's nicht glauben, was er in die Worte legte: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten.“ Die Kräfte sind für die Materialisten vorhanden, aber der Sinn? — Nach ihrer geistreichen Dysteleologie hätte der Künstler nichts Zweckmäßigeres zu thun, als sinnlos auf die Tasten des Flügels zu schlagen, und es käme vielleicht die Melodie Beethovens zum Vorschein „Ob ein Gott sei.“ Die Naturkräfte des Armes und der Finger sind vorhanden, und nach den Gesetzen der Natur, die sich von selbst zu der Wunderharmonie des Weltalls gestaltet haben, dürfte wohl eine winzige Liedermelodie naturnothwendig zu Stande kommen. Die Natur würde dafür sorgen, daß ein gewisser Sinn in die Melodie hineinkäme. Der Oberbaurath schreit, so gut es die Naturkraft erlaubt: Steine, Steine, Leute, Leute, drauf los, nur nichts dabei gedacht, vorwärts, die Natur thut Alles, ihr und ich, wir alle sammt den Steinen sind ganz Natur, deßhalb vorwärts, und siehe da, mehr Glück als Verstand: auf einmal steht ein Straßburger Münster da! Noch mehr, es hängt frei schwebend in der Luft und fällt nicht herunter! Jawohl, meine Herren Dysteleologen, die Welt ist abwärts so tief, wie sie aufwärts hoch ist. Solche Planlosigkeiten können nur aus jener planlosen Quelle stammen, nach welcher der Menschengeist die höchste Errungenschaft des Affen ist, und statt der ungerathenen Söhne deren ehrliche Eltern aufzuhängen sind; aus jener Quelle, wonach eine halbe Ewigkeit hinter, eine halbe vor uns liegt, was zusammen eine ganze Ewigkeit ausmacht; aus jener Quelle, wonach das Auge blind wird und seinen Glanz verliert, weil es seinen Glanz verliert und

blind wird; aus jener Quelle, wonach man das harte Weltenräthsel ruhig stehen läßt, statt sich den Schädel einzurennen und dabei „gar nichts glaubt“, weil man Alles weiß. Der Affe im Mutterleibe löst „alle Fragen der Philosophie“ und bringt das Manuscript mit auf die Welt, daß alle gläubigen Katechismusgesichter darob in Staunen gerathen, wie „wunderbar einfach“ doch die Lösung war (1875, S. 267). Ein Milliardenkind dieser Mensch und jetzt ein Neunmonatskind, wenn's nicht früher schon passirt! Was soll ich mehr bewundern, die Geschäfts-vereinfachung oder die Regelmäßigkeit der Naturgesetze! Die Romantik der Körperwelt mag zu jenen Zeiten, da sich noch die Affen rühmen durften, Herren der Schöpfung zu sein, einen noch so hohen Grad von Bewunderung hervorgerufen haben, so war doch leider Niemand da, der sie hätte bewundern können, denn weder diesseits noch jenseits existirte ein vernunftbegabtes, erkenntnißfähiges Wesen. Die Bretter also, welche die Welt bedeuten, die Bühne müßte nach Art einer Menagerie eingerichtet werden, wollte man die damalige Welt vor das heutige Publicum stellen, damit ihm die Alterthumskunde spielend beigebracht würde. Auf dieser antiken Bühne hätten die Krokodile, Faulthiere, Mammuts, Kameele, Esel und Maulesel ein Musikdrama aufzuführen, und Regisseur oder Hoftheater-intendant wäre der Affe. Die Amsel schlägt ihr weit-hinschallendes Lied, und der Affe schneidet Fratzen dazu. Der Affe heult, und sein Gesellschaftswesen, das Kaninchen denkt: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Der Löwe läßt sein Königswort erschallen, und die Mücke spottet seiner. Endlich sieht sogar der Affe ein, daß die Narrheit zu weit gehe, und nimmt Verstand an, d. h. er reißt sich den Zopf aus und wird ein Mensch. Nicht zufrieden damit, einige menschliche Produkte geliefert zu haben,

wird er sogar ein Genie und schreibt die Tonwerke eines Mozart, Beethoven, Franz Schubert, tritt mit Richard Wagner eine neue musikalische Aera an und ersinnt sich eine „Wissenschaft", wonach er Aussicht gewinnt, zu einem Halbgott heranzuwachsen und alsdann in der Dunkelheit in eine Dunggrube zu fallen, um zur Hinterthüre des Theaters wieder hereinzukommen und das ganze Schauspiel von Neuem aufzuführen.

Wenn die Natur tactfest einen Fuß vor den andern setzt, statt Purzelbäume zu schlagen, und wenn dieses Sichanschmiegen der stofflichen Geschöpfe ein fast unmerkliches ist, so folgt daraus nicht, daß der Urschleim bis zum Affen fortgewedelt und bis zum Menschen fortgekrochen sei. Jedes Einzelwesen hat seine Art der Geburt, der Blüthe und des Absterbens, und dieses Schicksal theilt mit jedem Individuum das Universum des Vergänglichen. Was einmal ein Fisch ist, bleibt ein Fisch, und was einmal ein Mensch ist, wird niemals ein Gott. Die Fischstufe ist der Blüthepunkt des Fisches, die wahre menschliche Heranbildung des Geistes und Stoffes im Menschen bildet den Höhegrad des Menschen. Daß der Geist im Reifen begriffen ist, während der Körper schon absterbt, das eben bildet den Unterschied des Menschen zwischen ihm und der bloßen Stoffwelt. Wer nicht den guten Willen und die Verstandesreife besitzt, den Wortlaut der heiligen Schrift richtig zu deuten, der verschone die lesende Welt mit falschen, kindischen Commentaren zur Schöpfungsgeschichte oder lese aus der heiligen Schrift weiter nichts heraus, als daß Gott im Anfang Alles in Allem erschaffen habe. „Aber die Erde war wüst und leer, Finsterniß war über dem Abgrund, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern." Heißt das, die Welt sei plötzlich fertig gewesen, wie die Gartenlaube Solches

aller Welt zu Ohren bringt? Sie stellt die Bibelgläubigen hin, als ob sich dieselben unter dem Schöpfer einen Mann vorstellten, der die Sonne hinaufgehängt habe, wie man eine Windfahne aufsteckt. Niemand wird so naiv sein, den Schöpfer als einen Töpfer aufzufassen, der den Menschen mittelst einer Drehscheibe und eines Lehmballens gebildet und dieses Gebilde angehaucht habe. Niemand wird den Schöpfer mit der Leipziger Puppendoctorin (1874, S. 786) vergleichen, weil er die Rippe des Einen zur Herstellung der Andern benützt habe. Niemand sollte so naiv sein, das Paradies mit jenen duft'gen, Wind und Wetter ausgesetzten Gärten zu verwechseln, wo Brunnen springen im Regenbogenglanz, oder in verschwiegener Laube die Gartenlaube aufliegt, um von schönen Evashänden berührt, von keuschen Mädchenaugen gelesen zu werden. Gott setzte vor den Lustgarten die Cherubim mit zuckendem Schwerte. Leute, die viel auf Messen und Märkten herumkommen, stellen sich diese antike Begebenheit vielleicht nach Art einer Bretterbude vor, und der Umstand, daß die Welt irgendwo mit Brettern zugenagelt sein soll, unterstützt ihre Phantasie auf's Beste. Könnten wir das Universum überblicken, dann wäre die Erde ein kleiner Lustgarten, das Meer ein idyllischer See, der größte Dampfer eine leichthinschaukelnde Gondel. Ist der Ausdruck „Lustgarten" etwa in diesem göttlichen Sinne aufzufassen? Nein, das wäre allzu menschlich. Die Erschaffung der Welt geschah nicht plötzlich, wie sich eine Kinderphantasie dieselbe vorstellt, die sechs Schöpfungstage sind nicht etwa den Aufzügen einer sechsactigen Komödie vergleichbar, zwischen denen eine jedesmalige Bühnenverwandlung eintritt, rasch, plötzlich, pünktlich und an der Schnur — Gott ist kein Bajazzo, der bei guter Laune war, als er die Sonne leuchten und die Planeten ihren

Ringlauf antreten hieß, der Löwen und Leoparden schuf, ehe Licht und Nahrung vorhanden war, der zuerst die Wallfische und dann die Meere, zuerst die Pflanzen und dann die Sonne, zuerst den Menschen und dann erst die menschliche Umgebung in's Dasein rief, der heute noch bei guter Laune sein müßte, wenn er die Sonne scheinen läßt, und von schlechten Grillen heimgesucht regnen ließe.

Bevor ich an die kurze Commentirung jener ersten Capitel der heiligen Schrift im Einzelnen herantrete, will ich einen Ueberblick über das Ganze entwerfen, in dessen Rahmen sich das Einzelne fassen läßt. Ihrer irdisch bildlichen Darstellung liegt ein übermenschlicher Ideenprozeß zu Grunde. Jene Begebenheiten geschahen zum Theil wirklich, zum Theil im Verstande Gottes, in der vorbildlichen Idee des allwissenden Schöpfers. Gott in seiner ewigen Allwissenheit sah voraus, daß seine geistigen Geschöpfe des Zweifels fähig seien, sonst hätte er Gottheiten schaffen müssen, und das wäre ein Widerspruch mit ihm selbst gewesen, da nur eine Gottheit als absolute, ewige Wahrheit und Zweifelfreiheit denkbar ist. Gott wollte das Paradies der Erde und des Menschengeistes, denn Gott kann nichts Unparadiesisches wollen, aber seine Allwissenheit sagte ihm, daß der Mensch sündigen werde, sündigen aus freiem Willen, was denn auch wirklich der Fall war und heute noch der Fall ist, und deßhalb hat die Allwissenheit Gottes beschlossen, das Universum so zu schaffen, daß es als unparadiesisch mit dem schuldvollen Bewohner congruent erscheint. Baum der Erkenntniß ist das Böse, denn der süße Genuß seiner schönen Frucht öffnet uns die Augen, indem er unsere leibliche wie seelische Unschuld, Zufriedenheit und Lebensfähigkeit mordet. Der Mensch genieße alles Gute, aber den Baum der Erkenntniß soll

er nicht einmal berühren; das bloße Berühren ist sündhaft und zur Sünde reizend. Der Apfel ist jener Köder des Weltevangeliums, der dem sinnlichen Auge einleuchtet und angenehm auf der Zunge liegt, ein Genuß, den der Teufel anpreist, die Nachwehen verschweigend — und als Wortverdreher deren süßes Gegentheil avisirend. Gott ist ein zweifelfreier Geist, der aus sich selbst ewig existirt, während der Zweifel mit Erschaffung der reinen Geisterwelt geboren wurde, geboren aus der Unvollkommenheit des Geschaffenen. Dieser anfängliche Zweifel gebar den Hochmuth, dieser den Fall, dieser die Verzweiflung, diese den fertigen ausgewachsenen Teufel, der keiner Sühne mehr fähig ist, eben weil die Verzweiflung jede Hoffnung, jeden guten Willen, jede Reue ausschließt. So erklärt sich die Schlangengestalt jenes Verführers unserer Stammeltern, der unter dem Titel „Naturgeschichte des Teufels“ (1877, S. 577) mittelst eines modernen Obermedizinalrathes das nackte Gerippe seiner Selbstbiographie äußerst kleidsam zu verschönern suchte und in dieser Gestalt auch der Gartenlaube zu Leipzig seine Aufwartung machte. Verstanden? Wie Gott uns seinen Genius sendet, so auch sendet der Teufel den seinen. Wir sollen den schützenden Engeln Gottes willig die Hände reichen und uns mit Abscheu wegwenden von den „Geistern der Bosheit in der Luft“, wie die heilige Schrift sich ausdrückt. Ist das Aufklärung oder Volksverdummung? Man bringe mir vernünftige Gegenbeweise! — Jene Natur, die so treu und beharrlich ihre Wege geht, wie die geborene Logik des Menschengeistes sie gehen soll, diese Natur muß auf eine diesen charakterfesten Naturgesetzen entsprechende Weise nach den Bedingungen des Raumes und der Zeit entstanden sein, wirken und absterben. Die Materie wirkt „nach ihrer Art“, wie's in der Offen-

barung mit vollem Rechte heißt, während der Mensch „nach dem Ebenbilde Gottes“ wirkt. Was in der Mitte liegt, ist das Wunder. Dieses wirkt Gott gegen die Art der Materie, um den Menschen handgreiflich zu zeigen, daß er den Gesetzen der Natur gebiete, befehle. Der Mensch aber hat keine Kraft, nach Gottes Ebenbild Wunder zu wirken, es sei denn, daß Gott als Ursache durch den Menschen als bloßes Werkzeug und Mittel zu besondern Zwecken Wunder wirken läßt. Weit entfernt, daß die Wunderkraft störend in die Oekonomie der Naturgesetze eingreift, wie die Gartenlaube vorgibt, setzt sie vielmehr die Charakterfestigkeit der Natur voraus, denn ohne diese wäre das Wunder unmöglich. Wie könnte Gott beweisen, daß er die Naturkraft in seinen Händen hält, wenn diese Naturkraft charakterlos und eidbrüchig wäre! Ob sich diese Wunderkraft in Marpingen offenbare, ist eine andere Frage. — Darüber möge Rom entscheiden, denn meine Wenigkeit ist kein Appellhof.

„Gott schied das Licht von der Finsterniß und nannte das Licht Tag, die Finsterniß Nacht; es ward Abend und Morgen, ein Tag.“ Dieses war der erste Tag, und er bedeutet nicht das heutige Tageslicht von Morgens fünf bis Abends neun Uhr, sondern das „Licht“ selbst im Gegensatze zur „Finsterniß“ oder dem „Chaos.“ Die heilige Schrift selbst bezeugt dies, indem sie das Unterscheidungsmerkmal zwischen Tag und Nacht im täglichen Sinne erst am vierten Tage entstehen läßt. „Gott sprach, es sollen Lichter werden an der Veste des Himmels, zu scheiden Tag und Nacht. Gott machte ein größeres Licht, zu beherrschen den Tag, und ein kleineres Licht, zu beherrschen die Nacht, und die Sterne. Er setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie über die Erde herleuchten sollten. Es ward Abend und Morgen, der vierte

Tag.“ Die Art und Weise, wie sich der Weltbau nach den ihm innewohnenden Naturgesetzen aus sich selbst herausgebildet habe, kann nicht von der Religion, sondern muß von der Naturwissenschaft in Verbindung mit der wissenschaftlich ausgebildeten Logik und Erkenntnißlehre, sagen wir besser, von der Philosophie ergründet werden mit besonderer Zuhilfenahme der Naturwissenschaft. Aus den heute vorhandenen Naturkräften müssen wir auf deren Entstehen zurück und auf deren Vergehen hinschließen. Auf diese Weise lernen wir erkennen, wie jene Kraft, welche der Schöpfer dem unorganischen Stoffe, und jenes Lebensprincip, welches er dem Organismus einschuf, im Laufe der Entfaltung thätig war. Geräth diese Art der Forschung mit den Grundzügen der heiligen Schrift in Widerspruch, dann muß sie eine fehlerhafte sein, denn die Unfehlbarkeit des geoffenbarten göttlichen Wortes ist zu evident erwiesen, als daß die bloß menschliche Wissenschaft eine höhere Autorität beanspruchen dürfte. Diese Art der Forschung darf ebenso wenig mit der profanen Weltgeschichte in Widerspruch treten, denn Thatsachen haben mehr Beweiskraft, als die Speculationen der Forschung. Der Materialismus aber steht mit der Weltgeschichte sowohl, als mit der Offenbarung auf Kriegsfuß. Allerdings bildet die heilige Schrift beides zugleich, den Anfang der Weltgeschichte wie jenen der Offenbarung. Kein Geschichtsforscher kann die Bibel als ungeschichtliches Werk bezeichnen; jeder Geschichtskenner acceptirt sie als die beste und älteste Quelle historischer Ueberlieferung. Was in dieser uralten Geschichtsquelle steht, das galt dem israelitischen Volke nicht etwa als Fabel, dazu geeignet, den Kindern an schönen Winterabenden erzählt zu werden, sondern wurde als Staatsverfassung und Nationalgeschichte vom ganzen Volke anerkannt und heilig gehalten. Diese

uralte Geschichtsquelle meldet uns, daß die ersten Generationen ein enorm hohes Alter erreicht hätten, wie denn Adam länger als neunhundert Jahre gelebt habe, so daß zwischen ihm und dem ersten Geschichtschreiber Moses nur wenige Geschlechter lagen, zwischen denen die Geschichte unserer Wiege und Geburt, unser Stammregister sich mündlich fortpflanzen konnte. Die Abstammung von einem einzigen Menschenpaare ist somit eine geschichtliche Thatsache, und wer uns von den Affen herleitet, verwirft nicht allein jede Religion und Menschenwürde, sondern auch die Geschichte. Der mosaische Bericht über Adam und Eva ist keine Sage, wie jene vom tausendköpfigen Höllenhund und dem Nachen des alten Charon, sondern ist Geschichte, ist Historie. Schauen wir diesem Berichte, der nach S. 698 von 1873 „doch nur der Unwissenheit und dem Aberglauben die Entstehung verdankt", so recht scharf in's bildliche Buchstabenauge, so werden wir einen verschmitzten Schelmenblick darin erkennen, als ob diese Alltagsbettelkinder Adam und Eva eine irdische Maske trügen, um hinter den Bettlerlumpen menschlicher Buchstaben ihr fürstlich königliches Königskinderblut zu verbergen. Ja, scheuen wir die Mühe nicht, diese Maske zu heben, es handelt sich um die Ermittlung unserer eigenen Eltern. Dieses „Märchen", das man sich in beiden Welten erzählt, und immer, immer wieder erzählt, das uns heute so nahe tritt und morgen so fernab verhallt, es will für uns alle da sein, für die kleinen Kinder so gut, wie für die großen, es will für die moderne wissenschaftliche Menschheit da sein, wie es für die Urvölker, die noch keine Philosophie besaßen, da sein wollte, und es will, was die Hauptsache ist, von Allen je nach dem Bildungsgrade des Einzelnen richtig verstanden werden.

Nachdem die Materie ihren Blüthepunkt erreicht hatte,

und die irdische Wohnung vorbereitet war, schuf Gott aus dieser Blüthe den Menschenleib und verband mit ihr den Tribut des Himmels, die menschliche Seele, den Geist. Himmel und Erde bilden das Elternpaar des Menschen, was noch heutigen Tages der gleiche Fall ist. Der Menschenleib stammt von der Erde, die Seele vom Himmel. Der Todte auferwecken kann, was Christus bewiesen hat, konnte auch die Blüthe der Stoffwelt mit dem Geiste verbinden, so daß dasjenige Wesen plötzlich geschaffen war, welches wir den „Menschen" nennen. Mit der Art und Weise, wie Moses die Erschaffung des Weibes beschreibt, will er nur andeuten, daß Mann und Weib die gleiche Würde und Wesenheit theilen, und daß ein Mann und ein Weib in ihrer Gemeinschaft die von Gott gewollte Ehe bilden sollen. Die beweislose Weltwitzigkeit fragt, ob der Schöpfer die Blutschande dadurch sanktionirt habe, daß er nur ein Menschenpaar schuf, von welchem die Menschheit abstammen sollte. Der oberflächliche Weltwitz fragt, ob Gott nicht an die Uebervölkerung der Erde gedacht habe, als er Menschen schuf, die niemals sterben sollten, solange sie nicht sündigten. Derselbe Weltwitz fragt, woher Kain seine Ehehälfte genommen habe. Derselbe pikante Weltwitz fragt, ob Adam und Eva als Gesellschaftswesen dem gegenseitigen Gesellschaftstriebe hätten genügen können. Das sind Steine des Anstoßes, wie sie von Handlangern an jedem Bachweg aufgerafft werden können, um zu thurmhohen Barrikaden angehäuft und aufgeschichtet zu werden, während sie der denkende Geist lustig leichten Flügelschlages überflattert, wie eine Lerche, die hoch über den Vorurtheilen, Kurzsichtigkeiten und Thränen der Hütten und Häuser wohnt.

Eines nach dem Andern — wir bleiben dem Weltwitz keine vernünftige Antwort schuldig. Wie die Welt

wäre, wenn Alles anders wäre, d. h. wenn Adam und Eva niemals gesündigt hätten, darüber zu streiten, ist zwecklos und widersinnig, da von einem Wesen, welches zweifeln und sündigen kann, von einem unvollkommenen Geschöpfe die Vollkommenheit der Zweifelfreiheit und Fehlerlosigkeit nicht vorausgesetzt werden kann. Die mögliche Unschuld lag in der Idee Gottes vorbereitet, die wirkliche konnte daselbst nicht vorgebildet sein, weil wirkliche Unschuld und wirkliche Unvollkommenheit sich gegenseitig ausschließen und widersprechen. Scham und Blutschande bilden das Gefolge der Sünde, nicht die Intention des Schöpfers, denn die volle Unschuld kennt weder diese noch jene. „Wer hat dir gesagt, daß du nackt bist, als weil du von dem Baume gegessen, von dem ich dir geboten hatte, nicht zu essen?“ Sollten Scham und Schande aus der Möglichkeit niemals in die Wirklichkeit übergehen, dann mußte Gott die gesammte Schöpfung unterlassen, aber fragen wir uns selbst, ob wir nicht trotz Kummer, Sorge, Thränen und Elend gerne leben, solange nicht die Melancholie uns gefangen hält, und die Gemüthskrankheit unsere Lebensfreude nicht umfinstert. Solange die Vernunft einen letzten Lichtstrahl gewährt, leben wir gerne, ja selbst der Irrsinnige und der gebückte Greis, sie leben gerne, sie wollen nicht sterben. Der Selbstmörder möchte leben, sonst würde er jener Seelenqual, die ihm alle Lebensfreude durch eigene Schuld verbittert, nicht ein gewaltsames Ende zu machen suchen. Er möchte leben, schuldlos leben, und ach, seine Unschuld ist unwiederbringlich verloren, er betritt das Stadium der Verzweiflung, kehrt allen guten Geistern des Himmels den Rücken und fällt dem Teuflischen zum Opfer. Alles Geschaffene freut sich seines Daseins, Alles jubelt auf zu seinem Schöpfer, während die eigene Schuld das

Dasein verbittert und selbst auf den unendlich gerechten Gott ihren irdischen Fluch hinschleudern möchte. Ja, die Gottheit bedarf ihres Gegensatzes, wenn sie als solche von außen erkannt und angebetet werden soll. Der Mensch lernt durch dessen positive Negation das Positive schätzen; die Finsterniß seiner Sünde zeigt ihm das strahlende Licht der gottgewollten Unschuld. Dieses Erkennen führt ihn zur moralischen Selbstbestimmung und zum eigenen Verdienste, mittelst dessen er sich jenen Himmel erschließt, der von Gott denen bereitet ist, die ihn lieben. Der Menschenbrust ist die Sehnsucht nach Seligkeit eingeboren, und in der Anstrebung des von Gott vorbildlich gewollten Paradieses besteht die Bestimmung des Menschen. Gottgeschaffene Geschlechtslust ist keine Sünde, wohl aber wie vieles andere an sich Gute deren Ursache, denn alles Bösen Urquell ist der Mißbrauch des Guten durch die mißbrauchte gute Willensfreiheit. Hätte der Mensch nie gesündigt —, was einem Nichtgotte zu verzeihen ist und dem Reuefähigen seitens des beleidigten Gottes verziehen wird, dann wäre die Geschwisterehe nicht unmoralisch und die Blutsverwandtschaft nicht schädlich gewesen, da ohne Sünde keinerlei Sterblichkeit eintreten sollte. Gott konnte außerhalb seiner selbst nur eine gute Welt, aber keine absolut sündenlos bleibende Willensfreiheit schaffen. Wir dürfen uns die Abstammung von einem einzigen Elternpaare nicht nach moderner Schablone vorstellen. Bei einem Alter von mehr als neunhundert Jahren, bei gottgeschaffenem, reinem und edlem Menschenblute und einem blühenden Kindersegen konnte von einer Familie im heutigen Sinne nicht die Rede sein. Die Nachkommenschaft unserer Stammeltern saß nicht um einen drei Meter langen Tisch herum, sondern war ein Brudervolk im wahren Sinne des Wortes.

Seit jener Stunde, da unsere Stammeltern gesündigt haben, erfüllt sich auf Erden das Dichterwort: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ Nur auf das gottgeschaffene Menschenpaar läßt sich das andere Dichterwort in seiner weitesten Bedeutung anwenden: „Integer vitae scelerisque purus.“ Adam war ein Mann in der Unschuld eines Kindes, Eva ein Weib mit idealem Kindesauge, und selbst die heutige Kindesunschuld reicht nicht aus, das Maß jener Unschuld unserer Stammeltern zu kennzeichnen, denn auf allen Epigonen lastet der Fluch jener ersten Sünde. Der sündhafte Mensch konnte keine völlig schuldlosen Nachkommen erzeugen, so wenig die Kinder irdische Glücksgüter erben, wenn ihre Eltern an den Bettelstab gekommen sind. Niemand wird das schuldlose Kind für den Bettelstab verantwortlich machen, Niemand es davon befreien. Die Menschheitsunschuld ging mit der Unschuld des ersten Menschenpaares verloren. Wir müssen uns dieser Erbschaft unterziehen, und hätten wir das Glück gehabt, die ersten Menschen zu sein, dann wäre des Liedes Ende wohl ganz dasselbe gewesen. Was wir an Ungemach und Elend ertragen müssen, haben wir selbst redlich verdient, und seien wir froh, daß uns ein gerechter Gott in's Dasein rief, der uns nicht mehr und nicht weniger straft, als unsere Sündenschuld es mit sich bringt. Selbst die amtlich unfehlbaren Päpste sind als Menschen nicht sündenfrei, und waren ihrer wenige sogar große Sünder, eine geschichtliche Thatsache, die seitens der Gartenlaube (1870, S. 320) mißdeutet und mißbraucht wird. Der Mensch ist zu ungetrübter Freude geschaffen worden, aber das geschöpflich Gute hat seine böse, wie das Böse seine gute Seite. Suchen wir die Uebelstände immer in uns selbst, der Schöpfer straft den Schuldlosen nicht um seiner selbst willen, sondern

die Sonne leuchtet allen, und was die Menschen unter sich selbst verschulden, das haben sie auch unter einander zu büßen und wieder gut zu machen. Die Concurrenz ist nothwendig, sonst liefen die Leute mit Schlafmützen auf offener Straße herum. Jener Gott aber, der die Krankheiten nicht gewaltsam unterdrückt, gab uns den erfinderischen Geist, jene Heilpflanzen, die er wachsen läßt, ausfindig zu machen. Die Kräuter wachsen, seien wir Mediziner und keine Quacksalber.

1879, S. 208: „Paradiesische Schmuggelwaare." Dieses humoristisch poetische Produkt ist wenigstens paradiesischer, als das Bemühen, die menschliche Geschlechtsliebe und irdische Schönheit in die Fortschritts-Affengebeine hinüberzuschmuggeln. Es wäre thöricht, dieses niedliche Kind einer achtbaren Nebenbeipoetenmuse mit der philosophischen Zuchtruthe peitschen zu wollen, und derartige Humoresken ließen sich dem muthwilligen Weltkinderthum verzeihen, ja ständen ihm gut an, wenn nicht Mephisto mit seiner hochrothen Kappe im dunkeln Hintergrunde der Laube stehend seinen Gewinnantheil aus dem harmlosen Spiele zu ziehen gedächte.

1879, S. 74: „Wissen Sie, warum Eva in Versuchung fiel? Weil ihr etwas ahnte von Feigenblatt- und Pelzkleidern, die danach kommen würden. Die Geschichte des Kleides ist die Geschichte des Weibes. Eva ist ein Name für alle Reize, alle Tugenden, alle Schwächen des Geschlechtes; der Apfel ist das Symbol für das runde, rollende, verführerische Gold, welches seine Macht auf alle unsere Evatöchter mit ihren unergründlichen Bedürfnissen ausübt. Kann es ihnen der Mann nicht bieten, nehmen sie es, woher sie es bekommen — und wäre es auch von der Schlange." Ganz verfehlt ist auch diese exegetische Probe nicht. Personificire die Gartenlaube

und gib ihr den schönsten aller Aepfel, den symbolischen Paradiesesapfel in die weiche, rosenfingerige Hand, als ob sie denselben allen Evastöchtern lockend und lächelnd darreichte, daß sie anbeißen sollten, während die geschlechtsstärkeren Adamssöhne an den Baum des Lebens — sich anlehnend die dargebotene Lockspeise argwöhnisch betrachten, um schließlich von den verführerischen Lippen dennoch darangeschwätzt zu werden — so hast du ein neues Titelbild zur Gartenlaube erfunden, welches um so mehr noth thäte, als das bestehende schon nicht mehr modern genannt werden darf. Modern im Sinne der Gartenlaube sowie der heutigen Weltlust ist nämlich nur dasjenige, was „nie dagewesen" ist; 2 mal 2 = 4, das ist alt, sehr alt, uralt; 2 mal 2 = 5, das wäre modern. Uebrigens, was braucht sich der Menschengeist von hergebrachten Formeln, Ziffern und Dogmen tyrannisiren zu lassen, emancipiren wir uns, machen wir Gebrauch von unserer Willensfreiheit und sagen wir: 2 mal 2 = 6, 7, 8, 9, 10 2c., ganz wie es uns paßt und beliebt, aber jedenfalls muß das Resultat ein modernes sein. Mittelst der Eindrücke auf das Gehirn prägt sich diese neue Mathematik den Schädeln unserer Nachkommen ein, und nach hundert Jahren bezweifelt kein Mensch mehr, daß 2 mal 2 = 25 sei. Lenken wir die Naturkraft des Gehirnstoffes in dieses Schienengeleise, so gelangt der moderne Fortschritt per Eilzug zu seinem Ziele. Sollte aber die Scheere der an dem Satze: 2 mal 2 = 4 festhaltenden Kritik ihr kitzelndes Petzwerk etwas schonungslos bewerkstelligen, dann beklage man sich von wegen der Tonsur nicht bei dem naturnothwendig vorhandenen Kritiker, sondern bei der Urerziehungsinstanz unserer Allmutter Natur! Vielleicht zieht man das vornehme Schweigen vor, als ob es der Riese Goliath unter seiner Würde

erachte, an den Hirtenbuben David mit seiner simplen Schleuder ein Wort zu verlieren.

Vorstehendes Gesammtbild der Uranfänge umfaßt die Lösung sämmtlicher Einzelfragen. Kain hatte allerorts Gelegenheit, sich zu verlieben; ob er eine Schwester oder Cousine, Brünette oder Blondine sich erkoren, kann uns gleichgültig sein. Die Herrn Söhne erfreuten sich eines ausgedehnteren Gesellschaftslebens als ihre Eltern, die sich anfänglich in die zudringliche Hausfreundschaft einer Schlange fügen mußten. Wie Geiz und Wucher wächst mit seiner größeren Befriedigung auch der Gesellschaftstrieb. Als die behaarte Nacktheit nicht mehr Mode war, weil man in Folge der gesunden Sinnlichkeit das liebliche Schamgefühl erfunden hatte, brachte die damalige Modenwelt in ihrer nächsten Nummer das Feigenblatt, und als auch dieses nicht mehr modern war, erschlug man in Ermangelung von Schießgewehren die wilden Thiere mit Fäusten und fabrizirte sich Pelzkleider, denn in den südlichen Thälern des Himalaya soll es zum Erfrieren kalt sein. Getollte Unterröcke von Papier, Papiermanschetten, papierene Filzhüte und papierene Ballwesten mit angeknöpftem Zeugrücken (1874, S. 732) gehörten damals noch in's Buch der unbekannten Entdeckungen, darin heutzutage noch die „neue naturalistische Ethik" stehen soll, und es bleibt uns nur die Annahme übrig, das Costüm der Urmenschen habe sich aus wildromantischem Haarwuchs und bei späterer Ausdehnung auf kältere Erdstriche aus Thierfellen componirt. Ich möchte diesen wildschönen Charakter des urmenschlichen Haarwuchses nicht etwa mit der Affenhaut verwechselt wissen, was, nach dem Aufsatze von 1874, S. 59 und dem beigefügten Portrait des Herrn Andrian

Jeftichew zu urtheilen, seitens der Gartenlaube zu befürchten wäre. Kräftiger Haarwuchs bildet noch heute die Zierde des Menschen, die Enthaarung hingegen ein Zeichen des Erkrankens und Absterbens. Wer kennt nicht die Würde des Bartes, die Schönheit des niederwogenden Goldhaars? Wer kennt nicht die volksläufigen Redeweisen: Haar auf den Zähnen, Haar auf der Zunge, mit Haut und Haar? Ihren Haarwuchs sinnlos verwildern zu lassen, wie's vernunftlosen Affen verzeihlich ist, dazu waren die Urmenschen nicht gezwungen; auch sie hatten denselben Verstand, der noch heutzutage die Regeln des gesunden Geschmackes vorschreibt. Sollten sie, der Pomade und ätherischen Oele sowie der ausgesuchten Haarbürsten und Toilettenspiegel entbehrend, weniger modern geschniegelt und gestriegelt gewesen sein, so bestand ihr gegentheiliges Extrem vielleicht in einer allzu natürlichen Ungekämmtheit, und diesem letzteren steht der gesunde Menschenverstand noch immer näher, als den modernen Friseurköpfen, welche den Hinterkopf dergestalt scheiteln, daß man irre wird, ob man sie von vorn oder hinten anreden soll.

Haben wir durch Veranlassung der Gartenlaube von der Urmode gesprochen, wollen wir auch die Urhumanität nicht übergehen. Ueber letztere gibt uns der Brudermord Kains die bündigste Auskunft. Indessen steht dieser praktische Fall so vereinzelt da, daß wir nicht allzu pessimistisch von ihr denken dürfen und es loben wollen, wenn die moderne, noch unter den Fabrikrädern befindliche Ethik der reinen Humanität nicht mehr solcher praktischen Fälle aufzuweisen haben wird. Das erste Brudervolk lebte in seinen Uranfängen nach besserer Zigeunerart ländlich idyllisch und originell natürlich beisammen, es hatte seine guten Stunden und hatte seine Grillen, seinen Neid und seine Hitzköpfe, seine subjectiven Interessen — zuerst ich,

dann du, — wie dies Alles auch heutzutage noch Mode ist. Sie begnügten sich damals mit natürlichen Gewächsen, da ihnen zur Herstellung chemischer Gifte die nöthige Aufklärung und Fortschrittlichkeit fehlte, und statt mit Zettel, Text und Operngucker in die Trilogie zu gehen oder in's „goldene Cruzifix" — griffen sie zum Seufzerinstrument, denn Jubal, der Bruder Jabels, war ein Zitherspieler. Diese Gesellschaftszirkel mußten ihnen natürlich als die damals modernsten erscheinen. In Ermangelung der Angeln fingen sie die Fastenspeise mit der Hand. Befand sich schon damals zufällig ein Genie auf der Welt, so hat dasselbe jedenfalls an seine Zeitgenossen die merkwürdige Frage gerichtet: Meine Herren und Damen, wie sind wir denn eigentlich daher gekommen? Mit dieser Urfrage wäre jener urgeniale Urmensch Urgroßvater der Philosophen geworden. Die Leistung jenes Urphilosophen hätte natürlich eine naturwüchsige sein müssen, da von einer Bibliothek damals noch keine Rede sein konnte. —

Nach diesem humoristischen Intermezzo wird der halb und halb capitulirende zähe Leser gestatten, daß ich wieder einmal die ernste Seite meiner Aufgabe in's Auge fasse. Je näher dem Paradiese, desto schuldloser die Sprache. Adam und Eva mußten als fertige Menschen eine ihren geistigen Bedürfnissen entsprechende Sprache besitzen, und wie fleckenlos muß jene Sprache der Unschuld gewesen sein, bevor sie durch die Wortverdrehungskünste der Schlange und die erwachende Leidenschaft mit ihren gottlosen Tendenzen bereichert worden war! Erinnert die sprachliche Elasticität der Gartenlaube an jene Unschuld des Paradieses, an die tiefe Einfalt der heiligen Schrift, an die ehrliche Fischersprache der christlichen Evangelien oder an

das schimmernde Schuppenwerk der fortschreitenden Kultur des Schlangenwitzes? — Als weiterer Zankapfel ist jene Fluth zu nennen, die von den Naturforschern anerkannt und von den Bibelexegeten als Sündfluth gedeutet wird. Moral und Naturkunde haben ihren Antheil an den feindlichen Elementen, und jede greift das ihr Zweckdienliche heraus. Jene Fluth war die Nachgeburt des Weltmutterleibes. Sie erzeugte den Regenbogen als den Friedensvertrag der Elemente. Die Fluth erstreckte sich auf die damals bewohnte Erde, denn wozu sollte Gott die unbewohnten Welttheile bestrafen? Noah nahm von allen ihm zugänglichen Thieren je ein Paar zu sich in die Arche, denn wozu sollte Gott alles Gethier vertilgen, vertilgt man doch die Wasserthiere nicht mit Wasser? Die Gottesfürchtigen erkannten schon damals in den streitenden Elementen deren moralische Bedeutung und trafen durch den Bau der Arche Vorsorge gegen die wetterschwangere Zukunft. Auf der einzigen Familie eines Noah ruhte das Wohlgefallen Gottes. Hat die Natur seither bewiesen, daß sie jenen Friedensvertrag heilig hält, so gilt das Moralische jener Fluth für alle Zeiten. Ihr entspricht die sühnende Fluth der christlichen Taufe. Jener Arche entspricht das Schifflein Petri, das allen Gottesfürchtigen ein Rettungsboot ist und in der bevorstehenden — Sturmfluth sein wird. Auf der einzigen Völkerfamilie der wahren christlichen Kirche ruht das Wohlgefallen Gottes. Sterbeschrei aller Elemente — ist das jüngste Gericht; dort gewinnt ihre moralische Bedeutung die Alleinherrschaft Mögen die Naturforscher jenen Sterbeschrei vorausberechnen und gottesfürchtig werden — wie sie nach dem Geburtsschrei zurücklauschen.

Was sich ähnlich dem heutigen Rom in der Wogenfluth des alten Heidenthums zu behaupten wußte, ist

das wundersam geschichtliche Volk der Israeliten, aus deren Geschlecht jener Zimmermannssohn hervorging, der zu einer Zeit, als der selbstgemachte Humanismus verzweifelte, die Weltbühne betrat. Statt nach einer gemietheten Presse, nach der Protection der Gelehrten und nach der Wissenschaft zu fragen, hielt er's mit solchen Leuten, die sich mit dem weniger geistreichen, als gesunden Geschäfte des Fischfangs befaßten. Christus sprach: Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Sein Richter sprach zu allem Volke: Ich finde keine Schuld an ihm, und der verblendete Weltgeist rief: kreuzige ihn, kreuzige ihn! Hinter sich eine ganze Geschichte von Elend, Noth und Verzweiflung und vor sich den eigenen Wohlthäter am Kreuze, das ist die Position, welche der durch den Goldschnitt der Verblendung und Lüge berückte Weltsinn noch heutigen Tages einnimmt und bis an's Ende der Zeiten consequent behaupten wird. Christus erschien erst dann unter den Menschen, nachdem man in Folge allerlei Elends zur Einsicht gekommen sein mußte, daß die Menschheit ohne ihren Gott und seine Hilfe nicht bestehen könne, und trotz dieser thränenreichen Vergangenheit gelang es den Schriftgelehrten und Pharisäern von damals die Menge so zu umgarnen, daß diese Menge jenen Kritiker der falschen Gelehrtheit an's Kreuz forderte.

Christus ist eine für die profane Weltgeschichte viel zu erhabene Erscheinung, als daß wir ihm nach der gotteslästerisch großmüthigen Methode eines David Friedrich Strauß „den ersten Platz im Tempel der Genialität" einräumen dürften. Christus war mehr als ein Genie, er war die zweite Person der dreieinigen Gottheit. Wäre sein Auftreten dasjenige eines Humanitätsapostels gewesen, hätte man ihn nicht gekreuzigt; gekreuzigt wurde Christus nur deßhalb, weil er göttliche Thaten voll-

brachte, und seine Nebenbuhler gerade diese Göttlichkeit seines Auftretens dazu benützten, ihn zu einem Zauberer und Schwindler herabzuwürdigen, der mit dem Teufel im Bunde stehe. Durch seine Göttlichkeit ließ das Volk sich irre machen, nicht durch seine Humanität. Christus schwur vor dem hohen Rathe den feierlichen Eid, daß er Gottes Sohn sei, und diesen Schwur in menschlicher Verblüfftheit für eine himmelschreiende Gotteslästerung haltend beschloß der weise Senat, diesen Schwindler zu kreuzigen. Als aber die Elemente den Tod und die Auferstehung dieses Gekreuzigten feierlich bezeugten, da fuhr den Verblüfften ein menschliches Zittern durch die klappernden Gebeine, die Menge fiel auf ihre Kniee und ließ sich später taufen von denselben schlichten Männern, zu denen Christus sagte: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Doch wie dem kurzsichtigen Weltgeiste nur dasjenige einleuchten will, was ihm mit stofflicher Gluth auf den Schädel brennt, so nehmen auch heutigen Tages noch die Weltgelehrten den stofflichen Griffel zur Hand, um hell auf dunkel auszurechnen, daß drei nicht eins und eins nicht drei sein könne. Auch der gläubigste Christ kann sich diese Dreieinigkeit Gottes weder bildlich vorstellen, noch mit der speculativen Vernunft erdenken, aber daß diese Lehre auf Wahrheit beruhen müsse, das beweist indirect der Mund desjenigen, über dessen Lippe keine Lüge kommen konnte, und der von den Menschen nicht begehrte, daß sie diese Wahrheit wissen, sondern glauben sollten, weil der Mensch nicht die Befähigung besitzt, das Wesen der Gottheit ganz zu erfassen. Dante, der bekränzte Dichter-Philosoph, schloß seine divina commedia mit dem Versuche, die Dreifaltigkeit Gottes menschlich zu verbild-

lichen, aber wie weit bleibt selbst das herrlichste Gedankenspiel menschlicher Genialität hinter dieser Erhabenheit Gottes zurück! Der einzig gemeinverständliche Versuch, dieses göttliche Geheimniß annähernd zu erkennen, ist das Vergleichen mit seinem Ebenbilde, der Menschenseele. Auch diese ist eine dreieinige, jedoch mit dem Unterschiede, daß wir in ihr Fähigkeiten nennen, was in der Gottheit Personen heißt. Das einzige Ich der Menschenseele umfaßt ein dreifach verschiedenes und dennoch gleiches Wesen: Ich will, ich erkenne, ich liebe. Das bloße Selbstbewußtsein genügt nicht, die Menschenseele glücklich zu machen, sie will mit andern Seelen zusammenleben. Die Gottheit erfreut sich ihres eigenen Gegenspiegels in Gestalt und Form der Dreipersönlichkeit. Wille, Verstand und Liebe sind wesentlich von einander bedingt, und doch ist der Wille etwas Anderes, als der Verstand, dieser etwas Anderes, als die Liebe. Liebe im geistigen Sinne kann zum thierischen Gegensatze nur aus Wille und Verstand geboren werden, ja die Liebe ist der schönste Ausfluß aus diesen beiden, und deßhalb lehrt uns die Religion, daß der heilige Geist als Geist der Liebe von dem Vater und Sohne ausstrahle. Die Liebe ist gleichsam die Blüthe und Frucht der Gottheit, nicht als ob sie erst nach menschlicher Vorstellung herangereift wäre, sondern sie bildet am ewigen Baume des Lebens die ewige Blüthe. Nicht allein „der Menschheit Höchstes ist die Liebe“ (1878, S. 845), auch die Gottheit kennt nichts Höheres. Diese Liebe aber, die aus der Gottheit ausstrahlt, ist kein bloßes Humanitätsgefühl, sondern ein lebender, wollender, sich selbstbewußter Geist der Liebe, ein Gott. Daß die „Liebe“ ein prächtiges Wort sei, wie kein schöneres im Sprachschatze zu finden ist, um auf den Saiten der „bekehrten“ Lyra heruntergefingert zu werden, das einzusehen und

halbwegs herauszufühlen, dazu gehört kein großes Maß philosophisch dichterischer Begabung. Was aber die bloße Schönheit der Form betrifft, so hätte der neuere, sonst schätzenswerthe Dichter Redwitz, den die Gartenlaube eifersüchtig annexirte, dem Schiller'schen „Triumph der Liebe" die Pathenstelle bei der Taufe „Odilos" übertragen sollen. Besser als Schiller hat keiner die Liebe besungen, und doch hat diese Schiller'sche „Liebe" noch keinen zur Erkenntniß des wahren Geistes der Liebe geführt. Nur wer diesen bereits aus dem christlichen Wahrheitsschatze kennen lernte, muß die edle Dichterseele Schillers bewundern, die in ihrem natürlichen Gedankenfluge äußerst nah an der christlichen Gotteserkenntniß vorüberschweifte:

„Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.
. . . . . .
Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!"

Weil es der Geist der Liebe ist, den die Gottheit als ihr Höchstes über sich und alle Geschöpfe ausstrahlt, deßhalb ist die Liebe dasjenige Gebot des Christenthums, in dem alle übrigen Gebote wie die Quellen im Meere zusammenfließen. Deßhalb war nicht die „Weisheit mit dem Sonnenblick", sondern die Liebe jener Maßstab, wonach Christus seinen Stellvertreter, den Apostel Petrus beurtheilte, als er ihm den Hirtenstab über alle Nationen

übergab; deßhalb ist die Liebe und nicht die Intelligenz jener Maßstab, wonach die Menschen einander messen und bemessen sollen, wie dereinst auch Gott nach ganz demselben Maßstabe Gericht über alle vernunftbegabten Geschöpfe halten wird. Sogar die vernunftlose Stoffwelt macht den Eindruck, als ob sie durch Liebe in ihren Fugen gehalten werde, doch diese Art von Liebe nennen wir Attractionskraft, während das lebende Thier weder Intelligenz noch freien Willen und deßhalb eine monotone, instinktive Liebe besitzt. Mögen wir's Attraction und Instinkt nennen, die ganze Schöpfung trägt das Gepräge der Liebe, welche in Gott ihren ewigen Ursprung und im Menschen ihr göttliches Ebenbild findet. Die von weltlichen Dichtern so viel besungene »Liebe«, welche mit der »Minne« gleichbedeutend ist, bildet die besondere Liebesgattung der Gattenliebe mit ihrem jugendlichen Vorspiel und ist deßhalb mit Liebe in religiösem Sinne nicht zu verwechseln. Letztere ist fast identisch mit dem guten Willen, von dem es in der heiligen Christnacht hieß: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ Jener Mahnruf des Himmels lautet nicht: Friede den Gelehrten, Reichen, Vornehmen und körperlich Schönen, Unfriede den Dummen, Armen und Häßlichen, sondern Friede allen Menschen, die eines guten Willens sind! Komische Seligkeit, wenn du nur den Fachgelehrten und Fabrikbesitzern, den Kulturhistorikern und Geldjuden, den Capitalisten und der Noblesse bereitet wärest! Auch der Einfältige, der Dumme und Unwissende will glücklich, auch der Barbar will nicht verdammt sein. Selbst das unmündige Kind fühlt etwas Göttliches in seinem harmlosen Kindesherzen, wenn es die Händlein zum Gebete faltet, ja mögen die geistigen Fähigkeiten, Bildungsstufen und Klangfarben der Menschenseelen noch so verschieden

sein, wie die Formenmannichfaltigkeit des Universums es erheischt, einen gemeinsamen Maßstab göttlicher und menschlicher Beurtheilung tragen sämmtliche Geister und Seelen in sich, und das ist der gute Wille oder die Liebe zu Gott. Sympathie ist wieder etwas Anderes als Liebe, Minne und guter Wille. Nicht eine jede Menschenseele verhält sich zu jeder beliebigen anderen Menschenseele sympathisch, und obgleich jeder Mensch die natürliche Verpflichtung hat, seinen Nächsten zu lieben, d. h. in jedem Menschen das Ebenbild Gottes zu schätzen und einem Jeden den guten Willen entgegenzubringen, weil wir alle dem gemeinsamen Elternhause des Himmels und der Erde entstammen, so kann die Sympathie dennoch von keiner Seele gefordert werden, weil die Sympathie nicht von der Willensfreiheit des Menschen abhängt, sondern eine Naturgabe Gottes ist. Das Analoge findet im Reich der Töne statt. Zwei verschiedene Töne, nicht die gleichen bilden einen Zweiklang, und nicht jeder Ton eignet sich zur Harmonie mit dem andern. Jeder Ton hat den gleichen Werth, aber jeder kommt an seinen Werth nur an der rechten Stelle. Auf dieser Mannichfaltigkeit beruht die einheitliche Harmonie der Töne, und ohne die Klangmannichfaltigkeit der Geister wäre die Sympathie, die Freundschaft, die geistige Harmonie und Romantik beider Welten undenkbar. Was vom Gebot der Nächstenliebe vorgezeichnet wird, ist nicht die Sympathie, denn diese schließt alles Gebieten und Verbieten aus, sondern der gute Wille und die allgemeine Hochachtung eines jeden Menschen, sei er Baron oder Schusterlehrling. Die Sympathie selbst wieder ist nicht durchweg etwas schuldlos Natürliches, denn auch die Hölle hat ihre sympathischen Seelen, auch „durch des Uebels Reiche waltet fürchterliche Sympathie.“ Das ist die Tonmannichfaltigkeit der

einheitlichen Verzweiflung, jene schauerliche Musik, die, wenn sie monoton wäre, nicht so schauerlich verwirrend an's Gehör schlüge.

Wenn dich ein Mitmensch wegen dieser oder jener schlimmen, nicht sympathischen Eigenschaft nicht dazu kommen läßt, ihm deine Liebe entgegen zu bringen, dann hasse in ihm das Hassenswerthe und liebe den bloßen Menschen als solchen, weil er wie du ein Ebenbild Gottes ist, den du immer lieben kannst, und mit dem jede Seele sympathisch ist, wie jeder Ton mit dem Gesammtreich der Töne, mit der Tonkunst und dem Urquell der Töne. Gott ist die Quelle aller Sympathie, und du fühlst diese Sympathie in deiner Brust, ob dein Verstand die Erkenntniß Gottes zu fassen weiß oder nicht. Du fühlst es um so lebendiger, daß ein Gott sei, je weniger deine Vernunft ihn zu erkennen vermag. Du hörst auf, ein religiöser Schwärmer zu sein, sobald deine Intelligenz das Gefühlsleben überwunden hat. Die geistige Sympathie, nicht die geschlechtliche Verschiedenheit soll das Motiv der christlichen Ehe sein. Die geschlechtliche Sympathie ist ein Danaergeschenk der Fleischestriebe, die Seelensympathie ist das herrlichste Geschenk des übersinnlich harmonischen Geisterlebens. Aus der geistigen Sympathie erwachsen uns himmlische Früchte, während die geschlechtliche Sympathie des Fleisches zu Thränen, Wehen und Elend, zu Mord und Verzweiflung führen kann. Das ist die Eigenart des Stoffes mit seiner Naturkraft und jene des Geistes mit seinen übersinnlich unsterblichen Wirkungen. Während der Stoff längst verfault und vermodert ist, feiert die Sympathie der Geister ihren Triumph in der bessern Welt. O unvergängliches Glück, unsterbliche Liebe im wahren Sinne des Wortes! Arme Civilstandsregister der Stoffwelt! Diese Seligkeit ist den Menschen zu groß,

zu groß die Verzweiflung, als daß sie an diesen Wunderbau des Universums mit seinen beiden Welten glauben könnten. Das Menschenherz läßt sich durch die Vergänglichkeit so irre machen, daß es diese zu bannen sucht, um die Unsterblichkeit seines wahren Glückes außer Acht zu lassen. O alleinseligmachende Weltanschauung! Nur die christliche Kirche besitzt den Schlüssel zu dieser Schatzkammer, die uns Christus erschlossen hat. Die wahre, christliche Kirche, und das ist leider nur die römisch-katholische, sie bildet jene geistige Sonne, dazu geschaffen, die auf dem Seelendasein lagernden Nebel des Erdenlebens hinwegzuscheuchen. Diese geistige Sonne spendet einem jeden Erdenpilger Licht und Wärme, ob er die Wissenschaft der Spektral-Analyse in seinem Gehirne trägt oder nicht. Der Harmlose läßt sich harmlos anscheinen und freut sich des Sonnenscheins, der Gelehrte untersucht die Sonnensubstanz, der Poet tummelt sein Roß unter ihrer Strahlenkrone, der Greis fühlt den Frühlingsstrahl dieser unsterblichen, überall neues junges Leben weckenden Sonne doppelt freudig. Ob du Allah oder Jehovah, Vater unser oder unser Vater betest, der gute Wille führt zur Seligkeit, und diesen guten Willen zu wecken und auf die rechten Wege hinzuleiten, das ist die Aufgabe der alleinseligmachenden Kirche. Keiner wird selig, der als Katholik seine Kirche verschmäht, und Keiner wird verdammt, der ohne seine Schuld nicht katholisch ist, wenn er auf seine Weise den guten Willen übt. Darüber das Nähere gegen Schluß meines Buches.

Wenn manche unserer Mitmenschen, die sich um unserer selbst willen dem harten Berufe der Moralprediger unterzogen haben, den Lenker aller Geschicke in die Kirchenmauern und zwar speciell in die ihrigen wie in sein engeres Vaterland verweisen oder in den Schulmeisterrock

der Religionslehre einkleiden, so ist das eine menschliche Erscheinung, wie so manches Andere, das unter Menschen auch so bleiben wird. Solange nicht jeder Priester ein Universalgenie sein kann, wird der geistliche Stand ebenso gut nach seinem Berufe wachsen, wie der weltliche Beamtenstand nach dem seinigen, wie der Soldat nach seiner Waffengattung und der Schuster nach seinem Leisten. Weil nicht jeder Priester ein Genie sein kann, ist es eine höchst verzeihliche Erscheinung, daß manche Religionslehrer die Religion nicht allein mechanisch und fabrikmäßig lehren, sondern auch mechanisch formelhaft in sich selbst verarbeiten, ohne den klopfenden Pulsschlag des Christenthums aus dem Gesammtkörper der Menschheit herauszufühlen. Die Priesterweihe macht aus keinem mittelmäßigen Talente einen weitschauenden Gelehrten, aus keinem Phlegma eine Lerche, aus keinem naturgeborenen Hitzkopf ein Opferlamm der Gelassenheit, aus keinem Sünder einen Gerechten. Man sorge für Stricke, damit keine Judasseele in Verlegenheit kommt, die zum Verräther ihres Erlösers wird, aber man lasse den übrigen Aposteln ihre Ehre, ja ihre Mannesehre und ihren guten Ruf! Vom „ganzen katholischen Pfaffenthum“ zu reden, wie es S. 9 von 1874 und andern Orts geschah, das ist eine Methode, die man dem Straßenpöbel überlassen sollte, statt die guten Seiten der Gartenlaube mit solchem Koth zu beschmutzen. Die jetzige Redaktion scheint es mit diesen Dingen ein wenig maßvoller nehmen zu wollen, was an sich äußerst löblich wäre, aber eben dieser Redaktion über kurz oder lang von Seite des an fette Speisen gewöhnten Weltkinderthums den Vorwurf eintragen wird, daß sie die Gartenlaube schlecht redigire. — — — Soll die Gartenlaube bleiben, was sie war, dann muß sie den Grundsätzen der Affecte und Leidenschaften, dem Hasse gegen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Rom treu bleiben. Die Stellung der Redaktion ist eine Herkulesstellung am Kreuzweg. Man erhalte sein Capital, denn sobald die Gartenlaube ihre Fahne verläßt, stürmt derselbe Weltsinn unter veränderter Parole gegen die nämliche Festung. Was Gartenlaube hieß, wird eben anders heißen und doch ganz dasselbe sein. Dem Felsen Petri ist es gleichgültig, ob das betreffende Organ des Weltsinnes „Gartenlaube“ oder anders heißt. Sapienti sat! Meine Kritik gilt dem einen wie dem andern Weltblatt, dem gegenwärtigen, wie dem zukünftigen, denn sie bildet ein lebendes — Exempel der beiderseitigen Polemik, und diese Kampfesweise bildet einen Kreislauf, der sich bis an's Ende der Tage wiederholen wird. Auf der einen Seite die Phrase, auf der andern das ungesuchte, ehrliche Wort, hier die Wahrheit, dort die ewig moderne Lüge, hier die Defensive, dort der Anprall, hier der göttlich edle Zorn, dort die gehässige Beschimpfung, hier das strafende, dort das beschimpfende Wort, hier die einfältig kluge, dort die pikant schlüpfrige Redeweise. Die Strohhalme der irdischen Mängel einer göttlichen Religion, das sind die Mauerbrecher, mittelst deren die Gartenlaube unter Beihilfe ihrer ganzen Naivität den Felsen Petri und die stolzen Dome des Christenthums überwältigen möchte. Aus jedem Strohhalm des beweisunfähigen Weltwitzes schnitzt und dreht sie eine gewuchtige Fahnenstange der Aufklärung. Die „Madonna in der Schnapsflasche“ (1877, S. 427) und ähnliche Volksalbernheiten stehen als streitbare Mannen in ihrer vordersten Schlachtreihe. Nehmt euch ein Beispiel an dem stolzen Weltkinde Schiller, der sich auch ohne Rosenkranz und Gebetbuch bei den Christen aller Zonen beliebt zu machen wußte! Auch er hat romfeindliche Worte gesprochen, aber niemals im Tone der gehässigen Pöbeldialectik. Er suchte das Gute überall

auf den Schild zu heben, ob er's in Rom oder außerhalb desselben fand, denn seine Seele war zu edel, als daß sie dem guten Willen der Erkenntniß sich absichtlich hätte verschließen können. Der Mörder des Kaisers kommt zu Tell und jammert in der höchsten Noth der Verzweiflung um menschliches Erbarmen. Nachdem sich alle Trostgründe als nichtig erwiesen haben, gibt Tell dem Verzweifelnden einen letzten Rath, und welches ist diese letzte Adresse in der höchsten Seelenqual? Kennt ihr diese Adresse, ihr Sänger der bissigen Epigramme auf den Papst und der schneidigen Satyren auf das römische Regiment (1874, S. 298)?

„Hört, was Gott mir in's Herz gibt .... Ihr müßt fort in's Land Italien nach Sanct Peters Stadt; dort werft ihr euch dem Papst zu Füßen, beichtet ihm eure Schuld und löset eure Seele ... Was er euch thut, das nehmet an von Gott ... vor jedem Kreuze fallet hin und büßet mit heißen Reuethränen eure Schuld."

Es muß einem fühlenden Menschen durch alle Nerven dringen, dem Dichter nachzufühlen, welches Gewicht an dieser tragischen Stelle auf die Worte Gott, Papst und Kreuz gelegt ist, und sich im Contraste hiezu den Frevelmuth jener aufgeklärten dummen Jungen vor die Seele zu stellen, die mit solchen Worten den Witz ihrer Cirkel und Gelage herauszuputzen suchen. Wessen Bildung im Hinterkopfscheitel, in der completten Garnitur und dem schwachen Verstand, in der hellen Wäsche und dem ungewaschenen Munde besteht, nur der kann sich erdreisten, das gequälte Gewissen und die Beichte, den Papst und seine Priester zum Gegenstande des Witzes zu machen. Und wie spricht die Gartenlaube, jenes „gebildete" Weltblatt, das den Culminationspunkt humaner Bildung

besetzt zu halten wähnt, wie spricht das Blatt der „Menschenrechte“ und der „Humanität“ von diesem Papstthum, seinen Priestern und seiner Beichte? Wie spricht die Gartenlaube von jenem ehrwürdigen Buche, das in den Händen der größten Denker aller Zeiten ein Heiligthum war? Seht ihr das Buch des Himmels im Kreise der modernen Familie, das staubbedeckte Buch, das den Menschen nicht gut genug ist und in der letzten Ecke liegt, weil es die absolute Wahrheit selbst, einen Gott zum Verfasser hat, indeß die Gartenlaube wie ein verzogenes Sirenenkind um die Liebkosungen zarter Hände buhlt und unter den Lobsprüchen schöner Lippen triumphirend umhergafft. — Die heilige Schrift wird zu einem fabelhaften Machwerk der „Pfaffen“ herabgestempelt, und was ist der Papst, was seine Priester? Pfaffen, Baalspfaffen, elende Baalspfaffen, Brut Ahriman's, schwarzer Troß, Dämonen, Komödianten, Eulen, Drachen, Tiger, Vipern, Intriguanten, Schurken, Mörder, Säufer, Verräther, Eidbrecher, Zeloten, verkommene Individuen, die zu jeder Handlung fähig sind. Vielleicht eine Uebertreibung? Keine Uebertreibung. Ich werde eine Blumenlese veranstalten und diese sämmtlichen Prädikate bis auf den letzten Buchstaben unter den Bindfaden der Jahres- und Seitenzahlen bringen, damit jeder Ehrenmann das herrliche Bouquet bewundere und an seinem Dufte sich erfreue. Es genügt ein einziger Jahrgang, und der geehrte Leser hat nicht zu befürchten, daß ich meine Citate mit Ach und Krach herausgekeltert hätte. Jeder Jahrgang bringt so ziemlich die nämlichen Blumen, Blätter und Blüthen. Behufs dieser Blumenlese soll der Jahrgang 1874 die Ehre haben, weil er mit den Prachtworten eingeleitet ist: Es werde Licht! Das war nämlich der erste Schlag des gefangenen Vögleins von 1874. Also hören wir:

Seite

1: Dem schwarzen Troß der Lügengeister.
9: Dem ganzen katholischen Pfaffenthum.
10: Den unersättlichen Magen der infallibilistisch dirigirten Kirche.
59: Ein in der Kultur zurückgebliebener Pastor.
64: Die im Dunkeln ihr schleicht, unser Reich und den Kaiser zu stürzen, jener pfäffisch verlogenen Brut, jener heuchlerisch frömmelnden Schaar, Pfaffenbetrug, Dogmenzwang, der die Seele des Volkes vergiftet.
74: Nieder mit den Ultramontanen, mit den Jesuiten!
86: Unter dem Schleier der Religion die politische Fahne aufpflanzen, unter der Maske der Frömmigkeit zu jeder Handlung fähig. Sie impften den Wilden Laster und Leidenschaften ein. Herzlose, teuflische Grausamkeit eines Missionärs. Die Missionäre hinderten auch die größten Grausamkeiten nicht, sie reizten sogar die Indianer dazu.
87: Der Pater ließ sie auf's Unbarmherzigste peitschen. Auf Befehl des Paters auf's Neue und Heftigste gepeitscht. Kein Mitleid erfaßte ihn. Den teuflischen Plan des frommen Paters. Menschenjagd, abgerichtete Bluthunde. Sein Auge weidete sich an der grausamen Scene. Als die Indianer erschöpft waren, rief der Unmensch: Peitscht sie! Ihr trauriger Zustand hatte selbst das Mitleid der Indianer erregt, ohne Wissen des Missionärs hatten diese ihre Fesseln gelockert. Die Indianer mußten sie auf's Neue blutig peitschen. Sie starb.
104: Dich machte zahm kein Pfaff'.
107: Trotz aller Weihrauchwolken und sonstigen kirchlichen Apparate.

Seite

124: Der elfenbeinbleiche Fleck der Tonsur, der Zipfel des schwarzen Rockes, wie er langsam zögernd von Stufe zu Stufe glitt.

144: Unsere Zeit will nicht einem papierenen Papst, dem Buchstaben der Bibel blindlings gehorchen.

147: Altgroßmutterwunderglaube.

150: Wenn Pfaffenhaß ein Menschenglück zertrat, jahrhundertlang im Staube vor röm'scher Tyrannei, die Zwingburg Roms.

158: In finstern Wahnvorstellungen systematisch erhalten und bestärkt.

168: Der Sinn für weltliche Macht bei den Päpsten hielt keinen Schritt mit ihrer Befähigung zu derselben.

173: Der schwarze Priester mit dem eigenthümlich erblaßten Gesicht.

188: Das starre, unhaltbare Dogmenwerk bis in das Reich des finsterſten Aberglaubens hinein. Daß ich dir bei dem unerquicklichen Streite um des Teufels Existenz nicht sekundirt habe! Bah — wer wird sich herablassen, gegen solchen Widersinn auch nur ein Wort zu verlieren! (Daher „die Naturgeschichte des Teufels" — 1877, S. 577). Er wird den Ballast abschütteln, sobald er selbstständig zu denken anfängt (daher die Theorie, wonach das Gehirn zeitlebens so arbeiten muß, wie man es anfänglich dressirt hat — 1870, S. 10). Die wahnsinnigste Vermessenheit, die der alte Mann in Rom proklamirt.

192: Sich in Bezug auf Aufklärung, Frömmigkeit und Reinlichkeit vortheilhaft von den katholischen Collegen unterscheiden.

Seite

206: Ich bestimme den Knaben Gabriel ausdrücklich für den geistlichen Beruf.

213: Wie denn überhaupt priesterliche Herrschsucht als der Haupthebel der ganzen Bewegung zu betrachten sein dürfte.

219: Wer läßt sich wohl gern die schwarzen Wespen um die Ohren summen, wenn er Gottes schöne Welt liebt und sie — genießen will?

222: Er log der Priester. Die Frivolität des Priesters, der um jenen Frevel wissend im Gebet den Segen des Himmels auf das unwürdige Spiel herabfleht, den Altar zur Bühne herabwürdigt, wo er als glücklich begabter Schauspieler agirt.

232: Die tausendjährigen, von herrschsüchtigen Päpsten geschmiedeten Fesseln, durch willkürliche starre Dogmen zum bloßen äußerlichen Kultus herabgesunkene christliche Religion.

233: Papstdrache! Gott erfülle Euch mit Haß gegen den Papst!

235: Meine Kirche verlangt von ihrem Priester, daß er hier wie ein Maulwurf den Boden unterminire und dort eine Brücke durch die Luft schlage. Der eidbrüchige Priester liebte das Weib in ihr. Ueber den leblos weißen Fleck inmitten der dunkellockigen Haarmassen, als zeige ein unsichtbarer Finger auf diesen Fleck als auf ein Kainszeichen. (Was meint wohl dieselbe Feder zu der Schur und Tonsur inmitten der dunkellaubigen Stangen und Sparren der Gartenlaube? Sind die geschorenen Flecke mehr elfenbeinbleich oder mehr leblos weiß? Im Tempel Gottes läßt man die Unberufenen,

Seite

in der Musen Tempel die Berufenen unge=
schoren).

236: Dem ränkevollen Geiste des Priesters war diese reine unschuldvolle Mädchenseele nicht gewachsen. Hochwürden, nun gehen Sie, um die Brief=intrigue gegen mich einzufädeln — fein, aber mit Sicherheit, wie es dem Jünger Loyola's ziemt!

237: Ein Geheimniß zwischen dem Herrn Hofprediger und meiner Frau, interessante Bekehrungs=versuche, Onkel? — Er hat so lange die fetten Karpfen in das große römische Fischernetz ge=trieben, daß es ihm nicht zu verdenken ist, wenn er auch einmal auf eigene Faust fischt und ein schönes, schlankes Goldfischlein für sich behalten will .... Hochwürden, Ihr heiliger Orden leugnet zwar in neuester Zeit den oft citirten Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel." Möglich, daß er aus Vorsicht niemals nieder=geschrieben worden ist — desto energischer wirkt er als zugeflüstertes Losungswort ... oder sollen die schönen Lippen dort lediglich den Rosenkranz beten? Da steht der Komödiant ohne Gleichen.

(Nachdem die Jesuiten vor wenigen Jahren vergeblich publicirt haben, daß demjenigen mit einer hohen Geldsumme geholfen werden könne, der ihnen öffentlich nachweise, inwiefern das bekannte „der Zweck heiligt das Mittel" ein jesuitischer Grundsatz sei, ist man perfid genug, zu behaupten, dieses Grundsätzchen habe von jeher nur als mündlich zugeflüstertes Losungs=

Seite

wort gegolten. Gegen eine solche Kampfesweise ist allerdings nicht aufzukommen. Was würde der ehrliebende Student auf der Mensur mit seinem Gegner anfangen, wenn sich derselbe jeglichen Paukcomments entäußern wollte? Er würde die ehrliche Studentenklinge beiseite legen und ihm mit der flachen Hand in's Gesicht schlagen und ihm mit Ohrfeigen und Maulschellen derart aufwarten, daß ihm das Gehör und der Bierdurst auf drei Tage hinaus verginge. Gegen die Willkür der Lüge und Verdächtigung haben wir keine Mittel).

253: Der vergiftende Hauch des verhaßten Schwarzrocks, der intriguante Jesuit, seine verbrecherische Handlungsweise, in den Klauen des Tigers.

254: Dieser Schurke, diese Fuchsgesellschaft, dem Raubvogel, der über meinem schlanken Reh kreist, ein scheues, aber beharrlich lauerndes Raubthier.

268: Ich glaube, daß der Hofprediger bereit ist, zu schwören — er schwört bei seiner Seelen Seligkeit — warum denn nicht? Den Herrn Jesuiten ist ja ein Schleichpförtchen in den Himmel garantirt.

283: Heilloser Krieg mit den Pfaffen. Zermalme ihn!

285: Dem Pfaffen war ich nicht gewachsen.

296: Die Heißsporne des Centrums verrathen eine große Reizbarkeit, die sich zuweilen in unartikulirten Lauten Luft macht.

298: „Gegen Rom!" Die Dichtung soll ein Spiegelbild ihrer Zeit sein. Dieser Forderung ist die deutsche Lyrik namentlich in den letzten Decennien in erhöhtem Grade gerecht geworden.

Heute heißt das Feldgeschrei: „Gegen Rom!“ Der alte Krieg zwischen Kaiser und Papst ist auf's Neue entbrannt; auch heute stellt die deutsche Lyrik ein streitbares Contingent in die Schlachtlinie: „Gegen Rom!“ ist der Titel einer .... Sammlung von Gedichten reichstreuer deutscher Poeten. „Wem gilt unser Krieg?“ an der Spitze dieses kriegerischen Aufgebots geharnischter Lyrik einhermarschirt. Ihm folgen Gedichte von 65 meist namhaften Poeten, scharfe Abkanzelungen des Jesuiten- und Pfaffenthums und bissige Epigramme auf den Papst und seine Schildträger, flotte Fehde-Lieder und schneidige Satiren auf die Unfehlbarkeit und das ganze römische Regiment, kecke Humoresken. Durch das Ganze weht ein so frischer Geist der Propaganda für die Ideen der Freiheit und des Lichts, daß alle Freunde von Kaiser und Reich die Verbreitung dieses echt patriotischen Buches als eine nationale Sache betrachten sollten. (Geduld, liebe Scheere, werde nicht eifersüchtig, wenn ich auf einige Sekunden zur Laute greife —):

Ich weiß ein Reich, so groß und hehr,
Das größte Reich der Welt,
Ein Reich, so groß bis über's Meer,
Bis über's Sternenzelt!

Schau' hin zur alten Hügelstadt
Mit ihrem alten Throne,
Der jenes Reich gegründet hat,
Trug eine Dornenkrone. —

Seite

Der jenes Reiches Gründer war
Und seine Krone trug,
Nahm höher, als der deutsche Aar
Den freien Adlerflug.

Er kommt als Richter einst zurück
Der Guten und der Bösen,
Aus Höllenqual und Himmelsglück
Das Räthsel — aufzulösen.

300: Der Priester fixirte dämonisch ihr Gesicht, die Viper, die nach seinem häuslichen Glücke züngelte.

302: Dieser entsetzliche Priester.

305: Die dreihundertjährige geistige Erstarrung, welche die Jesuiten über das Land verbreitet haben. Seitdem die Väter Jesu in's Land kamen, ist es in allen Fächern zurückgeblieben.

Die allerseligste Jungfrau, gleichsam die Königin Mutter.

306: Die Ohrenbeichte soll für ältere Leute unschädlich sein, so daß katholische Mütter sich verabreden, ihre Töchter nicht eher in den Beichtstuhl zu lassen, bis sie verheirathet sind.

316: Der geschorene Fleck inmitten der dunkellockigen Haarmassen dämmerte gespenstig. Fälschen und vor Nichts zurückschrecken, was die Geister als Schemel unter die Füße der Priestermacht zu werfen vermag. Den echten Predigern des Christenthumes unterwerfe ich mich in Ehrfurcht — und, Gott sei Dank, wir haben deren noch! (Hört ihr den Schlag der gefangenen Nachtigall? —

Seht ihr die Schminke? Wer sind jene „echten“ Prediger, und welches Christenthum predigen sie? Wer ist dieser Gott, dem man so inbrünstig für diese echten Prediger dankt? Ist die neue, noch zu entdeckende naturalistische Ethik das echte Christenthum? Existirt vielleicht ein Jenseits mit Himmel und Hölle doch, weil man „Gott sei Dank“ ruft? Die blinde Naturkraft ist euere göttliche Vorsehung, und das Elend der Erde ist euer Himmelreich. Die Interessen sind euere Prediger, und die Leidenschaften euere Principien. Das Theater ist euer Gotteshaus, und das Opernglas euer Gebetbuch. Die ungestillte Sehnsucht der halbverhungerten Seele ist euer Nachtgebet, und die Phrase euer Sonntagskleid. Verlangt die Aesthetik, daß man unter der Larve eines „Hofpredigers“ einen ganzen Priesterstand um seine Ehre bringt? Hat irgend ein verkommener Mensch ein natürliches Recht dazu, auf Rechnung ehrlicher Leute zu zehren? Wohl dem Staate, darin zu gewissen Zeiten, wenn's an's Genießen der schönen Erde geht — die schwarzen Wespen den gottvergessenen Individuen, die selbst an gekrönte Häupter zu tasten sich erfrechen — das alte Hexenlied von Tod, Gericht und Hölle als monotones Eulengeschrei im Kanzelstil und Predigerton in die moralisch harthörigen Ohren hineinsummen! Man setze nur den Schulmeister in den Augen der Schüler und Schulbuben gehörig herab und schreibe Schulmeisterromane für die heitere Jugend in einem, dieser letzteren erwünschten Tone, dann

Seite

werden die Fabrikräder des Ungehorsams und der respektlosen Unzucht in Schwung kommen. Man grabe sich mit dem Spaten der „Aufklärung“ die eigene Grube! —).

317: Eidbrüchiger Priester, elender Mörder, den fliehenden Priester aufhalten, haltet ihn!

410: Der Pfaffengeist, das erstarrte officielle Kirchenthum, das verworrene Nebelreich des Glaubensrausches, das Gift jener volksverderblichen Religionslehren, umnebelte Seelen bis zur Tollheit, Ihr Baalspfaffen! O wir kennen euch, Brut Ahriman's!

417: Ein Pfaffenknecht, das Pfaffenpaar.

438: Ein aufgeblähter Papst.

472: Der Papst hat dir befohlen, stinkende Böcke und schmutzige Schweine haarklein zu beschreiben.

473: Avignon, das die Päpste in einen Pfuhl aller Laster und Verbrechen verwandelt hatten.

485: Gesellige Zusammenkünfte der Brüder im Refectorium, welche mit Kartenspiel und Zechen begangen werden; sie beginnen nach der Vesper, dauern den Nachmittag über und werden nach der Abendmahlzeit ohne Ende fortgesetzt. Mitten in der Nacht erklang es in den Hallen des klösterlichen Speisesaales: Im Krug zum grünen Kranze, da kehrt' ich durstig ein — oder gaudeamus igitur, von den jugendlichen Mönchsgestalten gesungen, die wohl alle beinahe über das Stadium der Nüchternheit hinaus waren.

501: Trotz des besten Willens von gewisser Seite, Alles, was wie „irdische Lust“ aussieht, mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Seite

554: In Kutte und Kapuze, so ziehen sie zum Streit, ihr Schild der Masse Thorheit, ihr Feind des Menschen Geist, ihr Banner ist die Lüge. Vom vielen Fluchen die Zunge erschlafft, die wüsten Gelage des Bischofs, des Verräthers, seine Trink-Orgien.

566: Wohl dem Volke, dem seine Religion nicht von zünftigen Priestern, sondern von einem Dichter geboten wird! (Die 65 Poeten werden hoffentlich eine neue, noch zu entdeckende naturalistische Ethik zusammenbringen. — War der Begründer eueres „echten" Christenthums ein Dichter?)

578: Die trübe Geistesnacht, die besonders über den katholischen Dörfern lagert.

579: Die liebe Klerisei, Kutten und Kapuzen, und was sonst an Eulen und Käuzen aus den ultramontanen Nestern zu schlüpfen pflegt.

601: In den strengkatholischen Ortschaften wurde es der Verwaltung leicht, Land und Leuten den Stempel der französischen Herrschaft aufzudrücken.

617: Ein Pfaffengeschlecht voll Einseitigkeit und Heuchelei, zum Theil oberflächliche Zeloten, zum Theil moralisch verkommene Individuen.

618: Die dumpfen Säle der theologischen Facultät mit ihrer dem Geiste so wenig gesunden Luft. Die Bilder des Friedens sind selten in den Hallen des Klosters, ... weil materielle Verhältnisse die Meisten hinter diese Mauern bringen, die dann in ihrer Unzufriedenheit sich und Anderen das Leben verbittern.

708: Aufklärung und Verdummung, der abgewirth-

Seite

schaftete Klerus in glücklichster Verblendung, unsinnige Dogmen, jeder Entdeckung der Wissenschaft antwortet im anderen Lager ein Rücksprung in die Zeiten der Finsterniß, jedem Fortschritt der Freiheit ein Akt geistiger Knechtung.

709: Die eingepökelten Märtyrerköpfe.

762: Der für das Anglotzen der Reliquien gewährte Ablaß.

765: Jesuitische Frechheit.

820: Greift an, greift an! Ich absolvir' Euch.

830: Das römische Unwesen.

838: Der geistesknechtende Priesterdünkel. Lope de Vega und Calderon haben geholfen, in den Abgrund des Elends hinunter zu dichten.

840: Aber verzagen wir nicht! Tüchtige Männer heben das Erz der Wahrheit aus den Schächten der Naturwissenschaft. (Nämlich die Materialisten, die mit den Brecheisen ihrer eisernen Logik, die wir bereits kennen gelernt haben, dem gesunden Menschenverstande klar machen wollen, daß der Blüthepunkt unseres Daseins im dereinstigen Erfrieren bestehe 2c.)

Wir wollen genug sein lassen des grausamen Spiels. Man könnte das stattliche Bouquet mit einer gelben Schleife, diese mit einer schmeichelhaften Widmung versehen, das herrliche Geschenk in photographischen Abdrücken in die Schaufenster legen und im Original an den Statthalter Christi in den Vatikan befördern, damit er daran erkenne, wie gut es die deutschen Schafe seiner Heerde mit ihm meinen. Der 65 reichstreuen deutschen Poeten Einer könnte eine Huldigungssatire zur Ueberreichung der deutschen Blätter und Blüthen anfertigen. Mit welcher Wuth spränge

der Friedensfürst von der prunkvollen Mahlzeit auf, seinen Spöttern die Zähne zu zeigen, mit dem friedlichen Hirtenstabe dreinzuschlagen, sich die Zunge wund zu fluchen und Alles ringsumher zu verdammen! Rachenaufreißend würde er und brüllend, unartikulirte Laute ausstoßend das Geberdenspiel, das furchtbare des gereizten Löwen zur Schau stellen. Nein, er würde gemüthlich weiter essen, und sein zufälliger Gast, irgend ein purpurner Cardinal spräche zu ihm, das Römerglas zum Anstoßen hinhaltend: Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Ehe wir den Jahrgang 1874 aus der Hand legen, werfen wir noch einen letzten wehmüthigen Scheideblick auf den königlich bairischen Aufsatz S. 840: „Einsam auf dem Throne", eine Ueberschrift, die bereits auf polizeilich confiscirten Münchener Prachtwerken zu treffen war.

„Ich habe dies nicht gethan, um Beiträge zu einer bekannten Geschichte der Höfe zu liefern und der unlautern Gier nach Pikantem zu fröhnen, sondern der Wahrheit zu Ehren, und um einer Partei, welche aus Haß gegen Deutschland und jeden Fortschritt so gern — und das ist ein öffentliches Geheimniß in ganz Baiern — die Krone des Landes auf einem andern Haupte sähe, in der Presse um so entschiedener entgegentreten zu können. Was ich erforscht, hat mich bald mit Freude, bald mit Wehmuth und oft mit Schmerz erfüllt, und nun sollen Sie es hören und zwar in diesem Zimmer.

Stundenlang saßen und lauschten wir, aber — aber — wie übel bin ich gestellt, aus dem vielen nicht Mittheilbaren das wenige Mittheilbare auswählen zu sollen!"

Reihen wir an dieses zwei weitere hochinteressante Citate an:

1876, S. 183: „Diesen Sprung, mittelst dessen sich Herr Tissot in das Gebiet persönlicher Betrachtungen über König Ludwig versetzt, machen wir lieber nicht mit, sondern bringen die betreffende Stelle unseres Artikels in Wegfall, einerseits um die Leser nicht mit albernen Expektorationen des französischen Autors zu behelligen, andererseits aber, weil uns die jüngsten redactionellen Erfahrungen gelehrt, wie selbst harmlose Schilderungen hoher Persönlichkeiten an maßgebender Stelle mißverstanden werden können."

1876, S. 258: „Aufgepaßt, Gevatter! (Mit Abbildung S. 247.) . . . . Frische Lebensfülle der Situation . . . keck realistischer Styl . . . Schelmenlied . . . und auch er wird der „liebe süße Papagallo" Aller sein, so lange er keine Prinzessin in den Finger beißt . . . . Ja, aufgepaßt, Gevatter! am Hofe, am Hofe — —!"

Das ist doch jedenfalls das Cenit der Harmlosigkeit! Lassen sich diese zwei Gedankenstriche vielleicht mit jenen zwei von S. 841 aus 1874 „aber — aber —" zusammen unter e i n e Haube bringen? Das Nachdenken hierüber darf um so weniger befremden, als es dem denkenden Leser durch diese Gedankenstrichsprache geradezu abgenöthigt wird. Paß auf, Gevatter! am Hofe, am Hofe — —!

Die katholische Landespartei in Baiern hat keine Ursache dazu, sich mittelst der Eleganz einer „harmlosen" Stilistik durch alle Schlingen und über alle Fallthüren hinwegzukrümmen, um gewissen unbehaglichen Quartieren zu entgehen. Wir loben nicht, um tadeln zu dürfen. Wir öffnen der unlautern Gier nach Pikantem nicht erst recht

die Bahn, indem wir derselben durch „harmlose“ Gedankenstriche die Spitze abzubrechen, uns den Anschein geben. Wenn ich das „öffentliche Geheimniß“, welches in ganz Baiern herrschen soll, beim rechten Namen nennen wollte, hätte ich jene Kampfesweise der Gegner zu befürchten, welche in Anwendung auf den Satz „der Zweck heiligt die Mittel“ geschildert wurde. Traurig, daß es unter cultivirten Menschen Männer gibt, die sich nicht scheuen, Vermuthungen auszusprechen, die, wenn sie auf Gründen fußen würden, mit Shakespeare'scher Tragik um Rache gegen Himmel schreien und jede menschlich fühlende Brust mit mehr als Wehmuth, ja mit Schmerz erfüllen müßten, Dinge, die kaum zwischen massiv steinernen, unbelauschbaren Wänden Klang und Form annehmen dürfen. Wie's der Himmel fügt, von dessen Gnaden die Königskronen stammen sollen, so wird jene Partei — es hinnehmen, denn sie kennt keine Descendenztheorie, wonach königliches Blut durch natürliche Verzüchtung im Kampf um's Dasein zu immer höherer Majestät sich entwickeln könnte. Auf eine teuflische Art soll der christliche Staat nicht ermöglicht und verwirklicht werden, sondern auf eine christliche. Solche Mittel werden durch den Zweck nicht geheiligt, wie etwa der Mord durch die Nothwehr. Könnten wir unsererseits als treue, königstreue Baiern dem „großen Werdegang des deutschen Nationalgedankens“ (1879, S. 101) vielleicht einen oder zwei Gedankenstriche an den Kometenschweif binden? Könnten wir über den Holzthüren der Freimaurerlogen vielleicht einige Gedankenstriche anbringen? Wie spricht die Gartenlaube von den Königen Baierns? „Ludwig I. war jesuitenfeindlich und doch pfäffisch ultramontan; Max II. war pfaffenfeindlich, und doch hat er mehr für die katholische Kirche gethan, als irgend ein baierischer Fürst“, und dem jetztregierenden

König gibt sie den guten Rath, zu heirathen, unter Beischluß einer „harmlosen" Moralpredigt. Schauet zurück auf die Könige Baierns! Welche Lieblinge des Volkes, welche Kunstmäcene, welche Anhänger ihrer katholischen Religion! Das Baiernvolk nennt seinen ersten König nicht anders, als seinen Vater Max und ist königlich stolz auf seinen Ludwig den Ersten, jenen berühmten Förderer alles Idealen, Hohen und Schönen, der die Musen nach der Kunstmetropole Deutschlands rief. Das Baiernvolk ist stolz auf seinen Maximilian, den Zweiten, der ihm jenes Nationalheiligthum schuf, das in der Welt seines Gleichen nicht findet, und das Baiernvolk liebt seinen jetztregierenden König nicht minder, als dessen königliche Vorfahren. Ob er einsam oder nicht einsam leben wolle, das ist lediglich seine Sache, und hat sich die Posaune der Gartenlaube keineswegs als Kupplerin in königliche Privatangelegenheiten zu mischen.

Sobald wir nach den Höhen des staatspolitischen Lebens schauen, ist unsere Aufmerksamkeit eine getheilte, denn wir haben auch einen Kaiser. Um ihrer kaiserlichen Liebe die Krone aufzusetzen, möchte die Gartenlaube in süßheimlichem Blattgedunkel das Wort zur Geltung bringen: Sieh da, verehrter Schutz- und Schirmherr des großen Nationalgedankens, ich liebe Euere Majestät bis zum Exceß, aber die da — — — die Ultramontanen im Bunde mit den Socialdemokraten umschleichen unheilbrütend Euer gekröntes Haupt, mit jesuitischer Tücke der Stunde harrend, da sie dem sterbenden Staatskörper Deutschlands die letzte Oelung ertheilen könnten! Paß auf, Gevatter, am Hofe, am Hofe! Legen wir die Scheere abermals beiseite, um zur Laute zu greifen. Gedulde dich eine Weile, du kleines, petzendes Ding, wirst schon wieder an die Reihe kommen, wenn die Situation wieder

gefahrloser zu werden anfängt! Auch die Laute will nicht rosten, und was man in Prosa nicht beichten kann, das haucht man in Liedern aus:

Achtzehnhundertsiebzig, schönes deutsches Wort,
Klinge zu der Nachwelt, klinge fort und fort!

Achtzehnhundertsiebzig, Klang voll Seligkeit,
Brachtest Deutschland wieder seine Kaiserzeit!

Achtzehnhundertsiebzig, manch Jahrhundert lang
Möcht' ich gerne lauschen deinem Zauberklang!

Achtzehnhundertsiebzig, schönes deutsches Wort,
Klinge zu der Nachwelt, klinge fort und fort!

Um den liebenswürdigen Dichtern der Gartenlaube handgreiflich zu zeigen, daß Poesie und Katholicität sich ganz gut miteinander vertragen und sogar sehr sympathisch sind, und daß auch die Anhänger Roms an ihrem Kaiser hängen, der sein Volk zu Sieg, Ruhm und Ehre geführt hat, und daß wir zwischen Staatspolitik und Katholicismus zu unterscheiden wissen, so will ich zum Entgelt für die bissigen Epigramme und schneidigen Satiren auf den Papst, zum Entgelt für die flotten Fehde-Lieder und Abkanzelungen des Pfaffenthums noch einige, der deutschen Muse würdige Lautenklänge vortragen:

O daß ich ein Goldschmied wär',
Ein Meister, wie keiner mehr,
Thät' schmieden die schönste Krone
Dem Kaiser auf Deutschlands Throne!

Der Kaiser mit stolzem Blick,
Er nähme das Meisterstück,
In allen Ländern und Reichen
Die schönste Krone, zu eigen.

Dann würde mein Name genannt
Mit Ehren im deutschen Land,
Man würde mich anerkennen
Und würde mich Meister nennen.

Und thät' einem Königssohn
Gefallen die Kaiserkron',
Und wollt' er mir Alles bieten,
Thät' keine Krone mehr schmieden.

Was mir wie Lust und Klage
Durch Herz und Seele zieht,
Das ist die deutsche Sprache,
Das ist das deutsche Lied.

Der wälsche Größenschimmer,
Die vaterländ'sche Schmach,
Sie klingen mir noch immer
In wälschen Zungen nach.

Petrarkas süße Worte,
Italiens stolzer Sang,
Sie klingen wie Akkorde,
So schmelzend ist der Klang.

Doch was wie Lust und Klage
Mir durch die Seele zieht,
Das ist die deutsche Sprache,
Das ist das deutsche Lied.

Sterbliche Menschen, den Himmel vergessend
Bei dem Bühnenanblick eines Jahrhunderts,
Dessen Wohl und Wehe sich abspielt
Auf den schwarzen und rothen Feldern.
Kaiser und Papst, Koryphäen
An dem Schachbrett sitzend,
Der Erde großem Schachbrett:
König ist der Verstand,
Der gesunde Menschenverstand,
Um dessen Oberherrschaft
Staat und Kirche
Streiten und kämpfen.
Die Offenbarung, päpstliche Königin,
Rückwärts gewandten Auges,
Bang um die Zukunft.
Unfehlbarkeit, o welch ein Schachzug!
Kaiserwürde, welch ein Schachzug!
Rothe, schwarze Figuren,
Aus gleichem Stoffe gebildet
König und Bauer,
Verschieden in der Erscheinung
Scheidender Formen.
Wie rücken die rothen dreist voran
Wie stehen die schwarzen felsenfest,
Den sichern Plan ruhig verfolgend!
Menschenkinder, kundig des Spiels,
Journalisten, Dichter und Denker,
Jesuiten, Minister, Cardinäle
Schauen prüfenden Auges
Auf des Spieles Geheimniß,
Zuflüsternd, was zu thun sei.
Die Menge blickt verwundert
In's bunte Figurenwirrwarr

Unkundig des Spiels und lauert
Auf Wort und Miene der Kundigen.
Wie tobt der Kampf
Um König und Thürme,
Graue Kirchenthürme, jugendlich trotzend.
Wie rücken die Bauern langsam bedächtig,
Bedenklich ängstlich vorwärts, vorwärts
Und immer vorwärts
Nach des Spieles unerbittlicher Regel.
Bildung, die rothe Königin,
Wie schreitet sie vorwärts
Majestätischen Ganges
Bahnbrechend durchs Schlachtfeld!
Humor und Menschenwitz, muthwillige Renner,
Wie springen sie lachend hinweg
Ueber die himmlische Ruhe
Des christlichen Siegesbewußtseins!
Zäher Staatsmann, zäher Gegner,
Herrlicher Zweikampf!
Noch ehe die Thore
Das neue Jahrhundert
Neuen Geschlechtern aufschließt,
Werden zwei Andre kommen
Zum Eigenthümer des Schachbretts
Bittend um eine
Schachpartie.

Du öffentliche Tagesmeinung
Mit deinem aufgeputzten Leib,
Mir bangt vor deiner stolzen Erscheinung,
Mir bangt vor dir, du schönes Weib!

Du überschüttest alle Länder
Mit Zauberblumen, du stolze Fee,
Und hüllst in Purpur, in goldne Bänder
Den eigenen Schmerz, das eigene Weh.

Du hebst in den Himmel die kleinen Geister
Und schleuderst die Gottheit in den Koth
Und schielst verbissen nach dem Meister,
Der deinen Thron zu stürzen droht.

In deinem Menschenbelehrungseifer
Verlierst du selber die klassische Spur
Und hältst die Manschetten, den goldnen Kneifer,
Die Frau Gemahlin für Literatur.

Du hast der Apostel, der Jünger so viele,
Sie werden sich selber unbequem,
Ihr Leierkasten, ihr Saitenspiele,
Wir brauchen das Dezimalsystem!

O steige nieder, vom Himmel nieder,
Zerstreue die Nebel und lichte den Dunst
Und bringe die alte Schönheit wieder,
Du Geist von Hellas, der deutschen Kunst! —

Auch wir freuen uns der nunmehr errungenen politischen Größe Deutschlands, wir freuen uns der freien deutschen Erde mit ihrem vielumkämpften herrlichen Rheinstrom, wir loben Alles, was uns Löbliches im deutschen Reiche entgegentritt, wir achten und lieben die eisernen kriegstüchtigen Kernnaturen, die mannhaften Charaktere des deutsches Kaiserhauses, aber wir beklagen jenen Mangel des

positiven Christenglaubens, der unter dem Panier des Fortschritts und der „Wissenschaft“ in besorgnißerregender Weise die deutschen Gauen heimsucht, wir beklagen die Zerrissenheit der allzu vielgestaltigen und eingebürgerten Parteisucht, die keineswegs dazu angethan ist, das Schiller'sche Wort zu erfüllen: Seid einig, einig, einig! Wir beklagen die Verflachtheit und den Fabrikenton unserer Zeit, wir beklagen die Judenwirthschaft, die sich der besten Anker und Hebel des Verkehrslebens, ja selbst der Presse bemächtigt hat. Wo bist du hingeschwunden, du schöne Periode einer poesievolleren Zeit! Mit der zunehmenden Glaubenslosigkeit wächst auch die Verflachtheit des Lebens, mit dem Glauben schwinden auch die Kunstideale, mit dem Materialismus der Wissenschaft geht jener des praktischen Lebens Hand in Hand, und auf diesem Boden gedeihen die Interessen der Schacherjuden am besten. Wir beklagen, daß die öffentliche Rednerkunst der Presse mit spaltenlangen Stilproben keinen Funken von haltbarer Moral zu verbinden weiß, daß man, statt das Volk in seine Kirche zu verweisen, überflüssige Vereine gründet, daß man die stillgährende Socialdemokratie nicht mit den unfehlbaren Mitteln der positiv christlichen Religion, sondern mit fruchtlosen Zwangsketten zu vernichten sucht, daß man die Klöster, deren Wirkungskreise das Wohlthun und die Barmherzigkeit waren, auflöst und die Jesuiten aus dem Lande jagt, während sie den Rebellen das alte furchtbare Lied von Tod, Gericht und Hölle und den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit in die Ohren raunen sollten.

Eigenthümlich, daß eine Zeit, die sich mit ihrer Naturwissenschaft brüstet, so unnatürlich ist. Betrachte die Sitten und Gebräuche, die Zwangsjacken der Etikette, das Schraubenwerk der Mode und des guten Tones, die Verzwicktheit der Sprache, des Ganges und Gerberdenspiels,

die erheuchelten Manieren, betrachten den gesammten aufgeklärten Ton unserer Zeit, ob du nicht im Großen und Ganzen das Gepräge der Unnatürlichkeit herausblicken siehst. Dennoch hallt es von allen Seiten: Natur, Natur, Natur! Nimm Frack und Cylinder herbei, mache irgend einem aufgeklärten Atheisten deine Aufwartung, laß dich seiner Familie vorstellen, störe die vornehme Gattin über der Gartenlaube-Lectüre, und wenn du dein Examen in den Künsten der modernen Bildung glücklich bestanden hast, dann lege Frack und Anstandsrohr beiseite, suche eine gut christliche Familie auf und lerne unterscheiden! — Wie hoch und wie tief schaut man von gewisser Seite zu den Bauern herab, die mit Rosenkranz und Gebetbuch zur Kirche gehen. Habt ihr jemals gesehen, daß sich das Landvolk in seinen religiösen Gebräuchen unnatürlich benimmt? Immerhin besser einen natürlichen Fehler begehen, als eine unnatürliche Bildung an den Tag beschwören. Besser eine natürliche Grobheit, als ein unnatürliches Compliment. Wie man auf den Trottoirs der Großstädte die raffinirtesten Gaunerphysiognomieen, die höchsten Errungenschaften des papiernen Zeitalters, die imponirende Kneiferwirthschaft, die wandelnden Juwelierbuden, die verkörperten Modejournale und die personifizirte Unnatürlichkeit, die Affektation und Ueberspanntheit zu bewundern, Gelegenheit hat, so erschaut man ebendaselbst auch die bäuerliche Einfalt der Sitten und Manieren, Leute mit breiten Knöpfen und idyllischen Miedern, Leute mit frischen, lebensfrohen Gesichtern. Dieses verschrieene, verbauerte, „verdummte" Landvolk! O welches Glück, welche gesunde Luft — — —, welche Gesundheit des Körpers und der Seele, welche Zufriedenheit, welche Idylle spricht aus dieser verkörperten Einfalt der schlichten Söhne einer unverdorbenen Natur! Wer den Blick eines soliden Bauern mit dem

Auge eines in Papierflitter einherstolzirenden Stutzers und Halbgebildeten vergleichen und den Unterschied herausfühlen kann, der ist der wahren praktischen Lebensphilosophie auf der Spur. Wo die Zeitungscolosse nicht zum Haushalt gehören, wo man das Schreien des Raubvogels, das Quaken der Frösche, den Hufschlag des Pferdes, den Knall der Vogelflinte hört, und keines Unterhändlers Fuß die friedsame Schwelle betritt, dort wohnt das wahre Glück der Einfalt und Natürlichkeit. Nur dem blühenden Zeitungsgerede haben wir den Umstand zu verdanken, daß jeder Schusterbube über Gott und Papst, Kaiser und Reich mitreden und um seine Meinung gefragt sein möchte. Wer wollte verlangen, daß alles Volk beim Läuten der Abendglocke oder des Morgenglöckleins auf die Kniee fallen sollte, allein wer hätte vor dem Arbeiter, der seine Mütze andächtig vom Kopfe nimmt, keine größere Achtung als vor dem galanten Fortschrittsaffen, der sich mittlerweile über Gott und die Mitmenschen lustig macht. Jene Einfalt, welche beim Läuten der Glocke gewohnheitsmäßig nach der Mütze greift, sie nützt der menschlichen Gesellschaft mehr, als die Aufgeklärtheit der Taschendiebe, Gauner, Selbstmörder, Attentäter, Pfaffenspötter und jener Schweiger, welche die Mienensprache redend das Programm des Schwanzlurchenthums hinter den Ohren tragen. Vor dem stümperhaften Kruzifixe Trost zu finden, ist besser, als vor den Oelgemälden mit den brillanten Goldleisten zu verzweifeln. Sammt und Seide, geschmackvolle Kleider, Juwelen, Spangen und Bänder, stolze Reitpferde, ehrenvolle Titel und Adelsdiplome, kunstvolle Carossen, stolze Gespanne, dies Alles verdient unsere Anerkennung und Bewunderung, wenn das Gesetz der Natürlichkeit vorherrscht, und dem äußeren Glanz keine faule Innseite anklebt, wenn sich die Vernunft des Menschen mit dem Stoff

der Erde in die rechte, vernünftige Beziehung zu setzen weiß. Dagegen macht es einen widerwärtigen Eindruck, wenn man sich in diese Prunkseiten des Lebens hüllt und dabei halb verhungern oder schwindeln muß, wenn man nicht Geist genug besitzt, die Feen des Stoffes zu beherrschen und die ruhige Natürlichkeit des irdischen Glückes, das kalte Selbstbewußtsein der Glücksgüter in allen geräuschvollen Lagen des Lebens unentwegt zu bekunden. Auch diejenigen Menschen machen auf jeden Weltkundigen einen widerlichen Eindruck, die mit weiter nichts, als mit ererbtem Gelde sich legitimirend das Schauspiel des mühevollen Lebens von gepolsterten Sitzen aus belächeln und ohne die Mühe des Schweißtropfens an sich selbst empfunden zu haben, am lautesten über Alles aburtheilen. Durchpilgere zuerst die Landstraße des Weltverkehrs, lerne die „abergläubischen“ Ideen deiner Väter erst kennen, bevor du der Aufklärung dich in die Arme wirfst, verzweifle zuerst, bevor du die Ruhe der Seele und den Friedenshauch des Gotteswortes bekritteln willst, durchirre Wege und Stege und verkoste zuerst die Bitterkeit der Armuth, bevor du deinen Mitbruder über die Achsel ansiehst. Keiner hat ein natürliches Recht dazu, seinen Mitmenschen über die Schulter hinweg zu verachten, ich sage Keiner, auf der ganzen weiten Erde Keiner. Wie vielgestaltig ist das Leben, und wie tiefgehend vorsichtsvoll will dasselbe beurtheilt sein! Mancher lebt von todtgeschwiegenem Diebstahl, indeß er die Schändlichkeit des Betrugs zu charakterisiren sucht. Mancher bringt seinen Untergebenen wegen Unterschlagung vor die Anklagebank, indeß er seiner Vergangenheit sich erinnern sollte. Mancher lebt von betrogenem Arbeiterschweiß, indeß er den Arbeiter zur Klasse des Pöbels verurtheilt. Mancher sitzt vornehm gespreizt im Lehnstuhl und liest die Garten-

laube, indeß er den Abonnementspreis derselben mit eigner Hand nicht zu verdienen wüßte. Man schaut mit ererbtem Gelde hoch herab in die Arena des Lebens, darin sich die Gladiatoren mit den Bestien des Weltverkehrs, den Sorgen und Mühen des Lebens herumzerren, ohnmächtig und mit aufgeriebenen Kräften unterliegend. Keiner befleißt sich der Gaunerkünste, der sich reich geerbt hat, und ich habe vor dem Künstler der unmoralischen Sorte, der seinen Künsten am Galgen die Krone aufsetzt, eine größere Achtung, als vor dem reichen Müßiggänger, der auf den Polstern der Genußsucht verfault und seinen speculirenden Verstand im Becher der Wollust und im Sumpf der geistigen Nichtsthuerei zu Grunde gehen läßt, um schließlich nach dem Reglement des vornehmen Tones mit Ehrenüberhäufungen und bezahlten Komplimenten begraben zu werden.

Welche Summe von unnützen Worten verschwendet die Presse tagtäglich über die Methode der Ausbildung geistlicher Würdeträger, welches unnütze Gerede florirt in den halbgebildeten Kreisen über die Einseitigkeit der Convicte, Klöster und Priesterseminare! Allerdings, in der kurzgefaßten Methode, Damenbekanntschaften zu machen, werden die Zöglinge des Priesterstandes nicht unterrichtet. Tanzlehrer und ähnliche sonst rechtschaffene Menschen finden in den Klöstern und Convicten kein Engagement. Heine's „da kam zu mir ein Traumgebild, die allerschönste Maid" bildet das Nachtgebet der Pfarramtscandidaten nicht. Man drückt ihnen auch die Balancirstangen der Complimentirbücher nicht in die Hand. Wenn nun die Ausbildung derselben wirklich keine allseitige ist, wo in aller Welt herrscht diese Unvollkommenheit nicht? Lernt der Schusterlehrling mehr als seinen Leisten, der Schreinergeselle mehr als seinen Hobel kennen? Lernt

der Cadett in der Kriegsschule die Erscheinungen der chemischen Affinität, die Gesetze der Attractions- und Repulsionskraft, den Darwinismus, die Systeme eines Kant und Hegel, die Feinheiten der Aesthetik, die scholastische Philosophie verstehen? Warum trommelt man fortwährend auf den Kandidaten des Priesterstandes herum? Warum müssen gerade diese die Dummheiten der großen Masse und den Aberglauben des Megärenthums verantworten? Warum sollen gerade sie von der großen Regel ausgenommen sein, daß Jeder nach einem bestimmten Berufszweige ausgebildet werden muß, oder hat die Theologie eine Encyclopädie zu sein? Und endlich, warum muß das gesammte Religionswesen die Mängel unberufener Priester verantworten? Ist der Mensch nicht etwas Gottähnliches, weil es auch bizarre, verkrüppelte Individuen gibt? Verwahrt sich nicht jeder Beamte wohlweislich dagegen, daß das Publikum seine werthe Person mit einer despotischen Staatsgesetzgebung verwechsle? Und verwahrt sich nicht jegliche gute Staatsverfassung dagegen, daß man die Mängel einzelner Beamten ihr auf die Rechnung schreibe? Klagt nicht der Bürger über die Härte und den Dünkel des Einen, lobt er nicht die Milde und Bescheidenheit des Andern? Was unserer Zeit von Nutzen sein könnte, das wäre ein gediegener Beamtenroman. Ich glaube getrost behaupten zu dürfen, daß die Beamten heutzutage eine größere Rolle im Volksmunde spielen, als die Priester. Ich bin von der Nothwendigkeit einer schönen Staatsordnung zu klar überzeugt, als daß ich den Beamtenstand herabzusetzen dächte, und während ich einerseits die Ehre der Priester den Schmähungen der Gartenlaube gegenüber in Schutz nehme, wäre es andererseits unbillig, gewissenlos und widersprechend, den Beamtenstand, darunter sich Tausende

von Ehrenmännern und guten Katholiken befinden, dem Gerede der Menge preiszugeben. Auch geht meine Absicht nicht dahin, die Schattenseiten des Beamtendaseins, die nun einmal nicht zu umgehen sind, in einer Weise zu schildern, wie dies im sechsten Briefe Schillers „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ geschehen ist. Unsere belehrende Unterhaltung hat uns auf die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse geführt, und es sei aus denselben alles dasjenige näher besprochen, womit die Gartenlaube in näherer Beziehung steht. Sie wird besonders in freisinnigen Beamtenkreisen gelesen, und es wäre zu wünschen, daß man ebendaselbst auch meine Kritik nicht verschmähe. Ich kenne zwar kein Manschettenthum und keine erzwungene Höflichkeits-Manierirtheit, aber ich kenne desto mehr den christlichen Standpunkt, die objective Wahrheit, und was ich will, ist das wahre Wohl des volksthümlichen Staatslebens. Vielleicht wirkt ein Fingerzeig, der auf mehrjähriger Erfahrung beruht, in dieser oder jener Weise bestimmend für die Berufswahl eines Manchen.

Die Menge glaubt im sonntägigen Werktagskleide des Beamten ein Wahrzeichen der Bequemlichkeit, des mühelosen Broderwerbs und des sogenannten „Herrenlebens“ (1879, S. 127) zu erblicken. Man täuscht sich. Vom Praktikanten bis hoch hinauf zum Minister herrscht die Unvollkommenheit des Menschenlebens, und gerade der höchstgestellte Beamte hat den höchsten Kummer; auch der Beamte hat seine liebe Noth, seine Lust und seinen Schmerz. Mit dem politischen Wohl und Wehe des Staates trauert und jubelt hauptsächlich der Beamtenstand. Die Gesetzesschwüle, welche gegenwärtig auf den deutschen Beamtenfedern drückend und verwirrend lagert, mag wohl manchem Staatsdiener das stillgefühlte Bewußtsein ent-

pressen: Besser die Holzaxt, welche zu sicherem Schlage die Luft durchpfeift, als die Feder, die nicht weiß, ob sie mit dem Süd- oder Nordwind segeln, nach todten oder lebenden Gesetzen, nach dieser oder jener Laune dieses oder jenes Vorgesetzten, auf der Vorder- oder Rückseite, hüben, drüben, unten, oben, schlicht, schnörkelhaft, deutsch, kanzleimäßig, nach dem Formular oder nach lebendigem Fühlen und Denken sich bethätigen soll.

Leider hat sich das eingebildete Beamtenthum des Schreiberstandes, dem keine akademische Vorbildung zu Grunde liegt, und das in manchen rothkäppigen Eisenbahnsjünglingen den Höhegrad eines allzu frühreifen Selbstgefühles vor dem fahrenden Publikum der irdischen Pilger präsentirt, zu solchen Dimensionen ausgebildet und wie Unkraut unter dem Waizen ausgespreizt, daß dem Ansehen der wirklichen Beamten mancherlei Nachtheil daraus erwächst.

Jener flotte Bruder Studio, der in Cerevis, Klinge, Pokal und Kneiphund das Rüstzeug des schönen Lebens erblickt, hat zu seinem größten Glück noch keine richtige Vorstellung von jenen Dingen, die draußen in den Provinzen seiner harren. Wer könnte diesem glücklichen Uebergangsstadium des Lebens seinen Beifall und seinen gerechten Neid versagen, und wer hätte nicht das „O alte Burschenherrlichkeit“ irgend einmal durch und durch empfunden? Dort in der klassischen Kneipe war es, wo die höfliche Heuchelei, der Concurrenzneid und die Ernennungsrescripte noch keine Intrigue spielten. Dort war es vor Zeiten, deren man bei der alten Studentenpfeife mit den Insignien einer halbverschollenen Freundschaft in Wehmuth gedenkt, wo ein frischer gesunder Geist und kein erzwungener Humor, wo echte Freundschaft lebensfähig von Auge zu Auge, von Mund zu Mund, von Herz zu

Herzen hinüberwehte, wo die urdeutschen alten Sitten und der Väter Glaube im Liede noch gefeiert wurden, wo die parteizüngige Kleinköpferei und die Affenweisheit noch nicht zum gesellschaftlich guten Tone gehörten. O quae mutatio rerum!

Nicht allein die bittere Schule der Moral und die feierliche Stille des hohen Domes, auch die reine Naturfreude des Zechersaales und die schöne Naturkraft des Weines in ihren gottgewollten Grenzen, sie unterdrücken das Heuchlerwesen und öffnen der wahren Natürlichkeit des Verkehrslebens die Pforten. Böse Menschen haben keine Lieder, ist ein altes schönes Wort auf den Lippen des Volksmundes, der in einem gewissen Sinne die Stimme Gottes zu nennen ist. Wahre Fröhlichkeit deutet immer auf ein gutes Gewissen. Die gottwiderstrebende Weltlust schwingt sich höchstens zum Galgen des Galgenhumors hinauf und wird zu ihrem eigenen Scharfrichter, indem sie Miene macht, heiter und lebensfroh zu erscheinen. Wo der Wein die Zunge löst, da flieht die Schraube der Etikette, und es triumphirt die edle freie Natürlichkeit. Zwischen Gotteshaus und Schenke liegt das weltmännische, zwischen Bordell und Kloster das irdisch weibliche Glück. Die Schlange schleicht den guten Menschen, die schlechten schleichen ihr nach. Der Mensch soll sich nicht in sich hinein, sondern aus sich heraus grämen, wenn Gram und Sorge sich seiner bemächtigen wollen, und damit er sich aus sich heraus grämen könne, wachsen die Reben, klingen die Becher, und hat er zwei Beine, in den heitern Kreis fröhlicher Menschen zu gehen.

Bestünde die Menschheit aus lauter Kirchenvätern, Mönchen und Nonnen, dann hätte die edle Poesie des guten Weltsinnes, der Minne und überschwellenden Lebenskraft kein Bereich und keinen Beruf; dann wäre die Erde

ein Kloſter, und der liebe Gott langweilte ſich bei unſern Seufzern und Klagegeſängen. Die edle Burſchenzeit hätte kein Daſein, und in den Gebetbüchern ſtände kein gaudeamus igitur! Die Rückſchau nach froh durchſchwärmten Zeiten, voll des Leichtſinnes und Ernſtes, voll des Uebermuthes und der Beſcheidenheit, träte nicht ſo begeiſternd ſchön vor den brechenden Blick des hochbetagten Jugendfreundes. Dieſe Seligkeit der Erde verbietet uns kein Gebot des Chriſtenthums. Rom lerne von der Welt, wie man nicht allzu römiſch, und die Welt von Rom, wie man nicht allzu weltlich ſein ſoll, denn zwiſchen dieſen beiden Wagſchalen muß die Zunge des Wahren liegen. Die Gartenlaube hat ſich eine Gewohnheit daraus gemacht, dem ſchönen freien Griechenthum das katholiſche Entſagungsweſen gegenüber zu ſtellen, und ſie beweiſt mit dieſen Aeußerungen nur das eine, daß ſie entweder das ſchöne freie Griechenthum oder den chriſtlichen Entſagungsgeiſt durch eine verkehrte Brille betrachtet (1874, S. 774). Mit welchem Rechte konnte ſie S. 50 von 1878 ſchreiben: „Und überdem — ſoll denn der Menſch ſich freuen? Sonſt ſagt Ihr, der Menſch ſoll den irdiſchen und vergänglichen Freuden entſagen, ſich kaſteien, enthalten und faſten, aber nicht ſich freuen“? Wie man die Bedeutung des Wortes »alleinſeligmachend« und andere Begriffe abſichtlich und böswillig mißdeutet, ſo verdreht man auch die Lehre von der ſinnliſchen Entſagung. Solange man die Principien der chriſtlichen Weltanſchauung „wiſſenſchaftlich“ nicht verwerfen kann, ſoll man auch deren Conſequenzen mit einer ſentimentalen Belletriſtik verſchonen. Der Flug des Adlers will nicht mit dem Flügelſchlag der Mücke bemeſſen ſein. Kein einziger Menſch hat die natürliche Verpflichtung, Miniſterpräſident zu werden, und keiner iſt von Gott

dazu verpflichtet worden, mehr als ein guter Christ zu sein. Der freie Gebrauch des Willens ist des Menschen Verdienst, und wer sich den irdischen Lüsten freien Willens entzieht, um ausschließlich dem Himmel zu dienen, der muß mehr Idealität in sich empfinden, als der Materialist, der in seinem Zweifel, ob er am Ende über dem Ringen nach idealen Gütern die staubigen Paradiese nicht übersehe (1879, S. 68), schließlich das Sinnliche, Schmeckbare vorzieht. Wenn du, nach einem mehr als mittelmäßigen Grade von Tugend und Heiligkeit des Lebens zu trachten, dich berufen fühlst, dann halte Rath mit dir selbst, frage Gott und deine Seele, lebe der Welt oder geh' in die Klosterzelle, wähle das Polster oder bette dich auf dem Schlachtfeld, setze den Becher der Wollust an die Lippe oder küsse dem kranken Mitmenschen aus mehr als humanitären Motiven die Geschwüre hinweg, beglücke ein edel fühlendes Mannesherz oder trage den Schleier der Jungfräulichkeit, thue, was du willst, du hast freie Wahl, aber hasse das Böse und meide den Abgrund des Lasters! Je nach der Arbeit deines freien Willens wirst du von Gott belohnt oder verachtet werden. Das sind die Grundzüge der Entsagungslehre, wie sie von der moralischen Freiheit des Gewissens, nicht aber von der Gewöhnungstheorie und den Dressurmitteln der „Eindrücke auf das Gehirn" vorgezeichnet werden. Wer aus falschen Beweggründen in's Kloster tritt, die göttlichen Mittel zu gottlosen Zwecken ausbeutet, die gläubige Einfalt christlicher Herzen diebisch verwerthet, an den Quellen des wahren Gotteswortes groß wurde und dieselben dennoch verachtet, der wird an Gott einen strengeren Richter finden, als jener Barbar der Urwelt, der niemals den Namen des wahren Gottes nennen hörte und deßhalb den Naturtrieben des ungezügelten Fleisches Sättigung gewährte.

Weltsinn und Andacht in ihrer Wechselwirkung bilden die wahre Harmonie des Menschenlebens. Treten wir nach einigen Tagen weltlichen Treibens in die Stille des Gotteshauses, wie erhebend, wie göttlich! In Stunden weltlichen Glückes Umgang mit Glücklichen, am Krankenlager und auf dem Schlachtfeld, in der Bettlerhütte ein Trostwort für den Leidenden und Bedrängten, für den Unnachdenklichen eine Warnung, christliche Klugheit im Weltgetriebe und am Tage des Herrn ein Aufblick zu Gott und der Ewigkeit, das sind die Merksteine und Wegweiser des irdischen Pilgerdaseins. Wenn sich die Gemeinde vor dem gemeinsamen Altare versammelt, um den gemeinsamen Gottesdienst feierlich zu begehen, so will mich das immer an jenen Gottesdienst gemahnen, den wir dereinst im unmittelbaren Anblick der göttlichen Majestät feiern werden. Dort im Gotteshause empfinden wir den Vorgeschmack der besseren Welt; dort schweigen die Begierden des Fleisches, dort ruhen die Leidenschaften, dort weht von Herz zu Herz ein göttlicher Hauch der Liebe, dort verlassen uns die bösen Geister, denn sie fürchten die Nähe des Himmels, dort athmet die Seele leichter, dort werden die Menschen menschlicher, dort verschwinden die Rangunterschiede des irdischen Lebens, denn vor Gott haben sie keine Bedeutung. Was allen Geistern gemeinsam ist, der Wille, die Erkenntniß und die Liebe, das allein hat für die jenseitige Welt einen unvergänglichen Werth. Nur der besondere Charakter dieses Erdentreibens macht jene Unterschiedlichkeiten nothwendig, aber selbst auf dieser Erde sind die Schattenseiten jener Rangunterschiede nur dann zu umgehen, wenn die gemeinsamen Seeleneigenschaften der Liebe, des guten Willens und der Erkenntniß unserer gemeinsamen Menschenrechte dem Befehlen und Gehorchen zu Grunde liegen. Nur derjenige

kann mit Erfolg unter der Volksmasse wirken, der dieselbe liebt, nicht sowohl den strengen todten Buchstaben des Gesetzes beachtend, als vielmehr den Herzschlag des Volkes belauschend. Würde sich diejenige Klasse unserer Mitmenschen, deren Beruf eine wahre Volksliebe und zwar eine Popularität im besten Sinne des Wortes fordert, der Beamtenstand zu gemeinsamem Gottesdienste mit dem Volke herbeilassen, er hätte die Herzen seiner Untergebenen völlig in seiner Gewalt, und das Befehlen wäre eine mehr menschliche als despotische Beschäftigung. Wo der Gottesdienst gemeinsam abgehalten wird, da sollte der Königsdienst, das Staatsleben kein gemeinsames, friedliches und segensreiches sein? Statt dessen gehört es zum guten Ton, daß der Beamte die Gemeinschaft der Proletarier, das Geplapper der alten Weiber, das Geschwätz des Pfaffen, das Anglotzen der Heiligenbilder und den Weihrauchgeruch umgehe, um sich mittlerweile zum Frühschoppen vorzubereiten und allda die neueste Rede des Reichskanzlers zu recapituliren. Selbst im öffentlichen Gesellschaftslokal spielt der Amtszwicker eine gewuchtige Rolle, und der Bauer, der nach Anhörung des Gottesdienstes seine leibliche Herzstärkung nicht vergessen möchte, rückt einige Sitze weiter hinauf oder herunter, um von der Amtsmiene nicht belästigt zu werden. Wie der Amtsrock, hat auch die Amtsmiene eine natürliche Berechtigung, wenn sie eine natürliche ist, und sie hat einen Werth, wenn sie am rechten, amtlichen Orte sich bethätigt.

Auch jene Gemächer wollen berücksichtigt sein, die vom Aktenstaube unberührt bleiben und von Schreiberfüßen niemals betreten werden. Ist es löblich, die Arbeit des Mannes, der sich hinter den Aktenstößen krumm und krank sitzt, dem Kleiderluxus und dem Ehrgeiz vornehmer Ge-

sellschaftscirkel aufzuopfern? Verräth es Bildung, bei offenem Fenster in die Welt hinaus zu schreien und sich als Coloratursängerin der Kleinstadt unentgeldlich zu produziren? Die Gartenlaube liegt auf der Sophalehne. Der vorüberstolpernde Ackersmann kennt ihren Namen kaum. Der wissenschaftlich gebildete Beamte legt sie lächelnd beiseite, der halbgebildete Schreiber imponirt sich selber und seiner Ehehälfte dadurch, daß er die Gartenlaube hält — und das schöne schlanke Goldfischlein prägt sich womöglich einige Kernphrasen in's Gedächtniß, um sie bei der nächsten gesellschaftlichen Theegelegenheit an den Werth zu bringen. Wie manches Prachtstück moderner Conversation entwickelt sich im Munde weiblicher Gelehrten! Sie würden besser daran thun, über eine christliche Erziehung der Kinder und den Marktpreis der Lebensmittel zu reden. Eine hochtrabende Institutsbildung liegt jenen Thorheiten zu Grunde, und die Gesetze der Unnatürlichkeit bilden die Fortsetzung. Wer die gesunde Bürgerlichkeit und das Glück des Christenthums im Kreise christlich einfacher Familien niemals kennen lernte, weil er mit den Tyrannen der verkehrten Etikette aufwuchs, wessen Gespiele von Jugend auf die Paragraphen des verkehrten Tones waren, nur ein Solcher kann das tolle Treiben der Verbildeten ertragen und ist abgehärtet gegen die Sclaverei des „guten Tones" eines verdrehten und verschraubten Beamtenlebens. Auf diesem Felde ließe sich mittelst des Romans und der Novelle manches Gute leisten, allein die Gartenlaube wird sich ihre Leserkreise nicht verderben. Bei den Kartoffelbauern ist wenig zu wollen, und der Gelehrte liebt es nicht, mit dem Kaffee der Wissenschaft den Zucker der Belletristik hinabzuschlucken.

Du trittst etwa über die Schwelle eines vornehmen Hauses, darin die Gartenlaube zu den Lieblingen des ge-

ſelligen Kreiſes gezählt wird. Am Corridor befindet ſich ein Kämmerlein, das bei zufällig offenſtehender Thüre einen kurzen Einblick geſtattet. Du nimmſt ein ſchlichtes Kreuz in Acht, das über einem beſcheidenen Lager hängt. Auf dem altmöbligen Nachttiſche liegt ein altes, vergilbtes Großmuttergebetbuch, und daneben ſteht eine Weckuhr. Vielleicht begegnet dir die Inhaberin dieſer ſpärlichen Zelle, und du ſchauſt ihr flüchtig in das zufriedene, friſchblühende Geſicht. Nach dieſem unbedeutenden Erlebniß öffnet ſich deinen verzagten Händen und Füßen die ſtolze Pforte des vornehmen Kreiſes. Jene Dame, welche dir mit ſchicklichem Gruße begegnet, qualificirt ſich in deinen prüfenden Augen als eine jener Gebildeten, wie ſie vor dem Gerichtshof der modernen Weltroutine ihr Examen beſtehen können. Die letzte Nummer der Gartenlaube, welche unbedachtſam eilig bei Seite gelegt worden war, findet nunmehr unter den weißen Händen der vornehmen Dame einen paſſenden Ort, und mit einem freundlichen Nehmen Sie Platz beugt ſich das Polſter dem Naturgeſetz der Schwere. Obgleich du dem Faden der Unterhaltung Augen und Ohren ſchenkſt, weiß dein ſpeculativer Geiſt die ganze Räumlichkeit zu muſtern, und du ſammelſt dir im Stillen das Material zu einer Novelle. Mit den glänzenden Oelgemälden und friſchgrünen Zimmerpflanzen contraſtirt in ſeltſamer Weiſe das „elfenbeinbleiche“ Antlitz der Dame, die mittlerweile den Kindern Ruhe gebietet oder dem eintretenden Gatten deine geehrte Anweſenheit bekannt gibt. Nach einem zweiten Acte peinlicher Geehrtheit empfiehlſt du dich auf's Höflichſte und gehſt deines Weges, der freien Natürlichkeit dich doppelt erfreuend und allerlei wunderliche Gedanken fortſpinnend, welche das vornehme Haus mit ſeinem Kämmerlein, dem Salon und den mannichfaltigen Geſichtszügen nachwirkend in dir

hervorruft. Es vergehen und kommen die Jahre, das Schicksal verschlägt dich nach allen Enden und Winden, und endlich begegnet dir ein alter, ehrlicher Freund aus vergangenen Zeiten, der unter Anderm auch von jener Familie und nebenbei von der Inhaberin jener bescheidenen Zelle ein Wörtlein zu erzählen weiß. Die Ehescheidungsklage, das Gütertrennungsurtheil und ähnliche Actenstücke, die mitunter durch fatale Schreiberfinger wandern müssen, kamen auch ihm zu Gesicht. Um dieselbe Zeit war jene bescheidene Inhaberin der spärlichen Zelle, welche ihres Dienstes treu und ehrlich gewaltet hatte, eine glückliche Mutter blühender Kinder geworden, und die vornehme Dame mit den „elfenbeinbleichen" Zügen mag sie wohl darum beneidet haben. Sie vertrauert nunmehr die Tage und Jahre in entlegener Einsamkeit, eines welken Brautkranzes gedenkend und ihre Stunden mit der alten lieben Gartenlaube verplaudernd, ob sie etwa ein Wörtlein des Trostes darin finden werde, aber so recht glücklich, meint sie, könne sie niemals wieder zu Gottes schöner Erde niederblicken, denn sie rede nunmehr eine andere Sprache als vor Zeiten. Inzwischen betet die bescheidene Mutter, von der wir sprachen, ein Ave Maria mit ihren Kindern, wie sie dies vor Jahren in der Stille ihres kargen Aufenthaltes einsam zu thun pflegte, und auch das alte, vergilbte Gebetbuch, das kleine alte Cruzifix und die lieben Gedenkzeichen alle sind in die neue Häuslichkeit miteingewandert, während die Weckuhr aus rechtlichen Motiven zurückbleiben mußte. Die Zeiten sind zwar schlecht, das tägliche Brod muß hart, mühsam und sauer verdient werden, aber der Mann ist fleißig, und das häusliche Glück gibt ihm Kraft, Muth und Geduld, unter den Sorgen und Mühen des Lebens auszuharren. So genießt diese bescheidene Familie bei allen Bekümmernissen um's

tägliche Brod immerhin das Glück christlicher Seelengemeinschaft, der Himmel sendet seinen paradiesischen Hauch, den Geist der Liebe in den zufriedenen Kreis der christlichen Familie, der letzte Tag des Herrn mit seinem erhebenden Gottesdienste hat neue Kraft in allen Herzen der Angehörigen zurückgelassen, und das Hoffen auf Vergeltung in einer bessern Welt bildet bei allen Mühsalen und Schicksalsschlägen den Trost der Gläubigen. Schicksalsschläge treffen als Blitzstrahlen die Wohnung des Guten wie des Bösen, aber immerhin besser ein natürliches Unglück, als ein unnatürliches Glück. Der Weg des Unglücks führt den weisen Mann und den gläubigen Christen zum höchsten Glücke. Der vom Schicksal Gepeitschte steht auf hohem Berge, die zurückgelegte Strecke selbstvergnügt überschauend, während der sorgenlos Glückliche drunten in der Thalschlucht begeisterungslos seines Weges dahintändelt. Nach Dante besteht der größte Schmerz darin, sich glücklicher Zeiten zu erinnern, wenn man im Elend sitzt, und das Gegenstück hiezu wäre die höchste Lust, sich in glücklichen Tagen des vergangenen Schmerzes zu erinnern. Das höchste Glück des Menschen ist die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit, wie die Lüge seines Unglücks erste Ursache war.

Von einem Revolver, der zu gewissen Zeiten einen Dienst leisten, und einem vorräthigen Tröpflein, das dem Erdenhimmel ein Ende machen könnte, wirst du in einem christlichen Inventare nichts entdecken. Wenn die Melancholie ihren höchsten Grad in einem christlichen Gemüthe erreicht hat, der Verstand noch einen letzten Schimmer des Selbstbewußtseins zurückließ, und der gute Wille noch ein allerletztes Fünklein aufweist, dann brauchst du nicht zu befürchten, daß eine christliche Hand den Dolch ergreift oder in der Tiefe des Stromes Ruhe sucht. Wo ein letztes Erinnern an das Wort einer christlichen Mutter

möglich ist, da warnt der letzte Aufblick zur jenseitigen Welt das christliche Herz vor dem letzten irdischen Schritte, dem Selbstmord. In solchen Augenblicken erweist sich die bloße Humanitätsreligion als völlig machtlos. Die Humanitäts-Evangelisten machen den „deutschen Herd" zum „Altar des Hauses" (1877, S. 125, 865), der „des Lebens Halt und Mitte" und „das Heiligthum der deutschen Zucht und Sitte" bilde, als ob die Moral auf dem deutschen Herde geröstet, gesotten, gekocht, gedünstet und gebraten würde. Woher nehmen die Arbeiter ihre Moral, die nicht einmal einen deutschen Herd oder ein französisches Kamin besitzen? Daß der häusliche Herd zum Mittelpunkte und Quell eines gesegneten Familienlebens werde, ist die Absicht, nicht die Ursache der Religiosität. Man verschone die Küche der deutschen Literatur mit solchen ungesalzenen Phrasen!

Es gibt einen deutschen Strom, der „mit seinen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt", und es war derselbe Strom, der mit seiner grünen Tiefe friedlich und willig mir zu Füßen lag. Ich war gemüthskrank. Der letzte Gedanke, eine unsterbliche Seele zu besitzen, bewahrte mich vor dem allzu frühen Grabe. Ich kehrte um und war gerettet. Unsere Vernunft gewährt uns nur solange Bürgschaft, als sie gesund ist. Die Melancholie ist eine mächtige Beherrscherin der Seele, sie ergreift das Gemüth mit erbarmungsloser Hand, und wo das Gemüth erkrankt, eilt der Verstand umsonst herbei, hat der Wille keinen festen Zielpunkt mehr, und entgleist das ganze Seelenleben seinen Fugen. Für einen Gemüthskranken, der darauf sinnt, seinem Leben ein gewaltsames Ende zu machen,

hat die Weltwitzigkeit der naturalistischen Ethik ihren Zauber abgestreift, und der staubgeborene Sterbliche unter. liegt den Unvollkommenheiten der leiblichen Natur, wenn nicht eine höhere Hand des Menschen sich erbarmt. Die Gartenlaube predigt dir freilich den Selbstmord nicht, aber sie bietet dir ebenso wenig ein Motiv der Selbsterhaltung, wenn deine Vernunft dich verläßt, wenn das »Hilf dir selbst« zu einem bloßen Wortschall geworden, wenn jene Erde, die du genießen wolltest keinen Zauber mehr entbietet, und keine schwarze Wespe weit umher zu sehen ist, welche dir das Eulenlied von Tod, Gericht und Hölle vorsummen könnte. Mache dein Ende interessant und dichte ein pikantes Abschiedslied, etwa ein schwungvolles Sonett an die Allmutter Erde, bevor du den Revolver zur Hand nimmst, so hast du Aussicht, noch zum Letzten von dreimalhunderttausend Abonnenten bewundert zu werden. Kennst du vielleicht den Nekrologenstil der Gartenlaube? Traurig genug, daß man zur Vervollständigung einer allseitigen Kritik auf solche Dinge hindeuten muß (1873, S. 348; 1878, S. 688). Kennt ihr sie, die „geist- und phantasievollen Mitarbeiter", denen nichts Anderes übrig blieb, als „ihre eigenen Richter zu werden" und sich den Tod „durch eigene Hand" zu geben? Kennt ihr den Posaunenton, der sich auf die „Gerüchte" der Zeitungen stützen muß, in Gedankenstrichen arbeitet und die Welt darüber in Zweifel setzt, ob die großen Literaten des „Erlösungsjahrhunderts" über ihrer „Erlösungsarbeit" sterben oder ersticken? Möchtet ihr nicht zu ihren Denkmälern hinpilgern, Gott im Namen der „Verewigten" um eine Wohlthat anzuflehen? Habt ihr auch in den Legenden der „eingepökelten Märtyrerköpfe" solche Sonette gelesen? Ich kenne die verzeihliche und unverzeihliche Schuld, welche der Selbstmörder auf

seine unsterbliche Seele hinschleudert, ich kenne sie aus eigener Erfahrung, jene furchtbare Gewalt, die den Menschen entmenscht, und muß bedauern, daß man jene himmlische Schutzwehr des Christenglaubens, die selbst den Gemüthskranken zu retten weiß, in gesunden Tagen verachtet. Nur der Gedanke, von einem allwissenden Gotte gerichtet zu werden, hat die Kraft, den Mann zu einem wehrlosen Kinde vor sich selbst zu machen, und diese Selbstdemüthigung ist die Entwaffnung der Mörderhand, die Rettung des Geisteskranken. Er überläßt sich wehrlos dem Schicksal, mag es hart oder mild mit ihm verfahren, das ist Sache der allweisen Vorsehung, welche den Glauben und die Selbsterniedrigung nicht verachtet und den elenden Wurm, der sich beugt, zur lichten Höhe emporhebt. —

Was thut man nicht Alles, wo guter Rath theuer ist; man läuft zum praktischen Arzt und in die Apotheke. Hat man selbst einige Kenntniß davon, was ein Mediziner ungefähr wissen könne, so erwartet man von der Psychiatrie oder Heilkunst der Seelenkrankheiten einige Hilfe. Ich nahm meine Zuflucht zunächst zu den praktischen Aerzten, da mein Zustand nicht so kläglich schien, als ob eine größere Reise — nöthig wäre. Was geschah? Der eine verschrieb mir harmlose Arzneien, der andere besah mich — als ob er mich bereits für einen completten Narren halte, und ein dritter gab mir das hochgelehrte Recept, ich solle mir die Wahnideen aus dem Sinne schlagen, bis ich endlich einen Irrenarzt zu Rathe zog, der mir wirksame Verhaltungsmaßregeln zu geben wußte. Mit Hilfe dieser hätte sich mein Gemüthszustand bessern können, wären nicht mit jedem Tage neue Vorfälle hemmend in den Weg getreten. Was mich schließlich des ganzen Elends enthob, verdanke ich dem glücklichen Einfall, meine sämmtlichen, selbst außerdienstlichen Verhältnisse von damals

aufzugeben, andere Lebenskreise aufzusuchen und in einer anderen gesellschaftlichen Luft zu athmen. Ich begab mich aus den engeren Kreisen in eine größere Stadt, nach München. Das bewegte Treiben der Welt regte mich zu neuer Lebensfreude an, weil ich dasselbe incognito belauschen konnte, und weil mir die Gesellschaftswesen ihre Geselligkeit darboten, ohne zuerst nach den Papieren meines Herkommens, Gewissens und Magens zu fragen. An die Stelle jener Freunde, die zufolge meines unseligen Gemüthsleidens irre an mir geworden waren und werden mußten, traten weltfremde Menschen, mit denen ich ohne Hintergedanken und ohne die Karte gewechselt zu haben, leutselig verkehren konnte, denn ich wüßte nichts zu nennen, was ich von jeher mehr gehaßt hätte, als die Gezwungenheit einer sinnlosen Anstandsmanie. Das massive, naturfrische Münchener Volksleben, wie sich dasselbe um die gehaltvollen Maßkrüge herum abspielt, der urwüchsige, naturgetreue Volkshumor eines Salvatorkellers, Hofbräuhauses und der Schmid'schen Volksstücke hat mich wieder zu dem gemacht, was ich meinem Naturell gemäß zuvor gewesen, sein sollte und mit Gottes Hilfe bleiben werde. Dieser Volkshumor sah mich beim ersten Eintritt in die originellen Hallen des Hofbräuhauses fragend und lächelnd an, als ob ich endlich an die rechte Quelle gekommen wäre. Die neue Lebensluft, welche diesen alten Fässern und Mauern entsprudelt, läßt sich nur fühlen und nicht beschreiben. Wer im ganzen großen Königreiche melancholisch wird, soll sich hier eines Bessern besinnen. Da fließt die Lebensluft aus den Gesichtern wie aus den Krügen. Stoff und Kraft, Geist und Materie, Christenthum und Wissenschaft, Kunst, Philosophie und Völkerkunde, Alles ist hier in Hülle und Fülle zu treffen, wenn man die Volksmasse liebt und den

Schlüssel zu jeder Herzkammer zu handhaben weiß. Die Novellen und Romane, die glücklichen Ideen und Humoresken, die man hier erlisten und ersinnen könnte! Wer sich über das rauhe, aber redlich ehrliche Wort eines volksthümlichen Mannes mit herrisch vornehmer Miene ärgern kann, der brächte kein sinniges Volkslied zu Stande, und es stände ihm besser an, seine Garnitur sonstwo sehen zu lassen, als die Quelle des Volkslebens aufzusuchen. Der echte Münchner ist leutselig, der echte Münchner hat noch Religion. Ein Gottesdienst und ein guter Schluck, das sind die Pole der Münchner Welt. Denn guten Schluck lieben auch die Aufgeklärten, aber ihr Gottesdienst gehört einstweilen noch in's große Buch der unbekannten Entdeckungen.

„Sie lächeln, verehrte Freundin? 1872, S. 856: Sie sind gewiß in München gewesen und haben Unglück gehabt; Sie haben keine Gesichter mit akademischem Schnitt gesehen, sondern joviale Biergesichter; Sie haben die Straßen leer gefunden, wo die Prachtgebäude stehen, und ein Getümmel fröhlicher Menschen an den classischen Stätten, wo der kastalische Quell der Münchner, der edle Gerstensaft strömt; Sie sind den Gestalten begegnet, die Sie aus den Fliegenden Blättern kennen, der drallen Biermamsell, dem Falstaff in Civil und Uniform, dem oberbairischen Bauern mit dem Frage- und Ausrufungszeichen im Gesicht, wenn er an den steinernen Wundern vorübergeht, dem Mönch, der diesen heidnischen Säulenordnungen keinen Blick schenkt .... Es gibt ein doppeltes München, das München des Volks und das München des Königs; dort herrscht das Bier, hier herrscht die Kunst; beide berühren sich wohl, aber sie verschmelzen nicht miteinander."

Es gibt noch ein drittes München, dort herrscht die Phrase. In anologer Weise wird sich auch die Stadt

der Intelligenz schematisiren lassen. Da sieht man, was aus der puren Wirklichkeit wird, wenn die Gelehrheit ihre Brille aufsetzt. Der Münchener überläßt das Entziffern auswendig gelernter Inschriften und das Besehen oftgesehener Bauten den geehrten Fremden, die noch den Reiz der Neuheit verspüren können, und trinkt mittlerweile Bier, was auch in Dresden, Leipzig und Frankfurt der Fall sein wird mit dem Unterschiede, daß man dort moderne Waare hinuntergurgeln läßt. Das Frage- und Ausrufungszeichen ist an dieser Stelle wirklich witzig angebracht, wird sich aber auch auf jene Individualitäten anwenden lassen, welche so frei sind, ohne akademisch geschnittenes Gesicht die Stadt der Intelligenz zu durchschlendern und den steinernen Palast der Gartenlaube in Leipzig zu bewundern. Vielleicht versteht jener Mönch, der so unscheinbar und mit halbgesenkter Stirne seines Weges dahingeht, von der Geschichte des Säulenbaues etwas mehr, als jener Gelehrte, der seiner Dame ein öffentliches Collegium darüber liest. Vielleicht trifft man auch in den nordischen Städten weibliche Gestalten, denen die Geschmeidigkeit der Taille abhanden kam — oder die von Natur aus mehr den fetten Karpfinnen als dem „schönen schlanken Goldfischlein“ zu vergleichen sind. Das München des Königs liegt mehr gegen Süden, während das Volk die Residenz bevölkert. Das Bier und die Kunst umarmen sich recht geschwisterlich und verschmelzen nicht selten sehr innig miteinander. Wer aber seine Aufmerksamkeit einer Dame zuwenden muß, schwebt in Gefahr, das speziell charakteristische München gar nicht zu sehen und die akademischen Gesichtswinkel der Hofbräuhausgäste nur oberflächlich betrachten zu können.

1877, S. 877, 882: „Schöne Welt in München“ oder „Münchener Schönheiten.“ Wir erblicken

achtzehn Damenköpfe, und die Beschreibung dazu lautet: „Wo sich eine Künstlercolonie seßhaft macht, da wird's auch immer schöne Frauen geben. Die Künstler sind nicht nur die Schönheitsmacher, sondern auch die Schönheitsfinder. Maler und schöne Frauen gehören zusammen wie Kette und Einschlag. König Ludwig der Erste konnte die Künstler wohl nach München berufen, aber gefesselt konnten sie nur durch der Schönheit magischen Reiz werden. Er baute ihnen Ateliers; er gab ihnen Aufträge und Gehälter, aber die Modelle für ihre idealen Schöpfungen mußten sie sich selbst suchen. Und sie fanden sie; sie brauchten gar nicht so weit zu gehen, nicht erst in die Berge, um sie unter dem malerischen Alpenhut zu entdecken; sie begegneten ihnen auf der Straße, auf Spazier- und an Vergnügungsorten, auf den Brettern, in den Salons — wenn München welche hätte. Sie fanden die Schönheit in allen gesellschaftlichen Schichten von der vornehmsten Dame an, die ihm Bewußtsein ihrer achtundvierzig Ahnen die Marmortreppen zu dem königlichen Salon emporsteigt, bis hinab zu jener weiblichen Existenz, die im Sommer in den Kellern ihre höchsten Gaumengenüsse bei einem frischen Radi und einem Krügl Bier findet. Wie der Himmel, der sich an schönen Sommertagen über München spannt, durch sein tiefes Azur an das nahe Italien erinnert, so auch der Typus der weiblichen Schönheit dort. Fülle der Formen, Farbe und Blut, dunkle Augen, volle Lippen, aus den Hüften sich hebender Gang sind die charakteristischen Merkmale der Münchener schönen Welt, deren uns hier der bekannte Maler . . . . eine ganze Galerie vorgeführt. Wer mit dem Blatte in der Hand in München auf die Schönheitssuche gehen wollte, würde die Originale bald herausgefunden haben. König Ludwig der Erste hatte sich vor

Jahren in seiner Residenz eine Schönheitsgalerie malen lassen, die noch heute bewundert wird. Auch die Kunst demokratisirt sich, und was früher nur ein König haben konnte, das kann heutzutage jeder Abonnent der „Gartenlaube" haben; er kann sich seine Schönheitsgalerie in sein Kämmerlein hängen und deren sich königlich freuen."

Wir wollen das Ganze einen modernen Witz auf die Münchener Frauenwelt nennen. Wer die Ironie des Wortlauts nicht auf den ersten Blick herauszufühlen weiß, der betrachte das Bild dazu, die achtzehn Caricaturen. Ein kluger Mann scheint mir jener Maler nicht zu sein, ich kenne nur seinen Namen, sonst würde er seine Geschicklichkeit nicht zur Verhöhnung einer Stadt benützen, die ihm selbst zum Aufenthalt dient und sich ein besseres Renommee zu gründen wußte. Warum verläßt er als Künstler diese Stadt nicht, um auf die Schönheitssuche zu gehen, ist doch Italien so nahe? Während München in den Verdacht gestellt wird, keine Salons zu besitzen, läßt ebendieselbe Feder die vornehmste Schönheit Münchens zu dem königlichen Salon emporsteigen; entweder ein Widerspruch oder eine Verletzung des königlichen Hauses. Was einen Witz dieser Sorte besonders tadelnswerth macht, ist der Umstand, daß man unter den achtzehn Schönheiten die Caricaturen wirklich in München lebender Personen erkennt. So z. B. tritt das Portrait jener berühmten Künstlerin deutlich hervor, die vielleicht mehr Lorbeeren aufzuweisen hat, als ihr Stadtgenosse, der so freundlich war, jene Gesichtszüge dem Amüsement preiszugeben. Oder hat man jene berühmte Tragödin schon vergessen, die mit dem ganzen vollen Ausdruck dramatischer Ironie „Gartenlaube" sagen könnte, als ob sie mit herkulischer Keule das ganze Genist zu Boden schlüge? Es ist eine kunstbefleckende Schmach, den Ruhm einer Künstlerin

mittelst des Malerpinsels beflecken zu wollen. Vergleichen wir mit dieser Satire auf die Taillen und Gesichtszüge der Münchener Frauenwelt jene S. 314 von 1874 gedruckte Blüthe, die sich gleichfalls um Frauenschönheit und Malerei herumschlängelt, so stoßen wir abermals auf einen wunderschönen Widerspruch. Dort rühmt man der Stadt München nach, daß sie „Ebenbilder jener Göthe'schen Frauengestalten" besitze, welche Meister Kaulbachs Griffel verewigt habe. Oder waren jene Ebenbilder Göthe'scher Frauengestalten, welche dem Einsender besagter Blüthe „aus der dunklen Umrahmung des Grabes entgegenkamen", vielleicht zugereifte Schönheiten? Waren sie von Leipzig nach München gekommen? Hatte Spanien, Italien, hatten die Gärten von Tiflis ihre Schönheiten nach München entboten, um dem Meister Kaulbach Huldigungskränze auf's Grab zu legen, weil er den „blinden Fanatismus" und die spanische Inquisition so außerordentlich meisterhaft mit der Person eines Inquisitors verwechselt hatte? „Sie waren noch vor der Sonne hier gewesen", das erinnert lebhaft an Markus 16, 2. Vielleicht entsendet das nämliche München die nämlichen Göthe'schen Frauengestalten mit den Gaben ihrer Huldigung an den Grabhügel eines andern Malers, der eine Pflicht darin erkennt, freundschaftlich discrete Aeußerungen an die Staatsbehörde zu zerren und einen alten Mann von Ehre in's Zuchthaus zu bringen. Was doch die modernen Künstler nicht Alles leisten! Das hätte König Ludwig der Erste, ihr Schutzpatron erleben sollen. Klingt es vielleicht wie Undank gegen einen königlichen Wohlthäter, daß man seinen Künstlerberuf nicht besser zu ehren weiß und sein Atelier in den Dienst einer materialistischen Partei stellt, statt die reinen Kunstideale im Auge zu behalten? 1876, S. 800: „Lange bevor

in Deutschland die große Bewegung, welche wir heute unter dem Namen des großen Kulturkampfes begreifen, zu einer Staatsangelegenheit wurde und gleichsam die längsterſehnte Sanction durch die Regierung erhielt, hatte Wilhelm von Kaulbach mit ſeinem großen Tendenzbilde „Peter Arbues“ den alten, ſtets glimmenden Brand neu angefacht und damit zum erſten Male wieder von einer alten Gerechtſame der Kunſt ausgiebigen Gebrauch gemacht.

(Und S. 662 von 1878 ſteht: „Die Kunſt kennt überhaupt keine Tendenz“).

Sein zur hiſtoriſchen Satire hinneigender Sinn und ſeine aufgeklärte Weltanſchauung ließen ihn auch ferner, nachdem er den großen Schlag geführt, nicht ruhen, und mit unermüdlicher Erbitterung hat er bis zu ſeines Lebens Ende ein fliegendes Blatt um das andere unter die Menſchen geworfen, eine ganze Sammlung gezeichneter Kernſprüche von einſchneidender Ironie, welche einmal einem ſpäteren Geſchichtſchreiber als die belehrendſte Illuſtration zu der Bewegung unſerer Tage erſcheinen werden. Sie flogen wie Pfeile in das Lager der Feinde, und keiner verfehlte ſein Ziel; die feindliche Stellung der Parteien zu einander wurde verſchärft, und als endlich der Kampf offen losbrach, deſſen allerdings nicht nahem Ende wir heute getroſt entgegenſehen, konnte ſich Kaulbach ſagen, daß er nicht unter den Letzten von denen geweſen ſei, welche dieſen wohlthätigen, wenn auch ſchmerzhaften Proceß, der uns über kurz oder lang doch einmal bevorſtand, hatten heraufbeſchwören helfen. Seit Kaulbach's Vorgang klingt in der Production der deutſchen Kunſt da und dort, bald verhüllt, bald offen hervortretend, dieſelbe Tendenz an, und auch das Sculpturwerk, welches wir heute den Leſern der Gartenlaube vorführen,

gehört, allerdings in erhöhter und idealer Fassung seiner Absicht, demselben Gebiete an. Dieser Faun mit dem Mephistophelesblicke hält sich die edle Maske des Zeus vor das eigene Schelmengesicht, auf daß die aufblickende Menschheit ihn für den gerechten und milden Weltenlenker selber halten möge. Die Anwendung auf die gegenwärtigen Verhältnisse liegt nahe genug und bedarf keiner Ausführung. Mit bitterer Deutlichkeit aber hatte sie der Bildhauer, Professor . . . in München, in dem Entwurfe zu einem Monumentalwerke, dessen oberste Bekrönung diese Faunsgestalt bildete, nahegelegt."

Wir brauchen nur den Krummstab zu betrachten, den der falsche Zeus mit Armen und Beinen festhält, indeß die Hände mit der Zeusmaske beschäftigt sind, und die Anwendung auf den Kulturkampf liegt so entsetzlich nahe, daß sich eine christliche Feder dagegen sträubt, die vermuthliche Unterschrift beizusetzen. Wir haben es hier mit einem „bissigen Epigramm" auf den Papst in Form eines Skulpturwerkes zu thun; wenigstens hat sich die Gartenlaube sofort über dasselbe mit ihrer Interpretirung hergemacht. Dieses Skulpturwerk hätte an sich einen künstlerischen Werth, sofern man demselben etwa die Unterschrift beifügen wollte: Schwindel, Spekulation, Phrase, Heuchelei, Lüge! man wähle von diesen Unterschriften die beste, aber man freyle nicht an einer kirchlichen Einrichtung, die nachweislich nicht auf kulturkämpferischer Chicanerie, sondern auf Wahrheit und göttlicher Vollmacht beruht. Was dem „Lügner von Anbeginn" am wenigsten behagen und schmecken will, ist allerdings die päpstliche Unfehlbarkeit, und was dem gläubigen Christen angesichts der Irrsterne des sich blendend hinschlängelnden Weltgeistes den sichersten Compaß bildet, ist gerade diese.

Unfehlbarkeit! Auch ich schaute damals mit großen Augen gegen Rom hin, als der erste Ruf „unfehlbar" durch die nordischen Gauen strich. Schon aus früher Jugend war mir bekannt, daß das Lehramt der römisch katholischen Kirche unfehlbar sei, daß aber diese Unfehlbarkeit auf die Amtsperson des Papstes übertragen werden solle, das war befremdend; doch habe ich niemals daran gedacht, daß ich mein individuelles Urtheil demjenigen meiner kirchlichen Autoritäten vorziehen müsse. Ich wartete ruhig ab, ließ mir von der Kirche Aufschluß über die Streitfrage geben und konnte in ihren Motiven zum Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit keinen Fehler, noch weniger eine gesuchte Täuschung entdecken. Jetzt aber, nach Umfluß von zehn Jahren steht mir die Wahrheit dieses Dogmas um so lichter vor Augen, weil der Weltwitz des Leipziger Vernunftorakels inzwischen keinen einzigen stichhaltigen Beweisgrund gegen diese Lehre aufzubringen vermocht hat. Verfahren wir zunächst negativ, indem wir alle Versuche der Gartenlaube, gegen die päpstliche Unfehlbarkeit anzustürmen, der lesenden Welt vortragen:

1874, S. 188: „Die wahnsinnigste Vermessenheit des Menschengehirns, die der alte Mann in Rom proklamirt."

1870, S. 352. „Noch immer sind Aller Augen nach der Tiberstadt gerichtet, wo unter den Auspizien eines Papstes, dem die katholische Welt bereits das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Maria's dankt, von einer Versammlung hoher Kirchenfürsten der Versuch gemacht wird, alle geistigen Errungenschaften des letzten und namentlich des neunzehnten Jahrhunderts als ungeschehen hinzustellen und die finsteren, liebelosen, fanatischen Anschauungen des Mittelalters wieder auf den Schild zu heben."

1877, S. 167: „Verzeihen Sie, Herr Abbé, aber meiner Ansicht nach widersprechen Sie sich. Einerseits sagen Sie mir, daß um ein guter Katholik zu sein, man Alles von der römischen Kirche blindlings annehmen müsse, andererseits hat aber die römische Kirche immer als Erklärung des Wortes »katholisch« diejenige von St. Vincent de Lerin, gestorben im Jahre 1180, gegeben: »Was zu allen Zeiten, an allen Orten und durch alle Gläubigen geglaubt wurde«. Die Unfehlbarkeit des Papstes verstößt also — die Kirche selbst lehrt es — gegen die Principien der katholischen Religion, denn der Glaube an dieselbe, statt ein allgemeiner zu sein, wird nur von wenigen Christen getheilt, und das erst seit dem 18. Juli 1870. Gerade deßhalb, Herr Abbé, verwerfe ich die Unfehlbarkeit des Papstes und das Papstthum selbst, um ein guter katholischer Christ zu bleiben. Sie sind beide im Widerspruch mit dem Christenthum, wie dies klar aus dem Evangelium hervorgeht, wo sich keine Spur von Papstthum, noch viel weniger von päpstlicher Unfehlbarkeit vorfindet. Sie sind dann auch im Widerspruch mit der katholischen Tradition der sechs ersten Jahrhunderte, denn Gregor der Große spricht genau die entgegengesetzte Meinung aus und zwar in den drei verschiedenen Briefen, die er an den Kaiser von Constantinopel, an den Patriarchen und an den Diakonus derselben Stadt richtete, und worin er jeden Bischof, sei es auch derjenige der größten Stadt, der sich höher dünkte als einer seiner Collegen, mit dem Titel: »Vorgänger des Antichrist« straft. Uebrigens steht die Unfehlbarkeit der Vernunft schnurstracks entgegen. Die Unfehlbarkeit setzt durchaus die Göttlichkeit in der unfehlbaren Person voraus. Wenn nun Pius der Neunte diese Unfehlbarkeit besitzt, hört er auch sogleich auf, Mensch zu sein; er bildet dann einen Theil

der Gottheit. Und endlich, Herr Abbé, verstößt diese päpstliche Unfehlbarkeit gegen die Geschichte und widerspricht sehr oft den Beschlüssen der sogenannten Unfehlbaren."

1870, S. 384: „Das jüngste Wunder." Dieser Wunderbericht, den ich geeigneten Orts wörtlich citiren werde, bildet nämlich eine geschichtliche Widerlegungsprobe, und wird uns derselbe nicht allein beweisen, daß die Gartenlaube gar nicht weiß, was die päpstliche Unfehlbarkeit in sich begreift, sondern auch deutlich zeigen, wie man Geschichte macht, um den spätern Geschichtschreibern authentische Quellen in die Hände zu spielen.

Daß man außerdem den dogmatischen Coloß der päpstlichen Unfehlbarkeit auf jede Mücke wälzt, ist ein Verfahren, das seit 1870 förmlich florirt, und obgleich die flachen Hiebe nicht gezählt werden können, bieten sie dennoch einer lesenden Corona Anlaß zur Belustigung über kirchlich heilige Dinge. Einer solchen Redensart gegenüber, die alle fünf Zeilen spöttelnd wiederkehrt, ist jede Einzelkritik unmöglich, und man überläßt es dem Ueberdruß des Lesers, der sich zuletzt einstellen muß, über eine abgeleierte Phrase Gericht zu halten.

Um die päpstliche Unfehlbarkeit bestreiten zu können, acceptirt die Gartenlaube merkwürdiger Weise jene der Gottheit. Ihre „Wissenschaft" kennt keinen Gott, aber eine göttliche Unfehlbarkeit; ist das nicht brillant, meine Herrn und Damen? Natürlich, die Schlangengeschmeidigkeit denkt: Haben wir die Unfehlbarkeit in die Wolken verbannt, dann ist uns geholfen, denn in die blaue, blaue Ferne können wir die Völker getrost blicken lassen.

Die ersten zwei Citate bedürfen keiner Widerlegung, da sie keine Gegengründe, sondern leere Phrasen enthalten. Was aber die geistvolle Widerlegung seitens eines ab-

trünnigen Benediktinermönches und nunmehrigen Mitarbeiters der Gartenlaube betrifft, so muß es befremden, daß derselbe, nachdem er doch einmal bis zu einem Vincenz de Lerin zurückgedrungen war, nicht zugleich auch das andere Wort ebendesselben Mannes kennen will: „fas est etenim, ut prisca illa coelestis philosophiae dogmata processu temporis excurentur, limentur, poliantur, accipiant evidentiam, lucem, distinctionem“: Es ist recht, daß jene alten Dogmen der himmlischen Philosophie im Laufe der Zeit auseinandergesetzt, begrenzt, geschliffen werden, daß sie Ersichtlichkeit, Klarheit, Unterscheidungsmerkmale erlangen. Die gesammte katholische Lehre umfaßt noch heutigen Tages nicht das Geringste, was sich auf den Mund Christi nicht zurückführen und mit der Predigt seiner Apostel nicht vereinbaren ließe. In den christlichen Evangelien ist Alles enthalten, sei's in ausdrücklicher Form, sei's in verschleierten Zügen, die noch der Enthüllung bedürfen, was der heutige römisch katholische Katechismus lehrt. Kein einziges Dogma wird in Rom aus freier Hand gemacht, sondern die vorhandene christliche Lehre wird in Verbindung mit der mündlichen Tradition der Kirchengeschichte zufolge der Polemik mit den Irrlehren commentirt und theologisch wissenschaftlich ausgebeutet, wie der Philologe seinen Schülern einen Herodot und Livius erklärt, ohne deren Werke zu verlängern oder in vermehrten Auflagen herauszugeben. Die Unfehlbarkeit ist keine Inspiration zur Aufzeichnung niedagewesener Glaubenswahrheiten, sondern beschränkt sich auf die richtige Erklärung des vorhandenen Glaubensbekenntnisses und auf die Abwehr des Irrthums. Anzunehmen, Christus habe den Menschen seine himmlische Lehre so vordoziren wollen, daß keiner mehr zu denken — brauche, das wäre Blödsinn, gibt es doch nichts Erbärmlicheres,

als die Denkfaulheit eines zum Denken geschaffenen Wesens. Gaben uns nicht die ersten Kapitel der Offenbarung viel zu denken? Warum sollte das neue Testament hievon ausgenommen sein? Es wäre mit Gottes weiser Vorsehung nicht vereinbar, daß sein Evangelium als ein derart „fertiges“ (1876, S. 103) vorläge, daß es nichts mehr zu denken und zu forschen übrig ließe, zeigt uns doch die ganze natürliche Offenbarung Gottes mittelst der körperlichen Schöpfung, wie sehr jener weise Schöpfer darauf bedacht war, dem menschlichen Denken Stoff zum Nachdenken und Forschen darzubieten. Hebt nicht auch die Naturwissenschaft neue Schätze aus der unerschöpflichen Schatzkammer der göttlichen Natur? War das copernikanische Weltsystem deßhalb falsch, weil Josua die Erde statt der Sonne als stillstehend ansah?. Dadurch aber, daß die Naturwissenschaft dem Universum neue naturwissenschaftliche Dogmen abzugewinnen weiß, erklärt sie nicht, daß der Mensch diese neuen Dogmen erst erschaffe, und ganz das Nämliche gilt bezüglich der religiösen Wissenschaft. Das christliche Evangelium bildet die lebende Natur der Theologen, und ihre scheinbar neuen Dogmen sind die, jener alten Natur abgelauschten, religiösen Naturgesetze. Christus hat auch diese Ausdrücke nicht gebraucht, sondern der heutige Kritiker gebraucht sie, weil er's für zeitgemäß erachtet, den Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts mit ihren eigenen Stichworten auf die rechte Spur zu verhelfen. Das christliche Evangelium ist nur insoweit ein fertiges, als an seinen Grundzügen nichts mehr zu ändern und zu verbessern ist, während diese Grundzüge, ähnlich der vorhandenen sichtbaren Natur, in ihren unentdeckt schlummernden Gesetzen durch alle kommenden Jahrhunderte hindurch Gelegenheit genug zum Ausgraben und Forschen bieten werden. In

diesem Schachte liegen mehr Diamanten, als die Welt sich träumen läßt, denn es gehört eine ganze Genialität dazu, auch nur ein einziges Wort Christi in seiner ganzen philosophischen Tiefe auszumessen. Ich halte von bloß philosophischem Standpunkt aus kein Menschengehirn, sei's auch das genialste, für fähig, Evangelien von solcher Art zu ersinnen. Ich halte es für beinahe unbegreiflich, daß ein Schriftsteller, der sich auf den rednerischen Figurenkasten, den Metaphern-Schnellapparat und auf das Handgelenk der Phrase von Geschäftswegen verstehen muß, vor solchen Geisteswerken armseliger Fischersleute nicht die Waffen streckt und noch die Kühnheit hat, der himmlischen Gewalt dieser christlichen Evangelien Widerstand leisten zu wollen. O diese ganze volle Unschuld des Kindesblickes in jedem Buchstabenauge und diese Fischerehrlichkeit einer ungekünstelten Darstellungsweise! Auf solchen Geschichtsquellen der Religion läßt sich's ebenso charakterfest weiterbauen wie auf den charakterfesten Gesetzen der sichtbaren Natur. Auch die päpstliche Unfehlbarkeit lag als ein von Christus gepflanzter Keim im dunkeln Erdenschooße dieser Evangelien, und dieser Keim wucherte lange Jahrhunderte hindurch in seiner dunkeln Stille lebenskräftig fort, was nicht allein die stolze Geschichte des päpstlichen Stuhles beweist, sondern auch aus Hunderten von Stellen der kirchlichen Literatur hervorgeht, wonach die Bischöfe aller Zeiten den Papst als höchste Appellinstanz in Entscheidung kirchlicher Streitfragen betrachtet haben. Warum dieser Keim gerade unter dem Hirtenstabe eines Pius des Neunten seine Hülle durchbrach, um als herrliche Blüthe des christlichen Glaubensbekenntnisses vor aller Welt zu prangen, darüber frage Gottes weisen Rathschluß, aber es ist kein unbegründetes Vermuthen, daß jener Leuchtthurm deßhalb errichtet wurde, weil eine große Finsterniß über die Na-

tionen hereinzubrechen scheint, die Finsterniß der modernen Aufklärung. — Walte Gott, daß wir in schlimmer Zeit nach dem unfehlbaren Fingerzeige des Stellvertreters dessen hinschauen, der Wohlthaten spendend in die Sinnenwelt gekommen war. Ich denke nicht an den jüngsten Tag, denn mein philosophisches Ermessen sagt mir, daß die Menschheit zur Ernte noch nicht reif genug ist; es bedarf einer langen Zeit, bis sie zur Besinnung kommt — bis der Beweis jener großen Gottheit auf thatsächlichem Wege erbracht ist, bis die Menschheit mit dem erfahrungsreichen Blick des Greisenalters auf das Paradies ihrer Kindheit, die Irrfahrten ihrer Jugend, die Zeit der Mannbarkeit und auf ein ganzes Beweisregister thatsächlicher Erlebnisse zurückschauen kann. Ob „die Universalgroßloge für die ganze Menschheit" (1873, S. 454) oder Petri Fels den Leuchtthurm bilde, darüber mag uns die Geschichte der nicht allzu fernen Zukunft belehren. Möge der arme Theil des Volkes und der Nacken des friedliebenden Bürgers nicht den Schreibtisch bilden, darauf die großen Rechen-Exempel der Fürsten und Forscher ausgeklügelt werden! Es wird sich alsdann zeigen, ob „die Unfehlbarkeit der Vernunft schnurstracks entgegensteht" oder nicht. Diesen Satz hat ein Mitarbeiter des Vernunftinstitutes aufgestellt, ohne zu bedenken, daß er auf diese Weise den Schriftsetzer beauftragte, der Gartenlaube auf den Mund zu schlagen. Was bleibt an der Gartenlaube zu bewundern übrig, wenn die Unfehlbarkeit einem Institut schnurstracks entgegensteht, das sich ausschließlich auf seine Vernunft angewiesen sieht? Was heißt „schnurstracks entgegenstehen"? Den Gegensatz bilden. Gegensatz der Unfehlbarkeit, die niemals fehlt, ist die Fehlbarkeit, welche immer fehlt. Die Gartenlaube *fehlt immer*, da sie jene „Unfehlbarkeit" nicht in Anspruch nimmt, das ist der philosophische Schwaben-

streich, den ihr der eigene hochgeschätzte Mitarbeiter versetzt hat. Unsere Vernunft steht zwischen der Unfehlbarkeit und ihrem Gegensatze in der Mitte; sie kann fehlen und kann unfehlbar sein. Daß sie fehlen kann, hat „unser Mitarbeiter“ schlagend erwiesen, daß sie stellenweise unfehlbar ist, beweist das unfehlbare Einmaleins. Der Zweifel ist eine Mittelstufe zwischen Irren und absolutem Nichtirren. Weil wir irren können, deßhalb steht die absolute Unfehlbarkeit unserer Vernunft nicht schnurstracks entgegen, sondern ihr zur Seite, und was die Vernunft am entgegengesetzten Aermel zupft, ist die absolute Fehlbarkeit, welche die Gartenlaube sich selbst wider Willen vindicirt hat. Dieses Verfahren wäre als philosophischer Selbstmord zu qualifiziren. Sollte Jemand noch im Zweifel darüber sein, ob ich irre oder nicht irre, so will ich ihn auch dieses letzten Zweifels mit unfehlbarer Logik entheben. Unsere Vernunft ist das Ebenbild der Gottheit, von welcher die Gartenlaube behufs eines individuellen Artikels zugestand, daß sie unfehlbar sei. Heißt gottebenbildlich sein und „schnurstracks entgegenstehen“ ein und dasselbe? Oder heißt gottebenbildlich so viel, als Gott sein? Unsere Vernunft ist unfehlbar in ihrer Sphäre, wie Gott in der seinen. Das bezeugt die logische Nothwendigkeit unserer angeborenen Denkgesetze. Wir sind nicht unfehlbar, aber die Unfehlbarkeit steht unserer Vernunft ebenso wenig „schnurstracks entgegen.“ Man bleibe hübsch auf dem von unserer Vernunft vorgezeichneten goldnen Mittelwege, statt sich philosophisch gewaltsam und mundaufreißend nach abseits zu verirren. Stände die Unfehlbarkeit der Vernunft schnurstracks entgegen, so wäre selbst die Wunderkraft Gottes nicht im Stande, dem Papste die Amtsgnade der Unfehlbarkeit in kirchlichen Dingen zu verleihen, denn auch die Allmacht kann die

Gegensätze nicht vereinen, so daß der Papst ein Mensch und dennoch unfehlbar wäre.

Bezüglich jener drei päpstlichen Briefe, wonach sich kein Bischof höher dünken solle, als sein Amtsgenosse, möchte folgende Analogie vielleicht aufklärend wirken: Wenn ein Vater an seine Söhne schreibt, daß der Düsseldorfer sich nicht höher dünken solle, als der Elberfelder und Pariser, so will er damit nicht behaupten, daß er als Vater sein eigener ältester Sohn sei und mit seinem jüngsten auf gleicher Stufe stehe. Der Papst schreibt doch als Papst, und wozu das, wenn er sich für einen bloßen Bischof hält? Natürlich, mit der Benediktinerkutte muß man nothgedrungen auch die Benediktinerlogik ablegen und gegen jene Denkgesetze umtauschen, die sich Alles construiren, wie's den Interessen, Affecten und individuellen Passionen paßt. „Und endlich, Herr Abbé, verstößt diese päpstliche Unfehlbarkeit gegen die Geschichte und widerspricht sehr oft den Beschlüssen der sogenannten Unfehlbaren.“ Gegen welche Geschichte und welche Beschlüsse? Ist das eine redliche Kampfesweise oder eine beweislose Verdächtigung? Gegen den blauen Dunst zu kämpfen, muß man Stangen besitzen, im Nebel herumzufahren, und mit solchen Waffen befaßt sich ein vernunftliebender Kritiker nicht. Diese Behauptung richtet und straft sich selbst.

Die positiven Beweise, daß die Amtsperson des Papstes in Glaubens- und Sittenlehren unfehlbare Entscheidungen treffe, können in Kürze erst dann geführt werden, wenn ich zuvor sämmtliche Angriffe der Gartenlaube und zwar ohne Mithilfe jener positiven Beweise zerknittert habe, denn um solche Sandkörner der Weisheit im Sande spurlos zu verscharren, bedarf es nicht einmal eines regelrechten Beweisverfahrens.

Den eclatantesten aller Hiebe gegen fragliches Dogma führt die Gartenlaube auf geschichtlichem Wege, und ich lasse den besagten Wunderbericht buchstäblich abdrucken, weil ich denselben aus seinen eigenen Worten heraus widerlegen werde. Wenn man etwas Haltloses auf dichterischem Wege mit den Gerten der Phrase haltbar machen will, vergesse man den Bindfaden der dichterischen Logik nicht. Jener Gauner verfällt dem Gelächter, der seine Kunst so schlecht versteht, daß er bei der bloßen Diebsmiene ertappt und in Sicherheit gebracht wird.

1870, S. 384: „Das jüngste Wunder. Kurz nach Ostern fiel in Rom ein Ereigniß vor, das nur wenige Zeugen mit angesehen und dessen Kunde nur schüchtern durch alle Gassen lief. Auf die Zustände der Ewigen Stadt indessen und auf die subjective Anschauung des Papstes wirft es ein so bedeutendes Streiflicht, daß es in Deutschland bekannt zu werden verdient. Unser Fall führt uns nach Monte Mario, in die Nähe der Villa Melini. Von der Straße, die in langen Windungen bergan führt, schaut man hinab auf die hellen Häusermassen, auf die Campagna mit ihren schweifenden Linien und auf das leuchtende Albanergebirg. Ueber dem Allen liegt der italische Himmel mit seinem unerbittlichen Blau, das Aug' und Seele fast übersättigt. Kein dunkler Ton beherrscht die classische Landschaft, wenn es nicht die Pinien sind, die den Garten der Villa melancholisch umschließen. Der Monte Mario ist einer der schönsten Wege vor den Thoren der Stadt; dennoch begegnet man nur selten erlesenen Gästen dort. Höchstens am späten Nachmittag, wenn die ganze Straße bereits im Schatten liegt, kommt dann und wann eine rothe Caroſſe gefahren mit drei Bedienten und einem gepuderten Kutscher. Der Wagen hält und ein purpurner Cardinal mit seinem Begleiter steigt aus demselben und

und wandelt gemessenen Schrittes die Höhe hinan, denn in Rom selber trifft man keinen Cardinal zu Fuße. So war es denn auch an jenem Nachmittag, von dem wir erzählen, aber der Wagen enthielt noch mehr als einen rothen Cardinal. Um die Züge des alten Mannes, der mühsam heraufstieg, spielte ein stumpfes Lächeln, an den Fingern funkelte ein Demantring und die wenigen Menschen, die über die Straße gingen, blieben verwundert und verneigend stehend. Ecco il Papa, hörte man flüstern — es war der Papst. Durch die aufreibenden Eindrücke, die die Berufung des Concils zur Folge hatte, ist Pius der Neunte ganz außerordentlich gealtert. Die Würde des Souverains in seinem Wesen ist gewichen und hat ihm nur mehr den Ausdruck jener Starrheit zurückgelassen, in welche alle autokratischen Naturen zurückfallen, sobald ihnen das Schwungvolle der Idee und das Elastische der Jugend abhanden kommt. Mühsam gestützt auf seinen Begleiter ging der Papst die Straße hinan, ein Bild der menschliche Schwäche und Gebrechlichkeit. Allein sein Antlitz stand zu dieser in schneidendem Gegensatz, denn ein Selbstbewußtsein, eine Manie der Vergötterung lag auf demselben, die neben dieser Erscheinung fast etwas Wahnwitziges hatte. Wege und Stege sind in Rom von Bettlern belagert; Blinde, die durch die Miasmen der Malaria das Augenlicht verloren, Fieberkranke, Krüppel aller Art flehen um eine milde Gabe. Neben den vielen anderen saß auch einer, dessen Füße gelähmt waren, der bedauernswerther als die übrigen aussah. Als dieser den Papst gewahrte, da zuckte ein Hauch der Freude über das welke häßliche Gesicht, er hob die Hände empor, und all' seine Züge sprachen: Herr, erbarme Dich meiner. Pius ging auf ihn zu; es mochte ein Gefühl rein menschlicher Theilnahme sein, das seine Schritte beflügelte; aber bald

gewann das Göttliche, d. h. die Vergötterung, über das Menschliche die Oberhand. Bei dem ausgesprochenen Hang, den der Papst für die Wunder hat, und bei der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß er selbst das wunderbare Werkzeug Gottes sei, läßt sich der Schritt, der nun geschah, gar wohl begreifen. Leidenschaftlich bewegt erhob er die Hand und sprach zu dem Kranken: „Steh' auf, nimm Dein Bett und geh'." Man kann sich den furchtbaren Eindruck, den dies Wort des Unfehlbaren auf den armen kranken Bettler machte, kaum vorstellen — er war wie vom Blitz getroffen, wie elektrisirt. Mit funkelnden Augen sprang er auf und machte einige Schritte — auch die Züge des Papstes blitzten, aber wenige Secunden und der „geheilte" Kranke brach wieder zusammen. Wie ein Krieger, der mit verzweifelter Kraft gegen eine unüberwindliche Veste stürmt, rief der Papst zum zweiten Male: „Steh' auf und geh';" doch als Jener sich wieder erhob, um wieder zusammenzubrechen, da zitterten die Hände des Pontifex maximus, seine Stimme war heiser, und stammelnd sprach er zum letzten Male den Befehl. Eine Qual, wie sie in den Augen eines verendenden Thieres liegt, arbeitete auf dem Gesichte des halbwilden, schmutzigen Lazarus; denn der Schmerz und die Täuschung tritt im ungebildeten Menschen doppelt grausam auf. Ueber das Antlitz des Papstes aber flog ein Schrecken, der ehrlich gemeint war; er wurde weiß wie das Blatt, auf dem diese Zeilen stehen. Halbohnmächtig hob man ihn in den Wagen, der Begleiter winkte und im Sturmschritt rollte er von dannen. Auf der Straße lag der Bettler und stöhnte: „Madonna, Madonna!" Ein stärkeres Streiflicht, als dieser merkwürdige Fall auf den Charakter Pius des Neunten wirft, läßt sich kaum denken. Sein Allmachtsstreben, seine Unfehlbarkeitsmanie ist nicht Politik, sondern

Glaube, und erst die Andern machen seinen Glauben zu ihrer Politik. Gerade der Umstand, daß Pius ein untaugliches Exemplar für seine Wunderthätigkeit sich aussuchte, zeigt am meisten, wie fest er daran glaubte, gerade seine Niederlage gereicht seinem Charakter zum Ruhme. Die Jesuiten waren natürlich wüthend; hätten sie geahnt, daß der Papst auf diesem Spaziergange einen derartigen Anfall von Unfehlbarkeit erleiden würde — dann wäre das Wunder ohne Zweifel glücklicher verlaufen. Denn man braucht sich nur obenhin zu erinnern, daß es in Rom viele hundert Lahme giebt, die gern Galopp laufen, wenn das Laufen besser bezahlt wird, als die Lahmheit. Ein prächtiges Sensationsstück ist damit der infalliblen Partei entgangen! In allen Blättern, vor aller Welt hätte man das neue Wunder verkünden können und Monte Mario wäre ein heiliger Berg geworden. Daß unter den bestehenden Umständen das Geheimniß ängstlich gehütet ward, läßt sich erklären; dennoch drang es schnell in die öffentliche Meinung. Freilich wagte Niemand, laut davon zu berichten, aber flüsternd ging es von Mund zu Munde, und wer es Abends auf den Straßen erzählte, der blickte vorsichtig über die Achsel. Denn es giebt in Rom nicht nur lange, sondern auch spitze Ohren."

Es handelt sich diesmal nicht um ein philosophisches Problem, sondern um eine Thatsache, und sobald sich's um Erzählung einer Thatsache handelt, bedarf es keiner Motivirung des Thatbestandes, zumal wenn der Berichterstatter selbst Augenzeuge der That gewesen ist. Daß man ihm einfach auf Grund dieser persönlichen Anwesenheit Glauben schenke, scheint der moderne Evangelist bezweifelt zu haben, da derselbe jedem Schritte der Handlung zwei Schritte der Motivirung nachhinken läßt. Er sucht dasjenige selbst zu beweisen, was der That-

bestand an sich beweisen soll. Diese Unnatürlichkeit der Erzählung ist das erste Motiv, an der Richtigkeit des Erzählten zu zweifeln. Der Berichterstatter stellt auf allen Seiten Wachtposten auf, das Terrain zu recognosciren, ob nicht irgend woher der Zweifel des Lesers im Anmarsch begriffen sei. Die erste Vorsichtsmaßregel lautet, es hätten nur wenige und zwar erlesene Zeugen das Wunder mitangesehen; die zweite, daß auf dem Antlitz des Papstes eine Manie der Vergötterung lag; die dritte, daß nämlich die Miasmen der Malaria eine Ursache häufiger Erblindung seien; die vierte, daß Pio Nono einen ausgesprochenen Hang für Wunder und eine unerschütterliche Ueberzeugung, das wunderbare Werkzeug Gottes zu sein, besessen habe; die fünfte und pikanteste Vorsichtsmaßregel, daß man sich eine Elektricität, wonach ein an beiden Füßen gelähmter Lahme aufspringen und mehrere Schritte machen könne, allerdings kaum vorzustellen vermöge, und daß hier ein bloßer „Eindruck" nicht genüge, sondern ein furchtbarer Eindruck vorhanden sein müsse; die sechste, daß nämlich der Schmerz und die Täuschung im ungebildeten Menschen doppelt grausam aufträten; die letzte, daß man das Wundergeheimniß ängstlich gehütet habe.

Wenn nur selten und höchstens am späten Nachmittage Leute oder erlesene Gäste an jenem Wunderort zu treffen sind, die sich zum Anbetteln eignen, warum suchte der lahme Patient nebst seinen „vielen" Collegen gerade jene wenig begangene Bergstraße auf? Schleppen sich Fieberkranke, Blinde und Krüppel aller Art, schleppen sich privilegirte Faulenzer, deren es „in Rom viele Hunderte gibt, die gern Galopp laufen, wenn das Laufen besser bezahlt wird, als die Lahmheit" den Berg hinan, um Nichts zu bezwecken,

oder sich selbst gegenseitig anzuschwindeln und anzubetteln? Ist das vergebliche Bergsteigen den an beiden Füßen Gelähmten ein italienisches Vergnügen? Nebenbei sei erwähnt, daß die Gartenlaube S. 532 von 1878 im Widerspruche mit diesem Wunderberichte schreibt: „Rom ist die einzige Großstadt, die keinen Pöbel besitzt.“ Nur wenige Zeugen sollen die Wunderthat mitangesehen haben, waren die „vielen“ Krüppel keine Zeugen? Selbst die Blinden hätten es hören müssen, wenn der Papst leidenschaftlich erregt drei Mal das feierliche Wunderwort ausgesprochen hätte. Sollen diese Krüppel das Wunder absichtlich verschwiegen haben? Woher weiß der Evangelist, daß sie Anhänger der Jesuiten und des Papstes waren? Ist das Schweigen eine Zierde des Wegelagerergesindels? Der lahme Patient saß am Wege, kein Bett war weit und breit zu sehen, und der Papst soll gesagt haben: „Steh' auf, nimm dein Bett und geh'!“ Ist das vielleicht eine stehende Zauberformel der heiligen Schrift? Hätte doch jener Correspondent in dem Kinderschulbuch nachgelesen, das in Fetzen auf allen Schulbänken herumfährt, wie jenes Zauberwort hätte lauten müssen. Christus sprach: Nimm dein Bett und geh', weil der Kranke wirklich auf einem Bette herbeigebracht worden war, während Petrus den Lahmen, der an der Thüre des Tempels saß, mit den Worten heilte: Steh' auf und geh'! Wahrscheinlich hat Pio Nono beide Formeln erproben wollen, da ihm sein Evangelist beide in den Mund legte.

Damit, daß die Correspondenten der Gartenlaube sogar das Wunderwirken in den Ring der Unfehlbarkeit des Papstes hineinzwängen, beweisen sie schlagend, daß sie von der eigentlichen Unfehlbarkeitslehre keine Ahnung haben. Was wäre das für eine Welt, wenn droben im

Himmel ein unfehlbarer Wunderthäter säße, desgleichen ein solcher auf dieser Erde! Ja, und dieser göttliche Wunderthäter droben könnte als Gott seine Garantie nicht zurücknehmen, er müßte die unfehlbare Wunderkraft seines Rivalen bestehen lassen, und wo zwei Wunderthäter im Wunderwirken unfehlbar wären, da müßte wohl jener Fall zur Wirklichkeit werden, daß ein Löwe den andern verschluckt, ohne daß von beiden eine Spur zurückbleibt. Einen solchen Blödsinn zu dogmatisiren, das überlassen wir dem Gutdünken der Gartenlaube. Ihren übrigen bereits citirten Dogmen könnte sich dieses würdig an die Seite stellen. Der Galgen, die Affenhaut, das Erfrieren und schließlich die beiden Löwen, eine stolze Gruppe! Wenn Gott in seinen Heiligen Wunder wirkt, ist das eine ganz andere Lehre; ich kann selbstverständlich bei dieser Gelegenheit nicht die ganze Theologie erklären.

War Pio Nono im Augenblicke jenes „Wunderanfalles" vielleicht von Sinnen, etwa in Folge einer alkoholischen Gährung? War er berauscht? Den Mangel der Nüchternheit hätte der moderne Evangelist um so eher bemerken und aufzeichnen müssen, als er die ganze Situation und und Verfassung der päpstlichen Persönlichkeit bis in's Detail geschildert hat. Wenn irgend ein Grund aufzutreiben wäre, diesem Wunderberichte Glauben beizumessen, so bestände derselbe meines Erachtens nur darin, daß man nicht begreifen mag, wie man zu der Stirne kommt, den dreimalhunderttausend Abonnenten der Gartenlaube solche Dinge vorzuschwindeln, so infam zu lügen.

Warum fällt dieser Wunderversuch gerade in die Zeit der Unfehlbarkeit, in das Jahr 1870? Muß sich die an beiden Füßen gelähmte Gelehrsamkeit der „Aufgeklärten" mit solchen Krücken behelfen? Sind das ihre Gegenbeweise? Ist das ihre letzte Zufluchtsstätte? „Onkel, soll

das Logik sein?" (1874, S. 268). Müssen die melancholischen Pinien das Phrasen-Gewinde tragen helfen? O diese bezaubernden Pinien, dieser Himmel Italiens, diese denkwürdigen Hügel der alten Weltstadt, daß sie dem Handwerk der Verblendung ihren Zauber leihen müssen! Wenn der Schriftsteller eine offene Stirne vorzeigen kann, muß jeder Buchstabe die Flammenprobe der Kritik bestehen können, denn ein Fehler schändet nicht, was dem Publicisten Schande bringt, ist die unredliche Absicht. Man prüfe die christlichen Evangelien mit ihren zahlreichen Wunderberichten auf ganz dieselbe Weise. Wie lacht die Unschuld der Erzählung so freundlich ernst aus diesen Schriften! Wir vermissen darin das unerbittliche Blau des Himmels und die Melancholie der Pinien, aber wir hören Wahrheit. Wie schlicht sind diese Wunderberichte redigirt. Man brachte einen Menschen daher, der krank war. Christus sprach: Glaubst du an den Sohn Gottes? Der Kranke bekannte seinen Glauben, und Christus heilte ihn. Alles Volk sah es und lobte Gott, der solche Thaten unter den Menschen verrichte, die Pharisäer aber und Schriftgelehrten sprachen zu einander — — 2c. Da ist kein Wachposten als lebende Vorsichtsmaßregel ausgestellt, und die ganze Motivirung des Berichtes lautet: Was wir mit eigenen Augen gesehen und mit unsern Ohren gehört haben, das erzählen wir.

Vom Standpunkt des modernen Materialismus aus gesehen ist das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit ein completter Unsinn, und es erfüllt sich gerade an diesem Beispiel das unfehlbare Wort der heiligen Schrift: Wir hielten ihr Leben für Unsinn und ihre Lehre für Thorheit. Die Gartenlaube macht aus diesem Dogma eine Fratze und benützt dieselbe nach Belieben. Obgleich sie selbst mit ihrem Zeigefinger nach Rom deutet, wo „vor

einer Versammlung hoher Kirchenfürsten" ein parlamentarisches Verfahren stattfinde, und obgleich sie selbst die hohe Beredsamkeit und das regelfeste Plaidoyer eines Dupanloup (1871, S. 77) bewundert, behauptet sie gleichzeitig mit der andern Hälfte ihrer Zunge, man habe dieses kulturkämpferische Taschenspielerstück den Jesuiten zu verdanken. Daß sich hauptsächlich die Jesuiten einer solchen Trophäe freuten, läßt sich denken, denn auf dem Flügel, wo die Jesuiten kämpfen, tobt der Kampf am heftigsten. Jener Landgeistliche, der behaglich seinen Weinstock pflegt, weil er in Folge der Ehelosigkeit sonstiger Nebengeschäfte enthoben ist, wird von den Pfaffenspöttern zu einem mehr idyllisch satirischen Genre benützt, während man den Jesuiten, die weniger behaglich in sich hinein, sondern öffentlich kämpfend aus sich heraus leben, als den unbequemeren Moralisten die schärferen Zähne zeigt. Gerade der Umstand, daß einige gelehrten Männer der „Unfehlbarkeit" wegen ihrer Mutterkirche den Rücken kehrten, und daß auf dem Concil heftig debattirt wurde, bezeugt auf's Beste, daß man innerhalb der römischen Kirche nicht die Köpfe zusammenhängt, um der Welt hinter den Coulissen einen Unsinn auszubrüten, und daß die Unfehlbarkeitslehre das Denken nicht überflüssig macht, sondern voraussetzt. Unsere Glaubensartikel ruhen auf Kritik und öffentlich parlamentarischer Berathung. Hat man die Unfehlbarkeit des Concils nicht angezweifelt, so muß man logischer Weise auch jene des Papstes anerkennen, denn Niemand anders hat letztere constatirt, als eben das unfehlbare Concil. Daß aber jenes Concil dieses gethan hat, geschah aus den beweiskräftigsten Gründen.

Christus, die zweite Person der Gottheit übertrug einem seiner Apostel den Vorrang vor seinen Amtsbrüdern, denn es heißt ausdrücklich in demselben Evangelium, dessen

auch der Protestantismus sich bedient: Christus sprach zu seinen Jüngern: Für wenn haltet ihr mich? Da antwortete Simon Petrus: Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes. Jesus aber sprach: Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas, denn Fleisch und Blut hat dir Solches nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist, und ich sage dir: Du bist Petrus der Fels, uud auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Dir will ich die Schlüssel des Himmels geben. Was du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein. Kurz vor der Himmelfahrt Christi geschah etwas, das nicht minder deutlich gedruckt im Evangelium des Protestantismus steht: Als sie nun das Mahl gehalten hatten, sprach Jesus zu Simon Petrus: Simon, Sohn des Jonas, liebst du mich mehr als diese? Er sprach zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Da sprach Jesus: Weide meine Lämmer! Abermals sagte er zu ihm: Simon, Sohn des Jonas, liebst du mich? Er sprach: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Da sagte Jesus zu ihm: Weide meine Lämmer! Jesus sprach zum dritten Male: Simon, Sohn des Jonas, liebst du mich? Da ward Petrus traurig, denn der Gedanke seiner dreimaligen Verläugnung Christi ging ihm durch's Herz. Er sprach daher: Herr, du weißt Alles; du weißt, daß ich dich liebe. Da sprach Jesus zu ihm: Weide meine Schafe!

Sollte Christus die amtliche Stellung des Apostels Petrus noch deutlicher kennzeichnen? Wäre das eines Gottes und seines von ihm unterrichteten Schülers würdig gewesen? Sollten sich die Schüler Christi mit dem Scheuerthore winken lassen? Waren sie harthörig oder mit der

Dummheit geplagt? Hätte Petrus aus Mangel an Capacität fragen sollen: Meister wo ist mein Ernennungsrescript? Wollen wir die Sache nicht in einem römischen Regierungsgebäude actenmäßig hinterlegen? Wenn Sie gütigst erlauben, wie steht's mit dem Gehalt — mit der Dienstalterszulage und den pragmatischen Rechten? Soll ich mir einen graden oder krummen Hirtenstab auf kirchliche Regie oder auf eigene Rechnung herstellen lassen? Sollen wir das Geld zum Kirchenbau durch Lotterieen ködern oder den freien Willen der Gläubigen darum ansprechen? Dieses und noch vieles Andere, Meister, wenn Sie die Güte haben wollen, theilen Sie uns vor Ihrer Abreise noch geschwind mit, Sie sind ja allwissend, damit wir arme Fischer Ihnen nicht als blamirte Phantasten in die Wolken nachfluchen und nachweinen müssen, und damit die päpstlichen Gehirne keiner Section seitens der Mediziner des neunzehnten Jahrhunderts argwöhnisch unterzogen werden. Müßten wir uns als Söhne des neunzehnten Jahrhunderts nicht vor uns selber schämen, wenn unser Herrgott es für nöthig gehalten hätte, uns auf diese Weise seine himmlische Weisheit beizubringen? Müßten wir uns nicht ärgern über einen Lehrmeister, der uns für so eselhaft dumm hielte, daß er zu solchen Lehrmethoden greifen müßte? Wenn Christus nicht den Ausdruck „Papst" gebraucht hat, so kann höchstens ein niedriges Menschenkind fragen: Warum, Papa, hat Christus nicht „Papst" gesagt? Oder sollte die amtliche Stellung Petri, des ersten Papstes, vacant bleiben? Sollte Petrus ewig leben? Ist es kein Beweis der göttlichen Gründung jenes päpstlichen Amtes, daß jener Fels bis zur Sekunde siegreich aus den Wogen des gepeitschten Meeres hervorragt? Daß Kaiser und Könige ihre Kniee vor ihm beugen, und daß kein einziger Fürstenthron der Erde so feststeht,

wie der Thron desjenigen Monarchen, dessen Krone eine Erbschaft der Dornen ist? Wenn dieses Alles nicht auf Wagschale drückt — wie sollen denn eigentlich jene Beweise beschaffen sein, die euch gut genug sind, ihr Papstspötter? Die Freimaurertempel jenseits des atlandischen Meeres werden längst in Schutt und Asche liegen, wie der Judentempel, an dem kein Stein auf dem andern blieb, während das Papstthum seine göttliche Mission alle die kommenden Jahrhunderte hindurch erfüllen wird, denn es steht ihm eine Garantie zur Seite, die mit keines Wucherers Garantie zu vergleichen ist, der seiner gefälschten Waare eine noch mehr gefälschte Bürgschaft nachschleudert. Diese Garantie soll uns nicht als Bequemlichkeitssessel dienen, denn wir haben kein Recht dazu, auf den Lorbeeren des Gekreuzigten auszuruhen, sondern wir müssen Wucher treiben mit der christlichen Wahrheit und unser Licht hell auflodern lassen, damit man durch uns jenem Gotte die Ehre gebe, der uns diese Genialität in die Wiege legte, und der die Einfältigen klug und die Demüthigen weise macht. —

Ist der Papst ein von Gott gewollter Stellvertreter Christi auf Erden, dann muß er in seiner Amtsthätigkeit unfehlbar sein, denn als Stellvertreter eines Gottes muß er das volle Zeug dazu besitzen — man entschuldige diesen populären, aber verständlichen Ausdruck — das Oberhirtenamt nach göttlicher Intention zu verwalten. Was ich der Verdeutlichung wegen das volle Zeug nannte, heißt nach kirchlich würdiger Bezeichnung die päpstliche Amtsgnade. Die Gartenlaube bestreitet die Gottheit, die göttliche Natur Christi, die Aechtheit der Evangelien, das ganze Papstthum, die ganze Kirche und natürlich auch die Unfehlbarkeit. — Sie bestreitet Alles und beweist Nichts. Das ist die Signatur

der Aufklärung. Man lasse sich gegenwärtiges Buch als Muster dienen, wie man nicht allein bestreiten, sondern auch beweisen und an die Stelle des Umgestürzten etwas Besseres hinstellen soll.

Worin bestand das Papstexamen? Mit andern Worten: An was knüpfte Christus die Vollmacht, seine Lämmer zu weiden? An die Liebe, nicht an die Intelligenz. Simon, Sohn des Jonas, liebst du mich, liebst du mich mehr als diese? Petrus beantwortete diese Prüfungsfragen auf eine seltsam menschliche, ja auf eine göttlich unfehlbare Weise, denn er ging nicht in die Falle, zu antworten: Jawohl, bei Weitem mehr, als diese, sondern aus Demuth und Liebe zusammengesetzt lautet seine Antwort: Herr, du weißt Alles, du weißt, daß ich dich liebe. O tiefe Weisheit, so tief, daß kein Menschengehirn und kein menschliches Herz dieselbe erheucheln konnte! Es ist ein ganzer Himmel voll Seligkeit, in diese philosophische Gedankentiefe blicken zu können. Welche Logik in diesen Evangelien, welche menschlich unersinnbare Weisheit! Auch hier ist es jener Geist der Liebe, der sich als das Höchste im Bereiche Gottes und der Menschheit kundgibt, und solche Evangelien soll ein Pfaffencomité erklügelt haben? Wenn ja, dann war dieser Pfaffen-Ausschuß gescheidter, als Kant, Hegel, Schelling, Plato, Aristoteles, Cicero, Göthe, Schiller, Feuerbach, Hartmann, Spinoza und die ganze übrige ehrenwerthe Gesellschaft der Weltweisen. Nicht die Intelligenz macht unfehlbar, sondern die Liebe. Welches Universalgenie hätte diese Weisheit als eigenes Produkt aufzuweisen? Und welches Universalgenie könnte die Wahrheit dieses Satzes widerlegen? Jener Geist, der die Apostel zu feurigen Rednern machte, daß sie nieerlernte Sprachen sprechen konnten, war nicht die göttliche Intelligenz, sondern die

göttliche Liebe. Seltsamer Gott, wenn du nur mit dem kalten Verstande zu erkennen wärest! Auch der Barbar, das unmündige Kind ist für die Erkenntniß Gottes geschaffen und durch seinen guten Willen, durch die Liebe zu dieser Erkenntniß befähigt. Trauriger Gott, wenn du nur den Fachgelehrten deine Erkenntniß bereitet hättest! wirf deine Intelligenz in den Staub und behalte die Liebe, so wirst du deinen Gott unfehlbar erkennen! Man will nicht belehrt sein, und deßhalb pocht man auf die Schlangengeschmeidigkeit seiner Intelligenz. Diese Intelligenz muß all' ihre Witzigkeit aufbieten, den guten Willen, der nach Gott schreit, in Fesseln zu schlagen und zum Schweigen zu bringen, damit man ungehindert seinen irdischen Interessen nachleben kann. Daß der Papst ein unfehlbarer Sterngucker und Chemiker sei, behauptet ja kein Jesuit, und während man die Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenlehren der Kirche umsegelt, sucht man zu beweisen, daß der Papst kein unfehlbarer Professor der deutschen Literaturgeschichte sein könne. So arbeitet man factisch in den Werkstätten der modernen Aufklärung. Auch die Heiligsprechungen und Wunderconstatirungen haben mit der Unfehlbarkeitslehre nichts zu thun; auch die Urtheile der Inquisitoren sind von ihr ausgeschlossen. Man lerne solche Dogmen erst kennen, bevor man darüber raissonnirt.

Gott weiß, und der Mensch liebt, das ist die Lösung des Weltenräthsels. Liebe den allwissenden Gott, dann findest du jene Lösung des großen Räthsels, die nur denjenigen zugänglich ist, die ihn lieben. Kein Auge hat's gesehen und kein Ohr gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Wer diese Liebe verschmäht, empfindet jenes Gefühl auf dieser räthselhaften Erde, welches Heine in die Worte legte:

„Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort!"

Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll, wenn ein Menschengehirn auf Grund seines Phosphorgehaltes und seiner chemisch richtigen Zusammensetzung sich einbildet, zu „wissen" und „gar nichts glauben" zu müssen. Was der Mensch weiß, ist ohne den Glauben ein Nichts im Verhältniß zu dem Universalwissen, das nur einem Gotte gegeben sein kann. Sokrates, der größte Weltweise, hat dies erkannt, denn er sprach das große Wort: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Dieses eine Wort kennzeichnet ihn als den größten aller Philosophen. Trotz dieser verständlichen, wohlgemeinten Darstellung wird die Gartenlaube ihrem unscheinbaren Kritiker öffentlich oder stillschweigend entgegenhalten, das sei Kanzelstil, blinder Fanatismus, religiöser Wahnsinn, katholische Schwärmerei, Theologengesäusel und kranke Gefühlspoesie. Ich möchte meinen Gegnern die Blume des ausgegohrenen Naturweines meiner Welterkenntniß tropfenweise zu verkosten geben, denn jeder Tropfen müßte ihnen die erkaltete Seele aufwärmen und eine Begeisterung in ihren Phosphor hineintreiben, daß sie das richtig chemisch fabricirte Getränke ihrer Phrasen nicht mehr sehen und riechen könnten. Die Begeisterung schafft alles Große, Schöne und Wahre, nicht die Intelligenz, denn Begeisterung ist Sache der Empfindung, der Liebe, des Willens, des Gemüthes. Das Gemüth erzeugt die Begeisterung, diese aber stählt die Intelligenz, und was letztere producirt, hat sie dem Gemüthe mit seiner begeisternden Liebe zu verdanken. Die Musik ist eine Kunst der Empfindung, nicht der Intelligenz, aber die aus der Musik zaubrisch hervorquellende

Empfindung weckt die Kräfte der Intelligenz, begeistert sie und unterbreitet dem Verstande die Flügel zum Fluge, ja die Musik ist das lebende Flügelroß des Poeten. Begeisterung und Liebe, denn beide sind identisch in diesem Sinne, sie bilden die Träger der Intelligenz. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen" — Göthe. „Weisheit mit dem Sonnenblick, große Göttin, tritt zurück, weiche vor der Liebe" — Schiller. Ich werfe, ohne seine Technik zu prüfen, jedem Gelehrten den Fehdehandschuh hin, der es wagt, eine „wissenschaftliche" Theorie auf Grund seiner Intelligenz aufzustellen, welche diesem Gefühle Hohn spricht. Eine solche Theorie ist z. B. die Affen-Abstammungslehre. Wenn alle Welt sich mit großen Augen ansah, als sie darüber belehrt wurde, daß nicht die Sonne, sondern die Erde den Kreislauf mache, stellte sich Niemand vor lauter Verwunderung auf den Kopf, und mit dem bloßen Ueberraschtsein war's geschehen, aber daß der Mensch ein Fortschrittsaffe sei, wird noch in tausend und zehnmaltausend Jahren kein Schulkind ohne widriges Gefühl über sich ergehen lassen, und eine spätere Zeit wird darüber in Zweifel kommen, ob sie mehr über das goldene Kalb der Juden, oder mehr über die Affenweisheit des „Erlösungsjahrhunderts" lachen soll.

Die Papstwürde ist nicht etwa in einer Familie — erblich, die sich durch ein chemisch richtiger zusammengesetztes Gehirn auszeichnet; jeder Katholik kann Papst werden, der durch eine besondere Liebe zu Gott den Beweis liefert, daß es mit dem Phosphorgehalt seines Gehirnes und mit der Ehrlichkeit seines guten Willens richtig bestellt sei. Der Papst kann das Bewußtsein der Unfehlbarkeit mit seinem Denkprocesse deßhalb in Einklang bringen, weil das Dogma nicht von einem unfehlbaren Denken, sondern von einem unfehlbaren Entscheiden

spricht, und dieses Entscheiden ist nichts Anderes, als die wissenschaftliche Erzielung eines richtigen Endresultates. Welche Impertinenz wäre dazu erforderlich, jeden beliebigen, ungeprüften Einfall unter dem Siegel der göttlichen Unfehlbarkeit als unfehlbaren Glaubensartikel zu proklamiren! Das wäre ein systematisch und amtlich beglaubigter Freibrief, unter der Faun-Maske des Oberhirtenstabes das heiligste Recht der Menschheit, den Eidschwur von Amtswegen brechen zu dürfen. Die Amtsgnade der päpstlichen Unfehlbarkeit ruht nicht auf der Person, sondern auf der Amtsperson des Papstes, auf dem päpstlichen Amte. Es ist nach eben dieser Amtsgnade unmöglich, daß ein Papst auf den Entschluß verfiele, zu sagen: Kommet her, ihr Handlanger des Teufels, wir trinken Brüderschaft, spielen Gott einen Trumpf aus, stellen uns vor das unerbittliche Blau des italischen Himmels hin und rufen einstimmig: Schau' her, großer Gott, du hast uns nicht in deiner Gewalt, denn siehe, wir machen deine Prahlerei zu Schande, und dein Stellvertreter verzichtet auf die Süßigkeit deiner Dornenkrone, er wird Mitarbeiter der Gartenlaube und läßt sich als Oberpräsident der Universalgroßloge engagiren. Wir verzichten auf deine vermaledeite Moral, heirathen und machen's uns da unten gemüthlich, derweil du droben incognito regieren magst. Hätte die Gartenlaube Scheingründe, die „Unfehlbarkeit" für sich in Anspruch zu nehmen, dann könnten wir was Pikantes mit der Zeit erleben. Glücklicherweise bildet nur die Hypothese ihr Privilegium. Daß ein Papst im Zustand der Geisteskrankheit eine als unfehlbar hinzunehmende Entscheidung treffe, auch das ist zufolge ebenderselben Amtsgnade unmöglich. Treten streitende Päpste auf, so kann nur einer von ihnen der rechte sein, und die Ermittlung dessen ist nicht Sache der Unfehlbarkeit, sondern

der Kirche, denn ein Kaiser oder König hat keine Befugniß, aus eigener Competenz einen Gegenpapst zu ernennen. Der Name macht's nicht aus, sondern die kirchenrechtliche Wahl des Papstes. Mögen noch so viele Bischöfe von der Kirche abfallen, so ist die wahre, römisch-katholische Kirchengemeinschaft immer nur bei jenen Bischöfen zu finden, auf deren Seite der Papst steht, denn die andere Partei bestände aus abgeschlagenen Gliedern, denen die Hauptsache, das Haupt fehlen würde. Nimm einem Körper das Haupt, so werden alle Glieder werthlos, laß ihm das Haupt und schlage ihm alle Beine und Hände ab, so hast du noch immer einen Organismus, der wenigstens geistig mit ungeschmälerten Kräften fortarbeiten kann. Sämmtlichen, von der päpstlichen Mutterkirche abgefallenen Religionskörperschaften fehlt das sensorium commune, welches als Gehirn im Kopfe, nicht in den zehn Fingern enthalten ist. Wo der Papst seinen Oberhirtenstab hinneigt, ist immer und in allen Fällen die wahre, von Christus gestiftete Kirche zu finden. Dieses Hirtenzeichen ist die Sonne mitten unter irrenden Planeten. Es wäre hier Gelegenheit geboten, astronomische Witze auf den Altkatholicismus loszulassen, doch ich überlasse dieses Vergnügen den Mörtelstößern.

Der Papst ist nicht etwa auf seine Cardinäle angewiesen, wie mancher Präsident auf seine Räthe, er entscheidet aus persönlichem Ermessen, wie auch Christus seiner Apostel Meister war. Die Unfehlbarkeit ist kein Wunder, sondern eine der übernatürlichen Ordnung des Christenthums naturgemäße Einrichtung. Gott ist kein Literat, der vor seiner spärlichen Ruhmeshalle Tag und Nacht auf Wache steht, damit ihm sein Publicum nicht rappelköpfisch wird, sondern die christliche Wahrheit in sich enthält die Bürgschaft, daß sie niemals zu Grunde gehen kann,

dem Naturgesetz ähnlich, das weder aus sich noch durch Menschenhand rückgängig wird, nachdem es einmal in die gottgewollten Geleise eingelaufen ist. Der Papst strebt nicht nach einer politischen Monarchie, sondern nach der Alleinherrschaft des christlichen Glaubensbekenntnisses, und diese Priesterherrschaft soll sich dereinst über die gesammte Erde erstrecken, bis dorthin, wo die letzte Menschenseele athmet, bis dorthin, wo der gute Hirt noch ein letztes verirrtes und irres Schäflein zu finden weiß.

S. 75 von 1877 wundert sich die Gartenlaube darüber, daß der Nachfolger dessen, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legen sollte, nicht auf einem Schiebkarren ausfahre. Sie stößt und reibt sich an der „goldenen Kutsche" des Papstes und meint, so verschwende man in Rom den Peterspfennig. Ist denn der Papst, was Christus war, der Welterlöser? Mißfällt diesem Christus die päpstliche Equipage mit ihrem italischen Prachtgespann, weil er mit seinen Eltern auf einem Esel flüchten mußte? Verschmäht Christus die gothischen Prachtbauten, weil er in einem Stalle wohnen mußte? Papst und Messias sein, ist zweierlei. Verlangt Christus, daß sein Stellvertreter die Dornenpfade der Erlösung wandle? Ist der Papst verpflichtet, Lahmen auf die Beine zu helfen und die freiwilligen Spenden der Christenheit in den Tiberstrom zu werfen, um als Bettelmönch umherzupilgern? Die „goldene Kutsche" des Papstes verhält sich zur christlichen Religion, wie das stolze Gespann des deutschen Kaisers zur deutschen Reichsverfassung. Wollte sich der Kaiser in die Lumpen eines Berliner Schusterbuben kleiden oder in der äußersten Dachkammer Berlins residiren, so schlüge er allen gesunden Begriffen von der Würde und Majestät eines Staatsoberhauptes in's Gesicht. Auch die katholische Kirche ist eine gesellschaftliche Gemeinschaft von

Menschen, auch der Papst ist ein Fürst und zwar ein von der Gartenlaube selbst so benannter Kirchenfürst, und einem Kirchenfürsten geziemt es doch wohl, daß er nicht auf einem Schiebkarren ausfahre. Wenn die Gartenlaube zuvor budgetmäßig nachweist, daß man in Rom den Hofstaat übertreibt und aus Langweile den Champagnerpfropf knallen läßt, um den Rausch alsdann spazieren zu fahren, ohne nach dem Schweiß des Volkes zu fragen, dann erst gewinnt ihr Schmähartikel eine andere, bessere Färbung. Stände der Papst mit seinen Priestern Fischernetze legend am freien deutschen Rhein und an der schönen blauen Donau, dann riefe Niemand lauter, als die Gartenlaube: Seht ihr die Bettelmenschen, die Phantasten und Komödianten, die religiösen Schauspieler und Abenteurer, seht ihr die Wahnsinnigen! Man hat jetzt die modernen Schuhwaaren, und diese finstern Gesellen laufen noch immer in den schlappigen Sandalen durch die Welt; seht ihr die in der Cultur zurückgebliebenen Pfaffen! Unser hochgeschätzter Mitarbeiter scheint auch Heinrich Heine gelesen zu haben: „Und ich dachte an Pio Nono und sein unaussprechliches Lächeln und an jenen Tag in Rom.“ Weiß er auch, an was und an wen Heine dachte, als er den köstlichen Witz über die Pflaumen machte, welche sehr gut schmecken sollen? Diese Phrase dürfte nicht einmal eine hausgemachte, sondern eine „erlesene“ sein. Die Gartenlaube möchte den Vatikan in der That auf ein Fischernetz-Quadrat reduziren, und sie möchte es erleben, daß der Papst nicht mehr hätte, wohin er sein Haupt legen könnte. Sie möchte es erleben, daß ihm der Oberschreiber eines deutschen Rentamts gegen gute Worte sein bischen Staatsgehalt auszahle. Der kleine Bezirk einer weltlichen Herrschaft ist für das Papstthum erforderlich, nicht damit der Papst weltlicher Gewalthaber sei, sondern in Folge dieser

weltlichen Machtvollkommenheit die vollste Freiheit in Ausübung der kirchlichen Gewalt genieße. Die weltliche Herrschaft der Päpste wurde auf so rechtmäßigem Titre begründet, daß Niemand ein größeres Recht auf sein eigenes Eigenthum erheben kann. Die weltliche Herrschaft des Papstes ist ein untergeordnetes, aber nothwendiges Mittel zum Zwecke freier Ausübung der kirchlichen Pflichten und Befugnisse. Schon die bloße Würde des Kirchenfürsten der gesammten Erde fordert diese Unabhängigkeit und Selbstständigkeit seiner gesellschaftlichen und staatlichen Lebensstellung. Zum Glück ist der Papst in seiner kirchlichen Stellung nicht der Stellvertreter eines bloßen Genies, eines Philosophen und Humanitäts-Erfinders, sondern der Generalbevollmächtigte des allmächtigen Gottes, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, sonst hätte er schon längst seinen Fischerkram zusammenpacken und auf die Wanderschaft gehen können. Wenn ihr den Vatikan herunterbrennt und ganz Rom in Asche legt, so bleibt das Fischernetz der göttlichen Mission noch immer übrig, denn sein Gewebe ist ein geistiges, und wenn ihr alle Christen mordet, beginnt dieser unvertilgbare Christengeist die Seelenfischerei auf's Neue, denn die Pforten der Hölle sollen die Kirche nicht überwältigen.

Das Wort „Hölle" war im Munde Christi nicht etwa eine rhetorische Hyperbel; deßhalb entnehmen wir diesem Ausspruche Christi zweierlei: daß die Kirche zwar siegen werde, daß sie aber zu kämpfen habe gegen die Hölle. Wo das Recht auf friedlichem Wege nicht ausgefochten werden kann, entscheidet die Gewalt. Zwischen der heidnisch römischen Religion und dem aufblühenden Christenthum sollte die Gewalt der Christenverfolgung entscheiden. Zur Zeit der französischen Revolution erhob

sich das Kampfgeschrei: Zermalmet sie! Nieder mit ihnen! Heutzutage heißt es: Gegen Rom! So heißt es auf dem Papier! Wenn die beiden Colosse, die sich gegenwärtig mobilmachend gegenüberstehen, die materialistische Weltanschauung und die Kirche zu keinem friedlichen Ausgleich und zu keiner Versöhnung auf dem Wege des beiderseitigen guten Willens gelangen, dann entscheidet auch hier die Gewalt. Die Zähigkeit und Verstocktheit der Gottesläugner kennt kein anderes letztes Mittel, als die Gewalt. Das Volk ist großentheils entchristlicht, der Arbeiter schwört auf sein natürliches Menschenrecht und fordert rücksichtslos sein irdisches Seligkeitserbe, das Jenseits schreckt die Gewissen nicht mehr ab, weil man es „wissenschaftlich" zum Schweigen bringt, und so bildet sich von allen Seiten her jenes zusammenfließende Gewölk, welches unheilschwanger über die Nationen herzieht. Wir haben uns daran gewöhnt, die Christenverfolgungen als ein todtes Blatt der Weltgeschichte zu betrachten, und doch liegt die Vermuthung nahe, daß uns eine neue Auflage jener mit Blut geschriebenen Geschichtsblätter nicht vorenthalten bleibe. Man betrachte nur die Mienen unserer „Aufgeklärten", die „gar nichts glauben", dagegen „Alles wissen"; man beachte jene Liebesblicke, die hinter dem Nasenklemmer hervor der sogenannten Volksverdummung, der positiven Religion gelten sollen. Mir selbst ist der Fall vorgekommen, daß Einer in einem Gastlokale von mir wegrückte, als ob ich die Pest besäße, und als strömte der Odem des Wagner'schen Drachen aus meinem Halse, weil ich eine zufällige Andeutung gab, daß ich ein Verehrer des Papstthums sei. Gerade diese Humanitätsritter sind es, die statt Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit an den Tag zu legen, hinter dem Kneifer hervorblicken, als ob Niemand mehr würdig wäre, diesen Herren die Schuhriemen aufzulösen.

Ist es nicht so? Es gibt auch freidenkende Männer von äußerst feiner Lebensart, aber im Großen und Ganzen macht unsere Zeit den oben geschilderten Eindruck. Sie schimpfen über die spanische Inquisition, diese Humanitätshelden, und gerade sie würden das Holz zum Scheiterhaufen aus allen Richtungen beischleppen, wenn es polizeilich genehmigt würde, daß man die „Pfaffen" sammt den Muckern mit Dampf aus der Welt schaffen solle.

Wenn die gottentfremdete Naturwissenschaft ihrer Sache so sicher wäre, wie sich dieselbe den Anschein gibt, dann könnte sie diese Methode des Kampfes nicht einschlagen. Wer seiner Sache sicher ist, spottet nicht des Unwissenden, sondern macht sich eine Herzensfreude daraus, ihn auf wohlwollend herzliche Weise zu belehren. Er lacht vielleicht in gutgemeint humoristischer Weise über die Kurzsichtigkeit des Harmlosen und Unwissenden, aber er beschimpft und verachtet ihn nicht. Ich werde ein Kind nicht maltraitiren und verhöhnen, weil es nicht gelehrt genug ist; ich amüsire mich an seiner Naivität und helfe ihm scherzend auf die rechte Spur. Wo die katholische Kirche nicht mit Gewalt dazu gereizt wird, das Schwert auf den Schleifstein zu legen, befolgt sie diese Lehrmethode immer, und schon die bloße Methode bezeugt, daß ihre Lehre die rechte ist, während die unstäte Miene, der stechende Blick einer falschen „Wissenschaft" andeutet, daß jene Weisheit aus keinem ruhigen Gewissen fließt.

Wie das Charakteristische der Wahrheit die Einheit ist, so findet sie ihre sichtbare Centralstelle in dem einen Hirtenstab des Oberhirten, als des Stellvertreters der absoluten Wahrheit. Er wohne im äußersten Westen, im fernsten Norden, jeder Katholik schaut nach derselben Sonne, nach Rom. Es gibt nur einen Feldherrn, der das ganze Schlachtfeld überschaut, die Technik des Kampfes

zu leiten. Entweder gemeinsamer Sieg oder gemeinsames Verderben; wer die Fahne verläßt, muß in's Lager der Feinde flüchten, denn eine Sekte wird innerhalb der katholischen Kirche nicht geduldet, keine Provinz lächelt über Dinge, zu denen eine andere ehrfurchtsvoll emporblickt. Organisation und Eintracht, Mann an Mann, wie's den Streitern Gottes gebührt, das ist ein gottgewolltes Ideal von Einigkeit und Einheit, daran das deutsche Volk unter seinem Kaiser sich ein Beispiel nehmen mag.

Wenn wir in den labyrinthischen Gängen der bloßen Vernunft irre gehen, dann ruft uns das christliche Gewissen die heimische Ruhe und den Frieden des Elternhauses in's Gedächtniß zurück. Wir suchen die alten Wege auf, die zurück zur Heimath führen, wir treten über die wohlbekannte Schwelle in die Räume des in frischen Farben prangenden Vaterhauses, wo unsere Hände sich zum ersten Gebete gefaltet hatten, wo eine brave Mutter betend an unserer Wiege stand; wir sehen auch den alten Pfarrherrn wieder, der uns so manches Wort von Gott und seinem Himmel erzählt hatte; all dieses Glück des Wiedersehens kann derjenige am besten beurtheilen, der jahrelang die Weiten der Fremde durchwandert und die Kälte, Leere und Oberflächlichkeit der endlosen Freidenkerei an sich selbst erprobt und erfahren hat. Die Wege des Unglaubens sind auch mir bekannt wie die Wände meines Elternhauses. Die Pfade des Irrthums lagen auch vor meinen Augen, und ich hatte sie betreten. Künstliche Anlagen, schöne, ja paradiesische Verschlingungen, man könnte sich in den mannichfachen Kreuzungen verirren, aber keine Natur, keine ächte, frische, idyllische, romantische Natur, alles künstlich gemacht, nachgeahmt, schön, aber kalt! Ich pflückte manche gezüchtete Rose an diesen Pfaden und hatte meine damalige —

Freude daran. Die wilde Rose der Vernunft gefiel auch mir zu Zeiten besser, als die Marterblume des Glaubens. Endlich, nach tausend unseligen Zweifeln und seltsamen Fügungen darf ich mir selber befehlen und auf die Befehle Gottes ungestört achten. Fern dem Strudel der Meinungen ist es möglich, zum Bewußtsein seiner selbst zu kommen, sich in sich selbst zu vertiefen und diejenigen Garben auszufegen, die man aus der Welt in die eigene Scheune gesammelt hat. Im Verkehr mit der Welt sucht man den Rohstoff, in der Einsamkeit wird er verarbeitet. Meiner Erlebnisse schlimmstes, das ich bereits angedeutet habe, begeistert mich nachhaltig zur Vertheidigung jener Unsterblichkeit, die sich aus dem Glaubensschatze unserer göttlich geoffenbarten Religion herleitet:

Zwar spricht die Zeit, die neue Zeit
Von Menschenliebe, Menschlichkeit,
Von Menschenwürde, Menschenpflicht,
Doch Seelenruhe gibt sie nicht.
Zwar spricht die Zeit, aus eigner Kraft,
Aus freier Forschung, Wissenschaft
Erkläre sich das Wunderding,
Das Erdenrund, der Weltenring,
Zwar spricht sie blendend, was sie spricht,
Doch Seelenruhe gibt sie nicht.
Was Gott, und was der Teufel sei,
Sie stellt dir deinen Glauben frei;
Sie reißt dich von dem Anker los,
Das Meer ist weit, das Meer ist groß:
Nun fahre hin, wohin du willst,
Sieh' zu, wie du die Seele stillst
Mit ihrer ungestillten Noth,
Ob Tod, ob Leben nach dem Tod.

Steht zwischen Staub und Sternenzelt
Ein Kreuz in dieser Räthselwelt,
Ergib dich ihm, dann schließest du
Beruhigt einst die Augen zu;
Laß nicht von Menschen dich verwirren,
Durch Menschenschwachheit nicht beirren:
Den Schein, der scheinbar lügt und trügt,
Hat nur der Mensch hinzugefügt.
Du gehst durch Wald und Flur hinaus,
Da steht vielleicht ein Gotteshaus;
Tritt ein mit kindlich gutem Sinne,
Dann wirst auch du der Wahrheit inne,
Dann wird auch dir auf deinen Knie'n
Ein Trostwort durch die Seele zieh'n.

Wäre das ganze christliche Evangelium ein Truggewebe der schändlichsten Art, ich müßte die Genialität dieser Lügenapostel anbeten, da ich etwas Größeres in der ganzen Geschichte und Schöpfung nicht zu entdecken wüßte. Der Erfinder des Kreuzes mit seiner Nothlüge wäre als der Poeten größter im Gesammtregister der Literatur und zugleich als der größte Diplomat unter sämmtlichen Staatsmännern anzuerkennen. Ich würde mich diesem Lügengewebe gefangen geben, wie sich das Herz den Wundergebilden der Dichtung erschließt, denn ohne diese Täuschung wäre mir das irdische Treiben zu fragmentarisch, das Leben zu kurz, die Erde ein provisorischer Kerker, darin ich als Sträfling dem Urtheil ungeduldig entgegensähe.

Ich bete, wenn auch Täuschung
Der fromme Glaube ist,
Daß du, o Gott, der Schöpfer
All dieser Welten bist.

Ich rede mit den Sternen,
Die auf mich niederseh'n,
Und weiß doch, daß die Sterne
Die Sprache nicht versteh'n.

Ich schaue dennoch gerne
Hinauf zum Himmelszelt,
Denn ohne Gott und Sterne
Wär' mir zu arm die Welt.

Und wär's auch nur ein Wähnen,
O gönne mir den Wahn,
Er hat in Noth und Thränen
Schon Manchem wohlgethan.

Die äußere Seite der Religion macht Manchen irre, weil er dieselbe nicht zu deuten weiß und jene Schule absichtlich umgeht, darin man derlei Aufklärung findet. Der bloße Grundsatz „Thue recht und scheue Niemand" scheint selbst der Gartenlaube nicht mehr genügen zu wollen, sonst würde sie „alle Denkenden" in Ruhe lassen, statt sie mit der Entdeckung einer neuen Religion zu belästigen. Diese Parole findet allüberall Anklang und enthält doch eigentlich ein vielzüngiges Fragment, dessen Ergänzung lautet: Habe den guten Willen, recht zu thun, dann brauchst du Niemand zu scheuen. In dieser Fassung hat jener Satz einen Sinn, weil der bloße gute Wille genügt, wo Rechtsbegriffe und moralische Lehrsätze fehlen. Jedenfalls liegt der geheime Grund dessen, daß dieses Fragment den vollen Anklang findet, eben darin, daß Jedermann dasselbe im Sinne der gegebenen Ergänzung aufnimmt, ohne sich dessen bewußt zu sein. Bedarf eine Parole dieser fragmentarisch vieldeutigen Art keiner be-

stimmten Aufklärung? Was würde man zu einer Jurisprudenz sagen, welche darin aufginge: Thue recht und und scheue Niemand? Wozu ein Socialistengesetz, wenn es genügt, zu dociren: Ihr Socialdemokraten, thuet recht und scheuet Niemand! Soll die Religion über die Kirchenthüre schreiben: Thue recht und scheue Niemand, während man inwendig am Glockenseile sich erhängt? Der Selbstmörder dächte einfach: Mir paßt das Erhängen, ich halte diese Methode des Selbstrichteramtes für die rechte, scheue Niemand und erhänge mich; mein Leben gehört mir, und wenn ich demselben per Glockenseil ein Ende mache, ist das ganz meine individuelle Sache. Jeder Narr könnte dem Grundsatz „Thue recht und scheue Niemand" seine eigene Kappe über die Ohren ziehen, und welcher Jurist oder Moralist hätte nach materialistischer Weltanschauung ein Recht dazu, die dementsprechend naturrechtlich individuelle Ueberzeugung zu bekämpfen? 1876, S. 149: „Die Religion erträgt daher keine todte, für alle Menschen und alle Zeiten feststehende Formel; sie ist Sache der persönlichen Ueberzeugung." So mundgerecht dieser Satz klingen mag, bildet er dennoch einen Mischmasch von Sinn und Unsinn. Während die „Individualitäten" der Gartenlaube eben in Folge ihrer Individualität einander beständig in den Füßen herumkriechen, und einer dem andern zuruft: „Noli turbare circulos meos", aus welchem Verfahren als Endresultat das tausendköpfige Ungeheuer des Widerspruchs im Kampf um's Dasein sich entwickelt, indem die lebensfähigsten Artikel durch natürliche Züchtung die weniger lebensfähigen als Bastarde und Spielarten bei Seite schieben, lehrt man auf der andern Seite, daß die Wahrheit keine menschlich individuelle, sondern eine objective, absolute sei, und daß jede menschliche und geistige Individualität ihr Denkinstrument

wie ein Fernrohr auf den gemeinsamen Stern der einen Wahrheit hinzurichten habe, so daß die Milliarden der Beschauer nur den einen Stern sehen, derweil jede Individualität diesen Stern mit ihren individuellen Augen sieht. Unzählig wie die Sterne des Himmels sind die Blendwerke des Irrthums; auch dieser hat seine Sterne, aber Stern der Wahrheit kann dem Begriff zufolge nur einer sein. Deßhalb richte dein Fernrohr nach diesem einen Stern, und solange du andern Sternen begegnest, mußt du dein Fernrohr schrauben, richten und drehen, bis du diesen einen Stern in seiner vollen Größe und Klarheit vor Augen hast. Nach Ansicht der Gartenlaube hätte jeder Mensch das närrische Recht, jeden beliebigen Stern, der ihm zufällig vor's Rohr kommt, für den Stern der Wahrheit zu erklären. In der erotischen Praxis kommt dieser praktische Fall täglich vor, und wie jeder Mensch seinen Stern der Liebe besitzt, glaubt Mancher, auch seinen Stern der Wahrheit besitzen zu dürfen. „Paradiesische Schmuggelwaare" — und Wahrheit ist zweierlei. Jedem Narren mag seine Kappe gefallen, aber die Wahrheit, meine verehrten Herrn und Damen, ist keine Geschmackssache. Daß an der, im Vorwort citirten Stelle der Gartenlaube etwas Wahres sei, habe ich dortselbst nicht bestritten; ich verlangte vielmehr eine „mehr menschliche" Commentirung, denn das Sichselbstbelügen hat mehr den Charakter der Ausnahme, als jenen der Regel. Ich hoffe deßhalb, daß die Feinde meiner Kritik unter die Ausnahmen, die Freunde unter die Regel zu subsumiren sein werden. Ich bin ein Mensch und will in diesem Punkte nicht getäuscht sein, denn ich habe mir nicht vorgelogen, ich rede die Wahrheit, weil ich, die Wahrheit guten Willens übend, keinen Grund hätte, dieselbe theoretisch zu verschleiern.

Was jenes Steckenpferd, welches der Gartenlaube den anstrengenden Felddienst eines Schlachtrosses im Romfeldzuge leisten muß, als Leibwäsche im Mantelsack nachschleppt, damit es von kühner Reiterhand alle zwei bis drei Wochen durch den Bach und in Ermangelung eines solchen durch den Sumpf gezogen und aufgefrischt werde, ist der „Hokuspokus“ der Wallfahrten, Processionen, Weihrauchgerüche, Rosenkränze, Reliquienverehrung und überhaupt des äußern Religions-Cultus, denn die Religion, sagt sie, müsse eine bloß innerliche sein. Mit ganz demselben Rechte könnte jeder Tölpel, dem's an äußerem Anstand und überhaupt an nothwendigen Aeußerlichkeiten gebricht, sich die Rechtfertigung anmaßen, er habe Alles innerlich. Aus derartigen Lehrsätzen zögen hauptsächlich jene Menschen Gewinn, die sich am meisten darüber zu freuen hätten, daß ihnen Niemand in's Innere hineinsehen kann. In ihrem Innern mag der Teufel logiren, derweil sie den äußern Schein annehmen, als hätten sie sämmtliche Kirchenthürme der Welt im Leibe. Der Tagesgruß, das Honneurmachen, der Händedruck, sind das keine Ceremonien? Gibt es überhaupt irgend etwas Inneres ohne Außenseite? Ist nicht der Leib selbst die äußere Seite unserer Seele, und verrichtet die Seele irgend Etwas, woran der Körper keinen Antheil nimmt? Wenn Jemand das Komplimentirbuch beständig bei sich trägt, um jeden Augenblick nachschlagen zu können, wie er sich da und dort zu verhalten habe, so macht er sich lächerlich, und auch das kirchliche Ceremoniell verfällt diesem Schicksal, wenn es übertrieben oder am unrechten Ort in Anwendung gebracht wird. Menschen und Ceremonien sind unzertrennlich, und obgleich unserm christlichen Gottesdienst ein ganz anderer Inhalt zu Grunde liegt, als dem heidnischen, so läßt sich dennoch der heidnische Anschein mancher Formen nicht verhüten, denn auch

der Christ hat keine andern Hände, sie zum allein wahren Gotte zu erheben, als der Verehrer des Halbmonds, der seine Hand zu Allah und Mahommed emporhebt. Auch der Christ hat geschnitzte Bilder, aber diese sind keine Gebilde des Aberglaubens, sondern sinnliche Gegenstände, deren übersinnliche christliche Bedeutung verehrt werden soll. Wer so dumm ist, zu meinen, der Christ bete die Glasbehälter, Posaunenengel, Wachsfiguren und Meßgewänder an, oder die Verehrung gelte den Knochen, Haaren und Zähnen als solchen, der kann nicht gescheidt genug sein, eine Widerlegung seiner Dummheit zu capiren, weßhalb wir diesen Gegenstand als »beruhend« ad acta legen.

In der That, es gibt eine Bigotterie und gibt ein Muckerthum. Es gibt Augenverdreher und gibt Augenverdreherinnen. Es gibt fanatische Protestanten und extreme Katholiken, aber sage mir doch ein ruhig denkender Mann, ob man dieses Unkrauts wegen die ganze Aussaat und Ernte verkennen und verbrennen werde. Die Gartenlaube nimmt das Rasirmesser nicht zur Hand, um der wahren positiven Religion einen Dienst zu leisten, vielmehr seift sie den geoffenbarten Religionskörper ein, um ihm statt der überflüssigen Schößlinge gleich den ganzen Hals abzuschneiden. Aber wenn euch die Rebellen in den Citadellen des Mammons und in den Hosentaschen herumfingern, hättet ihr nichts dagegen, wenn sie statt dessen ihre zehn Proletarierfinger durch die Glasperlen des Rosenkranzes rollen ließen, nicht wahr, meine Herren? Dann schreit ihr Jesus, Maria, Josef, Gottesfurcht u. s. f. Dann soll die gutmüthige Religion der Liebe euch Alles verzeihen und euch wieder auf den Damm hinaufhelfen. Dann sollen die armen Schulmeister sich die Lunge herushusten und dem aufgeklärten Nachwuchs wieder religiöse

Grundsätze beibringen, bis es den Aufgeklärten von Neuem zu wohl, und das Lied vom Rullalla immer noch einmal wiederholt wird. Ich gebe nicht jedem ein Almosen, der mich anbettelt, indem er betend die Augen verdreht, ich schaue in den Spiegel der Seele, und ich verstehe mich auf diesen Spiegel, mag der Bettler seine graden Glieder besitzen oder vermissen. Je nachdem ich in diesem Spiegel das bleiche Gesicht der Hungersnoth oder die freche Heuchelei des arbeitscheuen Faulenzerthums erblicke, führt mein Weg stumm und kalt an dem Bettler vorüber, oder reicht ihm meine rechte Hand ein Almosen, von dem die linke nichts weiß. Mancher benimmt sich, als röche er selbst in den Wirthshäusern Weihrauch, als hielte er jeden Biertisch für einen Beichtstuhl, als hätte ihn der Teufel beständig am Kragen, als sei jeder Priester ein Heiliger, jeder Redacteur eines religiösen Winkelblattes Märtyrer des Kulturkampfes, als säßen im Centrum des Reichstages die Gerechten und auf der Gegenseite die Sünder, als hätten sich die Mitarbeiter der Gartenlaube dem Teufel verschworen, als bestehe die ganze Welt außerhalb der Kirchen- und Klostermauern aus lauter „verkommenen Weltmenschen“ (1878, S. 682). Solchen gutmüthigen Seelen sei mitgetheilt, daß die Wälder grün sind, daß die Nachtigall keine Choräle und der Kukuk keine Litaneien singt, daß man Alles mit Maß und Ziel und am rechten Ort im rechten Lichte verrichten soll. Bigotterie und Muckerwesen sind nicht etwa eine allzu große, sondern eine total verkehrte Gottesverehrung, denn eine allzu große Verehrung Gottes ist undenkbar, da wir Gott nie genug verehren können. Es gibt Leute, die uns grüßen, ohne nach der Mütze zu greifen, und wir freuen uns ihres Grußes, wenn hinter dieser Unsitte die ehrliche Einfalt hervorblickt. Andere Leute nehmen das Anstandsrohr bis tief unter die Waden

herab, allerlei Knixe und Bücklinge schneidend, und wir ärgern uns über diese Höflichkeit, sobald wir eine Heuchelei dahinter vermuthen. Wende dies auf das Verhältniß zwischen Gott und den Menschen an, so hast du ganz dasselbe.

1874, S. 528: „Die diesjährige Aachener Heiligthumsfahrt, eine beherzigenswerthe Culturstudie. Vierzehn Tage hindurch war Aachen der Tummelplatz der „Armen am Geiste“ aus Nähe und Ferne. Alldort flatterten vom Kaiserdome herab die Oberhüllen der Windeln des Herrn, so der heilige Josef als Fußlappen getragen.“ Es heißt nicht: Selig sind die Armen am Geiste, sondern: Die Armen sind selig im Geiste.

Die weitern schlechten Witze lauten: „Altisraelitische Wäsche, Heiligthumstiger übermenschlichen Grades, Summa Summarum 89 Heiligthümer, Gratisvorstellung der vier großen Heiligthümer, kreischende Weiber und fluchende Männer, die meisten Gesichter trugen das Gepräge des thierischen Stumpfsinnes, und hier haben wir Respect vor der Vogt'schen Affentheorie bekommen. Halbohnmächtige Frauenzimmer wurden über die Bretterverschläge der Trottoirs in die Häuser gelootset, wobei die widerlichsten Scenen vorkamen, welchen der fromme Pöbel cynisch applaudirte. Und nun tritt einer der Herren, die keinen Scrupel darin finden, den eigentlichen schönen Beruf der Geistlichen hinter den materiellen und schwindelhaften Betrieb der Zauberei zurücktreten zu lassen, vor und singt. Das Publicum aber stiert auf den heiligen Punkt; eine Rippe des Erzmärtyrers Stephanus, Kalbsknochen, wir hatten eine traurige Culturstudie gemacht.“

„Wir“ hatten sogar eine sehr traurige, geistarme „Culturstudie“ gemacht, denn sofern man solche Artikel Studien nennen darf, hat jeder Clown das öffentliche

Recht, die akademische Würde des Doktorgrades auf Grund seiner vergnüglichen Hanswurstereien zu fordern, und ist Niemand der Verrücktheit zu beschuldigen, der eine Ratte für einen Hühnerhund, den Bücherschrank für eine Clarinette, den Tisch für einen Kronleuchter und den Fußboden für eine Trompete ansieht. Auf welches studienmäßige Bemühen stützt der Verfasser seine beweislose Verhöhnung der Aachener Heiligthumsfahrt? Hat er ein einziges Dokument der Ueberlieferung geprüft, hat er die Unächtheit der Reliquien nachgewiesen? Hat er den Pilgern in's Herz gesehen, und hat er einen Begriff davon, was in der gläubigen Seele eines schlichten Mitmenschen vorgeht, der zur Gnadenstätte pilgert? Ist die schmachvolle Erinnerung, ein Affensohn zu sein, desto schwächer, je schöner man gescheitelt ist? Möchte wissen, was dieser Kulturhistoriker unter dem eigentlichen schönen Beruf der Geistlichen versteht. Faunmaske? — Schlinge? — Hier muß der „thierische Stumpfsinn" herhalten, während man sich anderweits bemüht, die Thiere als wunders wie gescheidt und verständig zu qualificiren. Statt zu prüfen und zu beweisen, „erlistet" sich unser geschätzter Mitarbeiter einen Balkon, um seinen ungezügelten Spott ausflattern zu lassen, die Worte des Evangeliums zu entstellen und diesen Spottritt eine Studie zu nennen. Edle Kampfesweise!

1876, S. 881: „Das Schminkfläschchen der heiligen Magdalena, der Athem des heiligen Josef, aufgefangen in dem Handschuh des Nikodemus, etwas von dem Glockenschall, als Jesus in Jerusalem einzog, die Stange, worauf der Hahn krähte, auch einige schöne Schwanzfedern desselben, die Knochen des heiligen Esels, einige Seufzer des heiligen Josef, das versteinerte Gehirn des Petrus, der Schemel, auf dem der Hohepriester Eli den Hals brach,

den kolossalen Strick, an dem sich Judas aufknüpfte, die Gurgel des heiligen Georg" Ich wüßte auf die Charlatane, die solche Waare ausbieten, kein besseres Wörtlein anzuwenden, als den Ausspruch Christi: Sie verdienten, daß man ihnen einen Mühlstein an den Hals bände und in des Meeres Tiefe sie versenkte. Sie würden kein minder gutes Geschäft machen, diese Spekulanten, wenn sie darauf verfielen, ihr Lager mit folgenden neumodischen Artikeln zu assortiren:

Einige Stangen und Sparren der Gartenlaube! Eine verknöcherte Phrase, die Volksverdummung betreffend! Ein versteinerter Eindruck eines Materialisten auf das Gehirn seines Kindes! Ein Sonnenstrahl, der eindringen wollte und am dichten Laubwerk abprallte! Der große Papierkorb, auch Orkus genannt, nebst einigen überflüssigen Frühlingsgedichten und werthlosen Novellen! Abermals eine versteinerte Phrase, die Priesterherrschaft betreffend! Ein stereotypirter Seufzer eines abgewiesenen Literaten! Und damit Sie sehen, meine Herrschaften, daß Jacob Courage hat, ein offenes Visir von Blech zum Zuklappen! Die Manschetten eines chinesischen Doktors der spanischen Naturwissenschaft! Ein Briefkastenloch! Eine mit süßen Geheimnissen angefüllte offene Briefmappe! Abermals eine noch gut erhaltene Phrase! Ein rothes Fähnlein, durch die Arbeiter — stark in's Geflatter gebracht! Und hier meine Herrschaften, das Interessanteste, was ich überhaupt zu verkaufen habe, ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf — gerade noch ein Dutzend versteinerter W i d e r s p r ü c h e, nur zugegriffen, meine Herrschaften, auch Stricke stehen zur Verfügung, wenn sie die Stangen und Sparren bündelweise kaufen wollen, nur zugegriffen, Alles ächt, Alles aus naturwissenschaftlicher Quelle, Alles authentisch, meine Herrschaften, ich garantire!

Wie mancher Alterthumsfreund trägt eine vor Kurzem imitirte Kanne aus dem sechzehnten Jahrhundert eiligst nach Hause und beschwindelt seine theure Ehehälfte ohne sein Wissen mit dem modernen Prachtstück mittelalterlicher Originalität! Die Erinnerungs-Krämerei gehört zu den köstlichsten Licht- und Schattenseiten der Vergänglichkeit und böte ein ergiebiges Sujet zu einem feinen Lustspiel. Wie mancher Kenner mag in seinem Urtheil über alterthümliche Gegenstände getäuscht worden sein! Auch die Kirche besteht aus Menschen, die Gedächtniß für das Vergangene und Anhänglichkeit an werthvolle Ueberreste hochgeschätzter Personen besitzen. Wir sprechen mit unbefangener Miene von einem Schädel Schillers, aber wir lächeln über das Knochenwerk eines kirchlich berühmten Mannes; hier bewährt sich das Vorurtheil gegen alles Kirchliche auf eine praktische Weise.

S. 680 von 1874 ist es „die heilige Notburga", welche einem Mitarbeiter der Gartenlaube in die Hände fiel und als Spielball des Witzes dienen mußte, statt einer ernsten geschichtlichen Studie unterzogen zu werden. Weiß man, daß die Leser nur faule Witze verlangen? Kennt man sein Publicum von dieser schwachen Seite? Wen es interessiren sollte, über jene „heilige Notburga" Näheres zu erfahren, der sei so vernünftig, nicht dasjenige Orakel über solche Dinge zu befragen, das überhaupt keine Heiligkeit, kein Streben nach höherer Vergeltung und keine Wundermöglichkeit anerkennt. Wer sich die Hände wärmen will, der strecke seine stracken zehn Finger nicht in's eiskalte Wasser. Wenn nicht jedem Katholiken die Proceßacten einer Heiligsprechung in's Haus gebracht werden, damit er sein persönliches Gutachten darüber abgebe, so hat die kirchliche Autorität zu ihren Unterthanen das Vertrauen, daß man sie nicht für ein Schwindlerclub

halte. Es ist unwahrscheinlich, daß geistvolle Männer, wie sie den Stuhl Petri umgeben, eine Fabel zur Geschichte und eine Maitresse zu einer Heiligen erheben. Ich selbst kenne den Scharfblick katholischer Gelehrten viel zu gut, als daß ich ihnen solche Tollheiten in Sachen der Heiligungsprocesse unterstellen könnte. Sie handeln in ihrem eigenen Interesse wie in jenem der Gläubigen, aber die Gartenlaube vermuthet, der Papst und seine Priester, statt die Heiligen selbst zu verehren, bedienten sich der Faunmasken, hinterdrein über das dumme Volk lachend, das sich derartige Eisbären aufbinden lasse. Wir Katholiken denken von unsern Vorgesetzten anders und schenken ihnen auch in solchen Dingen unser Vertrauen, die unserer persönlichen Nachforschung weniger zugänglich sind. Um ihnen unredliche Absichten unterschieben zu können, müßte man sie zuerst auf Dingen ertappen, wie solche der Gartenlaube mit Gegenwärtigem handgreiflich nachgewiesen werden. Ich schenke meiner kirchlichen Autorität das vollste Vertrauen, der Gartenlaube nicht das geringste. Was zuweilen trotz ihrer vielfach unredlichen Absicht zu bewundern bleibt, ist das exquisite Raffinement ihrer Ausdrucksweise. 1874, S. 683: „Ein selbst von ... noch nicht aufgeklärtes, gewiß ganz außerordentliches Wunder ist nun aber dies: daß der wissenschaftliche Fachmann auf den ersten Blick erkennt, daß das hier ausgeschmückte und verehrte Gerippe niemals einem Weibe angehörte, sondern ein männliches ist ..... als am sieben=undzwanzigsten März 1862 der freilich damals noch nicht unfehlbare Papst Pio Nono auf das inständige Bitten des Fürstbischofs von Brixen die selige Notburga mit ihrem männlichen Gerippe in die Gesellschaft der Heiligen aufnahm. Darüber war ganz Tirol glücklich .... Sollte das männliche Gerippe der heiligen Notburga nicht einem

verkannten Heiligen angehören, und könnte der nunmehr unfehlbar gewordene heilige Vater in Rom nicht diesen, wie ja so manchen anderen Heiligen geschehen, die, wie Sanct Nepomuk, die elftausend Jungfrauen 2c. gar nicht existirt haben, für Geld und gute Worte etwa als heiligen Notburgus canonisiren? Damit würde .... die Sorge, ob sich mit den geeigneten Mitteln nicht ein bairisch-tirolischer Knecht, Bauer oder Wirth zum Heiligen heranziehen ließe, am kürzesten gehoben. Eine lange Verzögerung duldet dieser Schritt jedoch nicht, denn die Welt wird, nach dem Zeugniß des heiligen Vaters, alle Tage schlechter, und wie leicht droht sogar der heiligen Notburga der Tiroler das Schicksal, das den Volkshelden der Schweiz, den Wilhelm Tell, erreicht hat, das schreckliche Schicksal, daß Niemand mehr an sie glaubt! Denn es wird kommen der Tag, wo sogar die einheimischen Naturforscher beweisen müssen, daß eine Sichel nicht in der Luft hängen bleibt, der Inn einem Ochsenpaar nicht ausweicht und noch nie ein männliches Gerippe in einem weiblichen Körper gesteckt hat. Dann bleibt nur die freundliche Schnitterin von Eben und die liebenswürdige Köchin von der Rottenburg übrig."

Angenommen, Wilhelm Tell sei das Produkt der bloßen Volkssage, wäre darum Schillers „Wilhelm Tell" ein werthloser, abergläubischer Unsinn? — — Und hätte die katholische Kirche ihre religiösen Ideale irgend einmal auf eine bloße Mythe praktisch bezogen, wer könnte ihr diese geschichtliche Fehlbarkeit mehr verargen, als dem profanen Volksmunde die seine? Wer könnte solchen kirchlichen Legenden ihre Existenzberechtigung absprechen? Ist die Kirche keine menschliche Gesellschaft, haben die epischen Gebilde der kirchlichen Literatur keine Berechtigung? Oder hat die Kirche jemals behauptet, ihre

Unfehlbarkeit erstrecke sich auf derartige Dinge? Wenn ihr vor der eigenen Thüre aufkehren wolltet, hättet ihr keine Ursache, der römisch-katholischen Kirche wegen jedes irdischen Stäubchens ein Protokoll an den Hals zu ärgern. Weil „unser Mitarbeiter" seine besondere Freude an männlichen Weibsgerippen zu haben scheint, sei derselbe auf die polizeilichen Verhandlungen vor dem Landgericht Miesbach vom 2. October 1878 hingewiesen, wornach in Wirklichkeit eine lebende, und zwar eine ganz moderne Notburga mit scheinbar männlichem Gerippe in jener Gegend herumlief, die Wirthshäuser frequentirend, Cigarren rauchend und überhaupt die Rolle einer modernen Emancipirten aufspielend. Ließen sich die Heiligen nach Art der Zuchtschweine oder nach Darwins „künstlicher Züchtung" heranziehen, so dürfte sich ein kernhafter, nicht umzubringender bairisch-tirolischer Bauer, Knecht oder Wirth zu diesem Experimente besser eignen, als ein naschhaftes, angekränkeltes Menschengerippe aus den Gegenden der modernen Intelligenz, das während der Produktion schwindsüchtig auseinanderfiele, und dem man's von wegen seiner weibisch-männlichen und männlich-weibischen Kleidung und Grazie ohne nähere Bekanntschaft nicht ansieht, ob man's mit einem emancipirten Weibe oder einem weibischen Manne zu thun habe. Zu was sich ein bairisch-tirolischer Bauer, Knecht oder Wirth eignet, das bezeugen der Mann von Rinn, sein braver Knecht und die Bastei zu Mantua:

Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich —
Und mit dem Land Tirol!

Läßt sich ein bairisch-tirolischer Bauer zu einem Heiligen heranziehen? Kann aus einem deutschen Doctor der

Philosophie ein Meuchelmörder hervorwachsen? — — Fragen wie diejenige der Heiligkeit Notburgas zu vertheidigen, ist hier nicht der Ort; um mit der Gartenlaube abzurechnen, bedarf es keiner Gegenrechnung, vielmehr einer genauen Revision des von ihr vorgelegten Calculs. So verlangt es die zweckmäßige Geschäftsvereinfachung der Kritik. 1877, S. 160—162:

„Der Glaube und die Liebe treten
Gern in den kleinsten Raum und beten:
Ave Maria!
Wenn wohl das Herz bei seiner Weise,
Dem klingt wie Himmelsgruß das leise
Ave Maria!“

1879, S. 67: „Wir hatten eine Holdseligkeit im Kloster — eine junge Muttergottes ... Sie hielt ihr Röcklein mit der Rechten, und ihre rosigen Füßchen spiegelten sich im Wasser .... es quälte mich, ob ihre Augen wohl blau oder schwarz waren. O wenn sie die Lider doch einmal aufschlüge, dachte ich.“ Erinnert ein solches Verfahren nicht an die Faunmaske? — Solange die Gartenlaube mit einem der heiligsten Namen, die zwischen beiden Welten genannt werden, ein frevelhaftes Spiel treibt, leisten wir gerne Verzicht auf ihre malerische Verherrlichung jener »allerseligsten Jungfrau«, die sich nach Ansicht unseres gefeierten Mitarbeiters „die Königin Mutter“ benennen ließe. Eine derartige Lyrik, die an sich äußerst sinnig und schön zu nennen ist, nimmt sich in den Spalten der Gartenlaube aus, wie sich das „große Tendenzbild“ Peter Arbues auf der Epistelseite eines katholischen Altares und der Faun mit der Zeusmaske am Portal eines katholischen Gotteshauses ausnehmen müßte. Jenes „große

Tendenzbild“ ist S. 180—181 von 1872 zu sehen. Die Unterschrift lautet: „Peter Arbues verurtheilt eine Ketzerfamilie zum Feuertode. Carton von Wilhelm v. Kaulbach.“

Aber jetzt, meine geehrten Leser, verwöhnte und nichtverwöhnte Kostgänger, jetzt aufgepaßt, ich servire jetzt — ihr habt's am Ende schon gerochen — etwas Pikantes, Feines, Deliciöses — Niedagewesenes: Die spanische Inquisition. Diese bildet bekanntlich den streitbarsten Schlachthengst, die beste Bombe, Granate, Mitrailleuse, ja eine gezogene Riesenkanone im Angriffskriege gegen Rom und die Religion der Liebe. War's Liebe, schreit die liebenswürdige — Welt, daß man die armen Teufel verbrennen ließ? Ja, man ließ sie verbrennen, in der That verbrennen, man jagte die Ketzer aus dem Lande, man confiscirte ihr Vermögen, ließ die katholischen Priester und Mönche über die Strafbarkeit der Ketzer entscheiden, verlangte die christliche Taufe unter Androhung der Verbannung, spannte die Ketzer auf die Folter und verheimlichte ihnen die Namen ihrer Ankläger, man steckte die zum Tode Verurtheilten in ein mit Teufeln und Flammen bemaltes Bußkleid und setzte ihnen eine passende Mütze auf den Kopf, man that dieses Alles, und es ist traurig genug, daß man dieses Alles gethan hat. Ich habe schon mit diesen wenigen Worten die zahlreichen Lügen widerlegt, als ob wir Katholiken jene traurige Thatsache abläugnen würden. Es sei nur das Eine noch betont, daß jene Thatsache, so traurig sie war, bis zu einer mehr als traurigen Fratze von den Gegnern der römisch-katholischen Kirche entstellt wird. Ob auf ihrer Verbrennungsliste Hunderttausende oder Hunderte stehen, ist den liebenswürdigen Humanitätsfreunden gleichgültig, und sie meinen,

wem die spanische Inquisition auf der Zunge liege, der könne den Mund nicht weit genug aufreißen. Der Schwerpunkt dieses Themas liegt in der Frage: In wessen Schuldbuch ist jene traurige Thatsache einzutragen, in jenes der römisch katholischen Kirche, der „katholischen Herrscher" Spaniens oder der damaligen Bevölkerung?

1879, S. 214: „Die gräuelhaften Folgen dieses Wahnes sind zu bekannt, als daß wir sie hier ausmalen möchten; zu Straßburg wurden 900 Juden verbrannt. Ebenso fanden in Augsburg, Ulm, Constanz, Hall, München, Salzburg, Erfurt, Eisenach massenhafte Judenverbrennungen wegen der angeblichen Brunnenvergiftungen statt. Einige Jahrhunderte später wurde dem Pestgift mit anderen Voraussetzungen nachgespürt." Die Gartenlaube bringt es doch in dieser auffallend belletristisch religiösen Nummer über's Herz, von Judenverbrennungen zu reden, ohne den Papst und die katholische Kirche zu nennen. Sie bezeichnet einen allgemein herrschenden Wahn als deren Ursache, und statt in Spanien Aehnliches zu suchen, wälzt sie die ganze Schuld jener Judenverbrennungen auf den Papst, die Mönche und das katholische Regentenhaus Spaniens. Möge die Gartenlaube an ihren eigenen Produkten erkennen, daß die Menschen auch ohne katholische Priester und Regenten und ohne in dem schönen Andalusien geboren zu sein, die reizende Idee des Scheiterhaufens zu finden wußten. Wäre die halbverschleierte Dame, welche das Hauptbuch des irdischen Soll und Haben zu führen und nach Umfluß eines jeden Jahrhunderts ihre Bilanz zu ziehen hat, wäre jene bekannte allegorische Dame mein süßes Lieb, treu wie Gold, ehrlich wie die Unschuld, und könnte ich beim vertraut flackernden Kaminfeuer ein vertrautes Wörtlein mit ihr reden, trotz Zögern und Widerstreben das brennende Liebesgeheimniß

der spanischen Inquisition in seinem weniger spanischen — als wahren Sachverhalt von ihren Lippen trinkend, dann freilich wäre mir's möglich, der lesenden Welt mit Erlaubniß meiner Liebsten ein detailirtes Urtheil über jene halb und ganz entstellten Blätter der Weltgeschichte abzugeben. Ich habe mich indessen redlich darum bemüht, ein möglichst richtiges Urtheil über diesen Gegenstand zu gewinnen, denn es hat derselbe auch mich mehr, als manches Andere interessirt. Die spanische Inquisition ist kein Gegenstand der Philosophie und Naturwissenschaft, sondern der Geschichte, und Geschichte studirt man aus geschichtlichen Quellen. Unser philosophisches Denken hängt mittlerweile nicht am Nagel, sondern bedenkt, ob diese oder jene als historisch bezeichnete Quelle die bessere sei, denn auch die Lüge hat ihre Geschichte und ihre geschichtlichen Quellen. Jene Geschichtsquelle, die eine vor meinen eigenen Augen und Ohren liegende Gegenwart zu entstellen weiß, kann auch betreffs der Vergangenheit keinen Ueberfluß an Wahrheitsgehalt besitzen. Die Gegenwart lehrt uns — das beweist gegenwärtiges Buch — daß eine große Abtheilung kriegerischer Kerntruppen existirt, die sich Alles zurecht macht, wie's ihr paßt, sei's Geschichte, Wissenschaft, Religion, Politik, sei's, was es sei. Ihr Gewährsmann in Sachen der spanischen Inquisition ist ein gewisser Llorente, ein abtrünniger katholischer Priester, der schon damals in „wissenschaftlichen" Artikeln Geschäfte machte, ein Vaterlandsverräther, der im Verdacht der Unterschlagung von Millionen stand, unsittliche Bücher übersetzte und verfaßte und von der französischen Regierung des Landes verwiesen wurde. Nun wähle zwischen den geschichtlichen Quellen! Du hast freie Wahl und hast die Auswahl! — — Greife nach jenen, welche dir passen, oder sei moralisch

frei und wähle das Wahre! Die Geschichtsforscher, Geschichtschreiber und Geschichtsleser forschen, schreiben und lesen gewöhnlich so, wie's ihre geschichtliche Lebensphilosophie so mit sich bringt. Die katholische Kirche kennt als solche keine individuellen Interessen und Leidenschaften, sondern steht im isolirten Dienste der objectiven Wahrheit. Sie läugnet nicht, daß die spanische Inquisition eine traurige verwerfliche Thatsache gewesen, aber sie verwahrt sich dagegen, daß man dieselbe mit dem Glaubensbekenntniß und der Moral des Christenthums in Verbindung setze. Die römisch katholische Kirche hat schon millionenmal das Inquisitionsurtheil der fünf Vaterunser ausgesprochen, aber verbrannt wegen Ketzerei und Sündigkeit hat sie selbst noch keinen einzigen. Sämmtliche Ketzer, deren Namen uns die Geschichte aufzählt, und die namenlos als Opfer der Inquisition zu bezeichnen sind, wurden auf Befehl und nach den Gesetzen der politischen Staatsregierung verbrannt, nachdem sie von der Kirche als Ketzer gekennzeichnet worden waren. Obgleich die staatsrechtliche Todesstrafe dem Christenthum durchaus nicht widerstreitet, waren es zur Zeit der spanischen Inquisition gerade die Päpste, welche vom Staat ein mehr menschliches Verfahren begehrten; Sixtus IV. erklärte sogar, als die spanische Staatsbehörde zu grausam verfuhr, daß man die päpstliche Einwilligung durch übertriebene Schilderung der Nothlage erschlichen habe, und es kam soweit, daß der König von Spanien eine Verordnung erließ, wonach Jeder zum Tode zu verurtheilen war, der jenen Bestrebungen des Papstes, die Inquisition zu mildern, Gehör schenkte oder dieselben unterstützte. Nicht dem Katholicismus galt die spanische Staatsinquisition, sondern dem spanischen Staate. Die politische Lage Spaniens war in Gefahr, und was heutzutage un-

gefähr die Socialdemokratie in Deutschland ist, war damals die religiöse Ketzerei in Spanien. Das ganze spanische Bürgerthum freute sich der Inquisition, denn sie bot ihm Schutz gegen die Unverschämtheit der Juden und Mahommedaner, welche statt das Land der Kastanien zu verlassen, die Taufe erheuchelten, mittelst dieses Eintrittsbillets in die christlichen Kreise sich einschlichen und dortselbst ihre — Künste an den Werth zu bringen suchten. Vielweiberei, Wucher, haarsträubende Verbrechen gegen die fleischliche Sittlichkeit, Kirchendiebstahl, Schmuggelei, Zauberei und praktische Ausnützung des Ketzerglaubens, das sind Dinge, vor denen man nicht minder den Hut abziehen muß, als vor den extremen Bestrebungen der Socialisten. In ruhigen Zeiten spricht sich's wunderlieblich von Humanität und Liebe, aber ich frage jeden friedliebenden deutschen Bürger, ob er Thränen der Liebe vergießen werde, wenn eine Arbeiterverschwörung an's Tageslicht käme, und dem lieben deutschen Vaterlande nicht mehr anders zu helfen wäre, als durch eine moderne Inquisition? Wenn kein anderes Mittel übrig bleibt, als die Truppen um des lieben Friedens willen marschiren zu lassen, wenn das Schlachtfeld seine Gräber öffnet, ist das keine Inquisition? Wenn die Bajonnette durch menschliche Gedärme dringen, und das Geschütz Tausende niederstreckt, ist das keine Inquisition? Stellt sich der Sieger thränenvergießend auf's Schlachtfeld? Warum beschuldigt man die Germanen wegen ihres soldatischen Benehmens auf wälscher Erde nicht der achtzehnhundertsiebziger Lieblosigkeit? Sollte Spanien die Hand in die königliche Hosentasche stecken und die Söhne Judäas wirthschaften lassen? Oder glaubt vielleicht Jemand, Isabella, jener Schutzengel Spaniens, habe nach Hyänenseligkeit gedürstet, ihren Gemahl um ein neronisches Vergnügen gebeten, und der Papst als Flügel-

adjutant habe ihr die höllische Wollust bereitet, ehrbare Menschen brennen zu sehen und den Folterschrei der Schuldlosen anzuhören? Trotz der unseligen Lage Spaniens hätte man nicht zu jener Inquisition greifen sollen. Eine geistig freiere Zeit müßte sich in ähnlicher Nothlage mit besseren Mitteln zu helfen wissen, und welches diese Mittel wären, bedarf keiner theoretisch voreiligen Exposition, wo praktische Fälle in Aussicht stehen. — Was in Spanien die Mauren und Juden waren, sollen heutzutage die „Ultramontanen" sein; wollen wir sehen, wie der moderne Staat mit ihnen fertig wird. Käme die Gartenlaube vielleicht in Verlegenheit, wenn ihr die landesherrliche Befugniß eingeräumt würde, zwischen Humanität und Scheiterhaufen zu wählen — um die „Baalspfaffen" sammt ihrem schwarzen Anhang aus der modernen Welt hinauszuschaffen?

Hätten die kirchlichen Inquisitoren jemals ein irriges Urtheil gefällt, so wäre dies ein doppelt beklagenswerther Fall gewesen, der jedem Richter des „Erlösungsjahrhunderts" in gleicher Weise passiren könnte, und die Gartenlaube, welche ihren Commentar zum „großen Tendenzbilde" mit der Ueberschrift: „Des Unfehlbaren heiliger Ketzerrichter" versehen hat, sei wiederholt darüber belehrt, daß die päpstliche Unfehlbarkeit mit den Inquisitionsurtheilen nicht das Geringste zu schaffen hat. Wir hätten die Vorarbeit vollendet, die zur Beurtheilung jener „geschichtlichen That" Kaulbachs (1872, S. 182) erforderlich war, die „allein mehr werth ist, als sehr viel Inhalt sehr vieler Bildergalerien". Betrachten wir das Doppelgesicht des spanischen Inquisitors Peter Arbues, so überkommt uns der gelinde Zweifel, ob die geschichtschreibende Menschheit eine verrückte sei? Die Gartenlaube nennt ihn ein „Scheusal, dessen Name seit Jahr-

hunderten mit Fluch beladen in der Geschichte stehe", und die Katholiken besitzen bereits eine Litanei zum heiligen Märtyrer Petrus von Arbues. Wer den sonstigen Kampf unserer Tage kennt, der wundert sich auch über solche Gegenstücke nicht. Die Gartenlaube gesteht zu, Kaulbach habe mit diesem Tendenzbilde nicht sowohl den Inquisitor Peter Arbues, als vielmehr den blinden Fanatismus jener Zeitperiode zeichnen wollen, aber wie konnte der Künstler sich unterstehen, diese Kunstmethode einzuschlagen? Steht die Kunst über oder unter der historischen Gerechtigkeit? Was würde die Redaction der Gartenlaube dazu meinen, wenn ich die Affentheorie unserer Gegenwart bildlich darstellen und den Carton, mit der Unterschrift: „Familie N. N. in Leipzig" versehen, in die Schaufenster der deutschen Kunsthandlungen stellen wollte? — Hätte sich Meister Kaulbach wenigstens zu einer andern „Individualität" verirrt, denn gerade von diesem Inquisitor kann geschichtlich nicht nachgewiesen werden, daß er auch nur eine, mit Namen zu nennende Person dem Flammentode überliefert habe. Kaulbachs Motiv, diesen Inquisitor zum Gegenstande seines Pinsels zu machen, war die damals erfolgte Heiligsprechung desselben. Nicht die Liebe zur geschichtlichen Wahrheit, sondern der Haß gegen Rom hat den berühmten Meister dazu verführt, seine geniale Begabung in den Dienst der romfeindlichen Partei zu stellen. Als Künstler steht Kaulbach auf der Höhe, als malender Parteiträger sei er verachtet! Gerade derjenige Beamte muß unsere ganze Achtung herausfordern, dessen Beamtentugend in trauriger Zeit sich bewährt. Peter Arbues, ein von Natur sanftmüthiger, leutseliger Charakter, unterzog sich mit innerem Widerstreben dem hartem Amte eines Inquisitors, und als er etwa ein Jahr in Sanftmuth und mit Schonung seines Dienstes gewaltet hatte, vergoß er als Märtyrer

sein eigenes Blut unter Meuchlerhand an den Stufen des Altares. Auf Grund der schärfsten geschichtlichen Nachforschungen, denn der kanonische Proceß enthält nicht weniger als 2000 stattliche Seiten, wurde jener Inquisitor heilig gesprochen, ohne daß mit dieser Heiligsprechung die spanische Inquisition sanktionirt worden wäre. Nur die boshaft erbitterte Phrase ist fähig, derartige Dinge zu verdrehen. Das große Tendenzbild ist ein gemalter Schmähartikel; oder wird durch „Menschlichkeitsrücksichten", die nach Ansicht der Gartenlaube (1879, S. 289) unter Umständen sogar den „politischen Mord empfehlenswerth" machen, auch der Mißbrauch des Kunstmittels geheiligt? Gehässigkeiten gegen Rom lassen sich nicht allein schreiben und auf den Saiten der Lyra herbeizerren, sondern auch malen. Der Pfaffenhaß nimmt sich auch als Gemälde prächtig aus, und haben bekanntlich die großen Berliner und Wiener Witzblätter in diesem Genre schon mehr als Meisterhaftes geleistet. Kaulbach unterschob dem Inquisitionsverfahren die Motive der kirchlichen Habsucht, während das confiscirte Vermögen dem Fiskus und nicht den Mönchen anheimfiel. Kaulbach benützte eine traurige Geschichtswahrheit zu einer geschichtlichen Kunstlüge.

Nicht einmal die berühmte kirchliche Kunst und die Ehre christlicher Meister bleibt von den schmähenden Angriffen der Gartenlaube verschont. 1870, S. 192: „Die Priester als Kunst-Mäcene. Hier sehen wir die Bilder des Todes, Fegefeuer und Hölle, Engel und Teufel, die um die Seelen der Hingeschiedenen kämpfen, Schlangen, die ihr Fleisch verschlingen, Teufel, die es braten oder mit glühenden Haken zerreißen. Aus dieser schrecklichen Lage, so lehren die Priester, können die auf Erden Lebenden ihre unglücklichen Verwandten retten, wenn sie den

geistlichen Vätern Schenkungen machen, die dann für die Erlösung der Gepeinigten beten. Wir lesen im Neuen Testament, daß die Reichen schwer in den Himmel kommen. Nach der römischen Lehre aber sind es gerade die Reichen, welche leicht Eingang finden, während die Armen, die Nichts geben können, ganz ausgeschlossen bleiben."

Und aus welcher Quelle bezog die Gartenlaube diese Weisheit? Vom „General Garibaldi". Das ist wieder einmal ein Prachtstück der Entstellung des römisch katholischen Glaubens. Man braucht jene Kunstwerke christlicher Meister, wie Rom und München sie aufzeigt, nur unbefangen zu betrachten, und jeder Blick ist ein Beweis dafür, daß solche Kunstgebilde nicht im Solde einer Partei und nicht aus Heuchelei zu Gunsten einer solventen Priesterfippe entstanden sein können. O, diese erhabene christliche Kunst! Gibt es etwas Idealschöneres, soweit das Künstlerauge der Phantasie empordringen kann, als jene bildlich dargestellte Wechselbeziehung zwischen beiden Welten! Gibt es etwas Ergreifenderes für ein Menschenherz, als die Seligkeit und Verzweiflung in einer Weise dargestellt zu sehen, wie solches ein Meister Rubens in seinem „jüngsten Gerichte" dem Auge des Kindes nicht minder ergreifend, als dem Scharfblick des Kunstkritikers hingezaubert hat! Auch die freie Kunst ist auf den Broderwerb angewiesen, aber das müßte doch ein Stümper und Hochverräther sein, der sich seine Aesthetik von den Parteien vorschreiben ließe! — Es wäre unchristlich, wenn das Christenthum seine Seligkeit auf die Furcht vor den glühenden Haken der Hölle bauen müßte. Derjenige Staatsbürger ist nicht moralisch frei, der aus Furcht vor dem hochnothpeinlichen Gerichtsverfahren das Gesetz des Staates achtet. Wie anders sollen die Qualen der Hölle und die Furien der Verzweiflung dargestellt werden,

da sich Hölle, Teufel und Furien der Sinnenwelt entziehen? Gerade, weil der Teufel keine Stoßhörner besitzt, ist es schwierig, den Geist der Lüge an die Wand zu malen. Man sollte der Gartenlaube die Aufgabe stellen, den Geist ihrer Titelblatt-Familie zu malen, ohne körperliche Figuren zu benützen. Die Religion lehrt uns nicht, daß Hörner und Pferdefüße die geeignetsten Modelle der Teufelscaricaturen darböten, ich würde als moderner Kunstmaler den Teufel mit Nasenklemmer, imponirenden Blicken, Manschetten, Frack und Cylinder, goldenen Gehängen und ähnlichen Signalementen der Aufklärung ausstaffiren.

Läßt sich ein Künster von der katholischen Kirche beschäftigen, so wird er keinen andern Contract schließen, als jener Baumeister, der sein Straßburger Münster nicht zum Privatvergnügen im Selbstverlage besorgt, um seine Kunst zu zeigen, keinen andern, als jener Schauspieler, der eine Bühne unter den Füßen haben muß, wenn er auftreten will, der sich aber deßhalb seine Mimik nicht von der Intendanz vorspielen, sondern von seinem Genie vorschreiben läßt. Gegenwärtige Kritik soll keineswegs in den Dienst engbrüstiger Parteisucht und fanatischen Muckerthums gestellt werden, sondern einzig und allein in jenen der allgemeinen Wahrheit. Daß sich diese Wahrheit nur in der römisch-katholischen Kirche vorfindet, ist mir leid, und ich hätte den sehnlichsten Wunsch, daß wir den gesammten Erdkreis und seine sämmtlichen Bewohner unter einem mehr universellen Namen der Wahrheit als dasjenige bezeichnen könnten, was wir vorläufig noch als römisch-katholisch von dessen Gegensätzen trennen müssen. Das Wort katholisch bezeichnet zwar, wie alle Sprachkundigen wissen, das Allgemeine, Universelle, hat jedoch im Volksmunde eine religiös und politisch parteiliche Färb-

ung erlangt, und den Gegnern ist es gleichgültig, ob sie die Katholiken oder die „Ultramontanen“ zwischen die Zähne nehmen.

Die Gartenlaube weiß recht gut, daß nicht jede Dorfkirche im Glanze kirchlicher Kunst glänzen kann, aber jedes Stümperwerk und jeder schiefwinklinge „Säulenheilige“ muß herhalten, den Religionskörper zu belächeln. Auf jedem Zerrbild dieser Art, welches der künstlerischen Weihe entbehrt, ruht bei kirchlichem Gebrauche die kirchliche Weihe, und um dieser willen sollte man jedes öffentliche Aergerniß verhüten. Es berührt allerdings den ästhetisch gebildeten Geschmack und selbst den gesunden Instinkt des gemeinen Mannes äußerst unangenehm, zu sehen, wie man den Herrgottshandel und Heiligenkram auf Messen und Märkten betreibt. Leider bringt das menschlich unvollkommene Leben solche Dinge mit sich, ergeht es doch den Bildern und Büsten der Kaiser und Könige nicht besser.

Fünf Minuten Pause, denkt der müde Sänger und Schauspieler, bitte um drei Minute Pause, ruft's auf der Mensur, einige Tage Waffenstillstand, spricht der Feldmarschall, langsam, Madame, flüstert beim vierten und fünften Gange der Bonvivant, und nachdem ich bereits mehrere kräftige Gänge servirt habe, die manchen Gästen meiner table d'hôte etwas unsanft im Magen liegen werden, während andere Naturen sich sehr behaglich dabei fühlen, will ich zur Abwechslung eine leichtere Speise folgen lassen. Möge mir die Gartenlaube nicht undankbar dafür sein, daß ich ihr mit dieser Sprachweise des Stoffes viel geboten habe und biete, geistreiche Witze gegen den Kritiker loszulassen, gab ich ihr doch den

Schlüssel zur Metaphernkammer schon mehrmals in die Hand. Das Serviren z. B. verräth den Kellner und die Bedientenseele, die Rindfleischsuppe erinnert an etwas sehr Geistreiches — —, und selbst mein Name, der merkwürdiger Weise mit dem christlichen Taufwasser in keinen Skandal gerieth, welche Fundgrube des Witzes! Möge die Gartenlaube zugleich darauf hingewiesen sein, daß ihr in Ermangelung von Gegenbeweisen ein sehr probates Mittel der Abwehr empfohlen werden kann. Nebst der Schatzkammer und dem Sprachschatze des eleganten Witzes bietet sich ihr die Confiscation meines Buches. Man verdrehe irgend einen noch so klarverständlichen Satz, spanne denselben über den Friseurstock der renommirten „Weltmacht", appellire an den „Staat", und siehe da, Timotheus, der Kritiker marschirt nach Hohenasperg, und die „literarische Weltmacht" reibt sich die Hände in Unschuld. Sei der Allwissende mein Zeuge, daß ich keinen einzigen Buchstaben niederzuschreiben beabsichtige, der meinem Könige, Kaiser, meiner Kirche und meinen Mitmenschen Schaden und Schande bringen soll, daß ich dagegen, ohne von zügelloser Willkür der Preßfreiheit Gebrauch zu machen, das Panier der Wahrheit hoch und feierlich den vielgestaltigen Flaggen und Fahnen der Lüge entgegenhalte.

Gleichwie den Weltball leuchtende Colosse
Durchflammen nach geheimnißvollem Plane,
So steigt empor, ein geistiger Titane,
Der Genius auf stolzem Flügelrosse.

Er fürchtet nicht die Pfeile, die Geschosse
Der Welt im gottgebornen Dichterwahne
Und zeigt der Wahrheit lichtgewirkte Fahne
Dem Hüttenstrohdach wie dem Königsschlosse.

Er darf die Kunst, die hehre, nicht entweihen
Und nicht mit seinem Gotte sich entzweien
Als Freund und Günstling streitender Parteien.

Der ihm gebot, das Lautenspiel zu schlagen,
Befahl ihm auch, in trügerischen Tagen —
Der Welt die Wahrheit frei heraus zu sagen.

Die Gartenlaube will stolz darauf sein, „unentwegt festzuhalten an den entschiedensten Grundsätzen der Freiheit" — nun denn, so gestatte man auch dem Gegner diese Freiheit! Audiatur et altera pars! — Obgleich meine Kritik manche Blöße aufdeckt, wird ihr Niemand den Charakter absprechen können, daß ich meinen Gegner nicht unterschätze, daß ich seine gute Seite zu achten und mir seine Gegenachtung zu erzwingen wisse. Wer ein solches Buch auflegt, ohne Gewissensbisse zu empfinden, der wahrlich kann getrost zu Ruhe gehen — und braucht die Polemik seiner Feinde nicht zu fürchten. Dieses Buch hat nicht den Verfasser, sondern dieser hat das Buch redigirt. Die Gartenlaube meint S. 773 von 1874: „Sympathie sei der geheime Grund aller Kritik." Leider ist es vielfach so; was Sympathie sei, wurde bereits erklärt, und was der geheime Grund meiner Kritik, will ich offen gestehen: die Ehre Gottes, die Ehre desjenigen, der seine Wahrheit nicht von den Sympathieen der Geister abhängig macht, sondern um ihrer selbst willen Wahrheit fordert. Im Wahren müssen sich alle Geister begegnen, wenn sie ehrlich nach Wahrheit streben, denn es gibt nur eine Wahrheit, aber die Lüge ist wie die Zahl unzählbar, und die Genialität der Lüge hat zahllose Neuheiten. Man scheut sich nicht, ein erhabenes Dichterwort Schillers in folgender Weise herabzuwürdigen:

„Die auf dem Götterbild zu Saïs lagen,
Die Schleier wagte er emporzuheben,
Und nieder sank er nicht vor ihm mit Beben:
Er hat der Wahrheit Anblick stolz ertragen."

Und wer ist jener starke Held, der solche Thaten verrichtet hat? Der gute, ehrliche, von den Materialisten zu ihren atheistischen Zwecken mißbrauchte Darwin. Und wo steht dies geschrieben? Typographisch S. 124 von 1879 der Leipziger, nicht etwa der österreichischen oder amerikanischen Gartenlaube. Jene für Oesterreich äffte anfänglich Vieles nach, was sie später fallen ließ, ihre „Blätter und Blüthen" gingen plötzlich in „Ranken und Knospen" über (siehe Jahrg. 1867 der „Oesterreichischen Gartenlaube"), sie nahm zwar die Ebenbürtigkeit mit ihrer Leipziger Freundin für sich in Anspruch, zählte auch namhafte Mitarbeiter auf, kann jedoch an Eleganz in Wort und Bild mit dem Original nur wie eine blasse Copie verglichen werden. Die „Amerikanische Gartenlaube" nebenbei erwähnend kehren wir zu unserm alten, lieben Leipziger Original zurück. Letzteres hat sich selbst und alle Welt seit Jahrzehnten daran gewöhnt, die Eleganz seiner Darstellungsweise als eine stereotype zu betrachten. Es soll ihm dieser Vorzug im Großen und Ganzen nicht streitig gemacht werden, ist es doch gerade die blendend bestechende Form in Wort und Bild, was die Gartenlaube so beliebt und so gefährlich macht. Daß aber selbst die Eleganz der „literarischen Weltmacht" zuweilen hinter der Klassicität einer mittelmäßigen Schulbildung zurückbleibt, soll durch einige Proben nachgewiesen werden, und insofern dieses Kapitel oder dieser Mensur-Gang mehr dem Zweck einer Spielerei gewidmet ist, damit der Leser spielend ausruhe, wurde bereits oben eine leichtere Speise avisirt.

Willst du Gedichte schaffen, dann übe vor Allem die Prosa,
Durch den poetischen Zwang lerne Prosaiker sein.
Kein prosaischer Mensch vermag poetisch zu denken,
Aber der Dichter besitzt auch die prosaische Kunst.

Weit entfernt, einige Unebenheiten herausspionirt zu haben, will ich den einen Jahrgang 1874 diesem Experimente unterstellen.

Seite

194: „Das Gewissen offenbarte sich hier wieder als jene furchtbare geistige Macht, die schon die Alten kannten ....."

196: „Leider greift die Manie, europäische Sitten und Gebräuche nachzuahmen, immer mehr um sich ...."

197: „Beim letzten Worte wird der Bräutigam in die besagte Thür hineingeschoben, und er betritt zum ersten Male die Schwelle des Harems."

199: „Mein Urgroßvater, der als Religionsschriftsteller bekannte Kirchenrath Cannabich, der Vater des Geographen, dachte gleichfalls das höflichste Volk der Welt durch einen freundlichen Empfang bezähmen zu können, mußte aber, gleich dem Pastor Zahn in Wasserthaleben, erfahren, wie es mit jener Höflichkeit bestellt sei. In einem Augenblicke seiner Uhr und, wenn ich nicht irre, auch seiner silbernen Schuhschnallen beraubt, flüchtete er eilig in seine Studirstube zurück. Eine kleine Summe in Geld rettete mein Großvater glücklich im Tintefaß. Aehnlich ging es in allen Häusern zu. Plünderung und Gewaltthat herrschten überall und nur Wenige

Seite

entgingen der völligen Beraubung. Zu ihnen gehörte mein anderer Großvater, der ...."

384: „An Bäumen, an denen es langsam hinaufklettert, immer mit den Klauen sich festhaltend .... Findet es einen Baum, so klettert es sogleich auf die höchsten Aeste des Wipfels .... Meist wendet es den Kopf und das Maul nach der Gegend .... das dümmste Geschöpf.... Beim Klettern setzt der Aï langsam einen Fuß vor den anderen .... ehe er einen andern Ast gepackt hat, läßt er den ersten sicherlich nicht los (scheint nicht so dumm zu sein) ..... Die Fertigkeit aller Faulthiere ..... sich anzuklammern, setzt in Erstaunen."

402: „Miller's Muse ist eine Rothhaut."

677: „So heißt es (nach meiner noch unveröffentlichten Uebersetzung) von Domodokos (VIII, 72): Als man gegessen und getrunken, da: Trieb die Muse den Sänger ....."
(Nach der schon längst veröffentlichten Voß'schen Uebersetzung: Trieb den Sänger die Muse).

686: „In Nr. 37 .... wird in der Notiz ... gegen dieses Vorgehen gegen die deutsche Sprache opponiren ... In dem in Nr. 27 abgedruckten Aufsatze hat sich ein Irrthum eingeschlichen."
(Es müßte interessant sein, zu sehen, wie sich ein Irrthum, der bereits d'rin steckt, erst hineinschliche. Neuerdings ist man der rechten Schreibweise wieder auf die Spur gekommen: „In den Artikel ... hat sich ein Irrthum eingeschlichen, 1879, S. 208).

Nicht allein die Menschen und die Bücher, auch die

einzelnen Redensarten haben ihr Fatum, und auch die Wortspiele gelangen zur Benefizvorstellung. Gleich den Bienen in ihrer süßen Emsigkeit begegnen sich manche Belletristen als literarische Honigsammler an derselben Blüthe, die blühende Phrase dermaßen aussaugend, daß man die Honigleere von Weitem zu sehen glaubt. Wo „Individualitäten" gemeinsam verkehren, da kann der Fall eintreten, daß Einer mit den Nußschalen spielt, die sein Vorgänger in der Laube liegen ließ. Auch das „berühmt und berüchtigt" ist eine ganz nette Honigblüthe, solange nicht der ganze Schwarm darüber herfällt. Einige Proben: Jahrgang 1871:

Seite
756: Ein gläubiger Jünger der theils berühmten, theils berüchtigten Affentheorie.

Jahrgang 1874:

154: Ich wisse wohl, daß ich in seiner Person den berühmten Verfasser des „Leben Jesu" vor mir sehe. Er erröthete wie ein schüchternes Mädchen und versetzte: Sagen Sie lieber berüchtigt. ....

756: Dort lernte ich einen deutschen Arzt, Herrn Doctor K., kennen, welcher die Güte hatte, mich bei den zwei der berühmtesten oder berüchtigtsten — wie man will — Kiowa-Häuptlinge, den Herren Santata und Big tree, einzuführen.

Berühmt und berüchtigt ist die Gartenlaube selbst, und es wäre mein Wunsch, daß auch diese meine Kritik berühmt und mehr noch berüchtigt würde. Ungleichnamige Pole ziehen sich an, gleichnamige stoßen sich ab. Was an der Gartenlaube berühmt, ist an Gegenwärtigem berüchtigt und umgekehrt, sollen die beiden Magnete des Publicums sich gegenseitig abstoßen oder anziehen, so liegt es

einzig am Leser, je nach Willen — das Eine oder Andere zu wollen oder nicht zu wollen. Jenes wundersame Spiel der magnetischen Pole heißt eben in unserem Falle: Polemik.

Die Gartenlaube definirt noch nicht einmal den Begriff „Papierwäsche“ richtig, und es befremdet dies den „mittelalterlich ungeheuerlichen Philosophen“ um so mehr, als dieser Begriff ein ganz moderner ist.

1874, S. 377: „Unter Papierwäsche versteht man Halskragen und Manschetten für Frauen, Männer und Kinder sowie Vorhemdchen aus Papier. Früher waren diese Gegenstände mit dem Hemde vereinigt und von ihm unzertrennbar .... Man ermöglichte auf diese Weise, ohne sich entkleiden zu müssen, die dem Auge Anderer sichtbaren Theile der Wäsche oft und ohne Zeitverlust zu wechseln. .... Wir behaupten wohl nicht zu viel, wenn wir sagen, daß ein Halskragen, nachdem er acht- bis zehnmal gewaschen und geglättet worden ist, seine ursprüngliche Form vollständig verloren hat, und entweder seinem Besitzer zu eng oder zu weit geworden ist, daß er am Halse oft reibt oder kratzt, daß er den Hals unter Umständen geradezu zuschnürt, oder doch wenigstens beim Tragen ein sehr unangenehmes unbehagliches Gefühl verursacht. ... Der Mensch ist ein Sclave der Gewohnheit und des Vorurtheils .... Namentlich unsere Leipziger Fabrik hat die Fabrikation von Papierwäsche dermaßen vervollkommnet, daß die vollständige Adoptirung derselben nur noch eine Frage der Zeit ist .... der Hals ist nicht mehr eingengt, bewegt sich frei und ungenirt im Kragen, und ein angenehmes freies Gefühl ist die Folge davon ... Jeder Papierkragen, jede Papiermanschette, jedes Vorhemdchen läßt sich mindestens drei Tage tragen, ohne unsauber zu werden, ein Vortheil, den man der Leinenwäsche nicht

nachsagen kann. . . . Die Manschetten kosten ungefähr zwei Thaler zwanzig Groschen bis fünf Thaler das Groß Paar, die Vorhemdchen je nach der Größe von einem Thaler zwanzig Groschen bis fünf Thaler" (nichts zu handeln?).

Der Begriff „Papierwäsche" scheint elastisch zu sein, denn S. 730 desselben Jahrgangs begegnen uns sogar getollte Unterrockbesätze, Ballwesten aus piquéartigem Papiere mit Zeugrücken zum Anknöpfen, papierene Filzhüte, papierene Wasserleitungsröhren, Eisenbahnräder, Wohnhäuser und Kirchen aus Papier; was aber „Apianus" der alterthümliche Mann, zur Charakteristik des papierenen Zeitalters ganz übersehen zu haben scheint, ist vor allem das papierene Metall, der papierene Schwindel, Kredit, die papierene öffentliche Meinung und ihre papierene Quelle, die Presse. Uebrigens hat „Apianus" seine Sache besser gemacht, als unser Stilist, anscheinend aus Judäa, der den amüsanten Reklamestil, wer weiß wie, in die Gartenlaube einzuschmuggeln wußte und sich bei dieser Gelegenheit an den Begriffen Ideal und Kunst versündigte. Er meinte nämlich S. 377 von 1874, die Papierwäsche sei eine ideale Nachahmung der Natur. „So ist's mit der Papierwäsche." Mit Bezug auf künstliche Perlen, Blumen und ätherische Oele hat die Einleitung zu dem betreffenden Artikel einigen Sinn, was aber die Papierwäsche damit zu schaffen habe, ist schwer zu begreifen. Wo ist das natürliche Original, welches durch die mechanische Kunst der Papierwäschefabrication nachgeahmt werden soll? Etwa das paradiesische Feigenblatt, die Affenhaut, das Bärenfell? Das ist eine Sorte von Einleitungen, wie sie der Schüler sucht, wenn er zwischen acht und zehn des Vormittags einen Probeaufsatz schreiben soll und gegen neune noch an der Feder kaut, um endlich

einen Gewaltact auszuführen und irgend einer Kunst einen Genieſtreich zu ſpielen, damit er wenigſtens der Unqualificirbarkeit entgehe. Mittelſt der ätheriſchen Oele kann ein „ſchönes ſchlankes Goldfiſchlein“ ſehr leicht in den Geruch kommen, eine leibhaftige Roſe, ein lebendes Veilchen zu ſein, denn das beſcheidene Veilchen und das aufknoſpende Röslein ſpielen noch andere Rollen im Leben, als jene der Beſcheidenheit und platoniſchen Jugendliebe. Soll die Papierwäſche vielleicht eine ideale Nachahmung der natürlichen — Wäſche ſein? Natürlicher iſt die Leinenwäſche jedenfalls, aber auch ſie verdankt ihr Daſein der mechaniſch künſtleriſchen Menſchenhand. Schon Homer verherrlichte die ſchöne Kunſt des Webſtuhls, und wie noch heutzutage die beſorgte Schwiegermutter dem zweimal verwittweten Schwiegerſohn auch die zweite und dritte Tochter zum Weibe gibt, damit ihr das ſchöne Getüch nicht verderbe, das ſie mit eigener Hand geſponnen, ſo leſen wir ſchon im 24. Geſange der Odyſſee:

„. . . . . bis ich den Mantel
Fertig gewirkt, daß nicht ſo umſonſt mein Garn mir verderbe,
Unſerem Helden Laertes ein Leichengewand, wenn dereinſt ihn
Schrecklich ereilt die Stunde des langhinbettenden Todes.“

Echte und rechte Realiſten ſollten ſchon längſt den Vorſchlag gemacht haben, man ſolle die Sterbehemde, die letzten Ehrenmanſchetten, das letzte Vorhemdchen und überhaupt die ganze letzte Ausſteuerung aus verſchiedenartig gefärbtem Papier anfertigen, damit der ſchöne Bukskin und das ſchneeweiße prächtige Linnen, das feine, ſelbſtge-

sponnene, haus- und handgemachte Getüch unter der Erde nicht verfaule. Was einem Menschen im Leben zusagte und sogar seine Verehrung fand, das dürfte ihm bei einiger Consequenz auch im Sarge gut genug sein. Die christliche Weltanschauung ist auch in solchen „Bagatellsachen“ — solider.

In der That, wir leben in einem papierenen Zeitalter; die Welt faßt beinahe die Bücher nicht mehr, die Kellergewölbe und Bretterverschläge, die Antiquariate und und Buchhändlerräume, die Schaufenster und Registraturen, die Bibliotheken und Papierkörbe, besonders der „Orkus“ zu Leipzig, sie alle wollen vor Dickleibigkeit und Uebersättigung bersten, die Schriftstellerei und Journalistik ist zu einer wahren Schreib-Fingerfertigkeit herabgesunken, die Menschen laufen in Papierkleidern umher, hängen Papierservietten über das papierene Vorhemdchen, greifen nach der bloß papierenen Unterhaltung der Tagesblätter, berufen und stützen sich auf papierene Vorzüge, appelliren an den papierenen Credit, und so macht denn eine Zeit, die sehr viel Papier erfordert, den Eindruck, als ob sie auch für Lumpen sorgen müsse. Das Papier ist eine schöne und eine schlimme Sache, es steht im Dienste der Wahrheit und steht im Solde der Lüge. Ein Duplicat des Weltverkehrs wird durch Papier, Schrift und Druck ermöglicht. Bald ist es die Frische der Natur, die uns aus den gedruckten Zeichen entgegenlacht, bald umspinnt uns das gedruckte Meer mit seinen Nebeldünsten dergestalt, daß wir auf's Festland der Natur hinflüchten, damit der Kopf wieder hell, das Herz wieder natürlich werde Du schaust den Bäumen, Wellen, Wolken und den Vögeln des Waldes zu, wie sie unbekümmert um das bunte Meinungsgewirr und Zeitungsgeschwätz der Menschen selbstzufrieden ihre Wege ziehen, ihr Liedlein zwitschern, ihre

Kronen neigen und fröhlich plätschernd vorüberwandern, du schaust diesem natürlichen Drama zu, athmest natürliches Leben ein und wirst dir deines richtigen Selbst und deines normalen Menscheninstinktes wieder klar bewußt. Im Walde lernst du wieder an Gott glauben — wenn du ihn auf der Bierbank solltest verleugnet haben (1878 S. 666).

In vielbewohnten Städten geschieht es leicht, daß Einer dem Andern vor die Nase baut, und so begegnet uns in der Gartenlaube nicht selten der Fall, daß plötzlich ein elender Giebel aufsteigt, wo eben noch ein gelegenes Fensterlein die schönste Aussicht geboten hatte. Daß man unser Zeitalter das papierene nennen dürfe, darüber sind sogar die Individualitäten einig, was aber sonst Charakteristisches unserer Zeit nachzusagen oder nachzurühmen sei, und zu dessen Beurtheilung eben ein sicherer philosophischer Standpunkt vorauszusetzen ist, das bringt man in den abstechendsten Farben an die Oeffentlichkeit, so daß ein späterer Geschichtschreiber, der die Gartenlaube als Quelle benützen wollte, ganz confus werden müßte.

Jahrgang 1874:

Seite

481: Unsere Zeit der Zerrissenheit und Charakterlosigkeit.

482: Die in jüngster Zeit sich häufenden Beweise für die Wahrheit der geistvollen Arbeiten eines Darwin und Häckel.

488: Die ungeschwächte Macht der katholischen Kirche.

506: In unserer gewaltigen Epoche des durch wissenschaftliche Erkenntniß triumphirenden Menschengeistes.

788: Spekulation und Schwindel sind die beiden Mächte, die heute auf dem Throne der Welt

Seite

sitzen, unter deren Herrschaft die civilisirte Menschheit seufzt und stöhnt, siecht und verkümmert.

Jahrgang 1877:

194: Wie schwer auch gegenwärtig noch aller heiße Drang und Hader einer Uebergangsperiode auf uns lastet.

195: Die Epoche der letzten zwanzig Jahre, ihre Weihe und Würde, die sittliche Beseelung und Erhabenheit ihres Eindrucks.

196: Die neue Aera, das Erlösungswunder.

Jahrgang 1878:

410: Das Auftreten des Ultramontanismus ist im Grunde nichts Anderes, als das letzte verzweifelte Zucken und Umsichschlagen eines sterbenden Organismus, der einst furchtbarer Kraftentwickelung fähig war. Je langsamer dieser Sterbeprozeß sich innerhalb einer Nation vollzieht, desto . . . . .

444: Der sehr stark in's Materialistische gerathene Zug unserer Zeit.

551: In einem Momente, wo neben der Fanatisirung und Verthierung der Massen durch den frivolsten Materialismus auch der roheste hierarchische Hochmuth seine Fahne so keck entfaltet, daß vor einiger Zeit . . . . .

846: Der handfeste Materialismus der Gegenwart . . . . die Verirrungen unserer Zeit.

So schauet her, ihr Zeitgeistkinder
Und doch des eignen Geists Negirer,
Sterngucker ihr und Hirnsecirer,

Steinklopfer und Karnickelschinder,
Ihr Knochen- und ihr Pilzefinder
Und pantschende Retortenschmierer!
Die nie ihr andern Geist erweckt,
Als den ihr seht und riecht und schmeckt,
Und ganz noch in der Urschleimwindel
Mit eurer Affenweisheit steckt!
Schau her, du Stoff- und Kraftgesindel,
Du Wechselbalg der Wissenschaft:
Durch diese vierfach mag'sche Spindel
Beweg' ich alle Kosmoskraft!

Nun mache sich Einer auf Grund dieser Citate ein Bild von unserer Zeit, ohne mit seiner Phantasie und Vernunft in Zwiespalt zu gerathen!

Daß Spekulation und Schwindel, angethan mit unächtem Pupur und falschem Hermelin, auf den Häuptern vergoldete Kronen, in den Händen gestohlene Scepter tragend, wie König und Königin hoch über den modernen Verhältnissen thronen, das scheint sogar die Lobrednerin der Humanitätsglorie einsehen und eingestehen zu müssen — ohne der menschlichen Gesellschaft das rechte Mittel der Abhilfe an die Hand geben zu können, während sich der gute Christ damit tröstet, daß in allerhöchster Höhe doch ein Anderer thront, dessen Thron, Krone und Scepter aus massivem Golde gebildet sind, und den weder Spekulation noch Schwindel, weder „Wissenschaft" noch „Humanität", weder das goldene Kneiferthum noch die complette Garnitur und die frischgewechselte Wäsche bestechen und überlisten können. Und wer ist jener oberste Weltbeherrscher? Es ist ganz derselbe Gott, der seinem irdischen Stellvertreter den Auftrag gab, seine Lämmer zu weiden und die Schlüssel des Himmelreiches zu handhaben, und

dieser Stellvertreter ist jener gute Hirt, dessen uralt heiliges Wort die moderne Zeit als einen überwundenen Standpunkt erklärt, als ob sie mit Blindheit heimgesucht wäre und das Sonnenlicht am hellen Tage nicht sehen wollte. Entweder rufe dir das Bild Christi vor die Vorstellungskraft, wenn du jenen Gott sehen willst, oder lerne ihn als unsichtbaren Geist der Allmacht und Liebe erfassen, wie du einen Syllogismus nicht sehen, sondern nur mittelst des Denkens gewinnen kannst.

Die Religion greift so tief in alle Lebensverhältnisse ein, daß man immer wieder auf sie zurückkommen möchte, auch wenn man kurz zuvor ein nichtkirchliches Thema in Aussicht gestellt hat. Um uns indessen mit religiösen Dingen nicht zu übersättigen, soll uns nun zunächst die Art und Weise beschäftigen, wie die Gartenlaube ihren eigenen Principien gerecht wird.

S. 361 von 1870: „Wir entnehmen mit Erlaubniß des Uebersetzers und der Redaktion obiges Gedicht der „Neuen freien Presse", die jeden Nachdruck auf das Strengste verfolgen wird."

S. 388 von 1874. „Im Widerspruch mit unserem Principe, nur Original-Artikel zum Druck zu bringen, entschließen wir uns heute, den Aufsatz über Gerstäcker aus der in Cincinnati erscheinenden Zeitung „Pionnier" mitzutheilen."

S. 634 des nämlichen Jahrgangs: „Des Zweckes halber möchte die Gartenlaube hier wohl einmal von ihrer Regel, nichts schon anderweitig Veröffentlichtes wieder vorführen zu wollen, abweichen."

S. 592 von 1876: „Da unser Bayreuther Referent ausdrücklich auf eine Beurtheilung der musikalischen Seite der Wagner'schen Festspiele verzichtet, so glauben wir der Vollständigkeit unserer Mittheilungen halber nach dieser

Richtung hin eine andere Feder citiren zu sollen ..... In Nr. 4305 der „Neuen Freien Presse“ spricht er sich .... folgendermaßen aus .....

S. 188 von 1879: „J. M. Wir bedauern! Bereits Gedrucktes findet nicht Eingang in unser Blatt.“

Wozu die stolze Sprödigkeit, wenn man sie wiederholt modificiren muß? Und obendrein, wie verhält sich das Princip der Gartenlaube, nur Originale zu veröffentlichen, zu ihren zahlreichen Bildern, die allüberallher entliehen und als bloße Abdrücke veröffentlicht werden? —

Das Weltblatt verwechselt zuweilen seine Competenz mit jener der Weltgeschichte. Die Bescheidenheit geziemt auch den literarischen Großmächten. „Sie schmücken sich unter einander selbst, damit sie ihre böse Sache fördern und Andere verunglimpfen“; das ist ein uraltes Lied, welches vom Saitenspiel eines vorchristlichen Sängers herrührt, der ein Hirtenknabe und dann ein König war, und diese veraltete Weise — kommt mir immer wieder auf's Neue in den Sinn, wenn ich in den Spalten der Gartenlaube lese, wie man Lorbeerkränze und Denkmäler austheilt, wie man Palmen der Unsterblichkeit an sterbliche und ausgestorbene Literaten verschenkt, wie man den Einen niederschmettert und den Andern hoch über alle bekannten Sterne hinaushebt, während man auf der entgegengesetzten Halbkugel der Weltgeschichte von jener Größe kaum den Namen kennt. Die lebende Tradition ist es, welche zu den sterblichen Geschäften der Unsterblichkeitsvertheilung einzig und allein befugt, berufen und berechtigt ist. Diese Dame führt ihre Feder selbstständig, sie vergißt weder das Soll noch das Haben einzutragen, sie führt das Hauptbuch der irdischen Geschäfte sauber und pünktlich, und während die Kammerzofe anderwärts behülflich sein mag, wie das ihre dienstliche Stellung erheischt — verzichtet

die Herrin in eigenen Geschäften ganz und gar auf der Dienerin Humanität und Dienstwilligkeit. Ihr unerbittlicher Griffel arbeitet unter der Dictatur des lebenden Volksmundes, als der Stimme Gottes, und jener wie diese achten nicht auf die Zuflüsterungen der Kammerdiener, Zofen und Unterhändler. Eine Zeitschrift hat nicht die Befugniß und kann, ohne unbescheiden zu sein, niemals das Recht beanspruchen, lebende Männer der Gegenwart mit dem formellen Lorbeer geschichtlicher Unsterblichkeit zu schmücken oder mit dem Brandmal der Vergessenheit zu kennzeichnen, das hieße der Zukunft vorgreifen und die Competenz der geschichtlichen Ueberlieferung, die Rechte des Volkmundes und das Gericht des Lenkers aller menschlichen Geschicke ursurpiren. Mag eine Zeitschrift oder irgend ein Lobredner das Denkmälersetzen noch so stark betreiben, diese Bemühung ist und bleibt doch immer eine nur formelle, denn materiell richtet über solche Fragen schließlich doch nur die Weltgeschichte selbst. Man verzeiht es gern, wenn ein Journalist irgendwie einmal einen derartigen Formfehler in der Eile begeht, allein der Gesammtton des Weltblattes nimmt mehr und mehr einen Klang an, als ob in Leipzig das Weltgericht seinen Sitz habe, um von dort aus über Sein und Nichtsein, über Tod und Leben zu entscheiden. Nicht einmal der Geschichtschreiber hat den Preis der Unsterblichkeit auszutheilen, denn er hat ihn nicht in seiner Gewalt, der todte Buchstabe bedeutet allzuwenig. Dieses Geschäft gehört wesentlich in's Ressort der lebenden Ueberlieferung. Daß Männer und berühmte Frauen gleichsam lebend von Geschlecht zu Geschlecht hinüberschreiten, das ist die Frucht des Lebens selber, nicht der geschichtlichen Aufzeichnung, es ist die Frucht der lebenden und der fortlebenden Geschichte. Warum liegt so manches unbesuchte Grab einsam und todtenstille, leer und

verlassen auf dem Friedhof der Weltgeschichte? Warum schweift das Auge gleichgültig an ihm vorüber, um ein anderes desto aufmerksamer zu beschauen? Um wieder einmal auf das religiöse Gebiet abzuschweifen, wie unendlich groß und gewaltig erscheint uns die geschichtliche Bedeutung Christi in diesem Lichte! Ein David Friedrich Strauß machte den wissenschaftlichen Versuch, dem Christenthum allen geschichtlichen Boden zu entreißen, nicht daran denkend, daß das lebende Christenthum seinem gelehrten Wortreichthum vollständig Hohn spricht, und daß dieses lebende Christenthum mehr beweist, als die gesammte Geschichtschreibung widerlegen könnte, auch wenn kein einziges Evangelium aufgezeichnet worden wäre. Christus stützte sich keineswegs auf die Gunst seiner Zeitgenossen und ihrer Zeitschriften — — er verschmähte ihre Contrasignatur und erwies sich als Einer, der den Tod selbst in seiner Gewalt hatte und den Triumph der Unsterblichkeit feiern konnte, wie's Menschen sich kaum zu denken und vorzustellen wagen. Ihn, der alle Buchstabenkunst verschmähte, weil er ihrer nicht bedurfte, wollte ein David Friedrich Strauß mit seiner Schriftenvergleichung zu einem bloßen Menschen degradiren, während er doch die zweite Person der Gottheit war. Das wahre Leben Christi verhält sich zum gemachten und erdachten „Leben Jesu" von Strauß wie sich die Krücke zur Adlerschwinge, der Falkenblick zur Blindheit verhält. Was Christus war und lehrte, was er that, und was ein Christenherz empfinden kann, das Alles überschreitet jegliche Kunst der Aufzeichnung und der geschriebenen Geschichte. Das Leben Christi läßt sich kaum mit Gedanken, geschweige denn mit Worten und Buchstaben erschöpfend umfassen. Wer könnte eine Geschichte Gottes schreiben? Arme Perrückenhäupter! —

Auch der Irrthum hat seine lebende, besonders seine

geschriebene und gedruckte Tradition, sonst hätte jene Nachwelt, die sich auf den Irrweg zu begeben gedenkt, keine geschichtlichen Quellen und keine historischen Belege. Daran möge man erkennen, wie groß die Verantwortlichkeit der Publicistik werden kann. Der Irrthum hat wie die Wahrheit einen eigenen Haushalt und ist stolz auf seine Familienchronik. Wie die Gartenlaube zur geschichtlichen Beglaubigung irriger Dinge stolz nach den Papieren ihrer Ahnen greift, wo allerdings merkwürdige Sachen schwarz auf weiß zu lesen sind, so auch wird sie selbst „ohne Zweifel in späteren Zeiten eine Quelle sein, aus der Schriftsteller Material für umfangreiche Arbeiten und Belege schöpfen. . . . . Weßhalb soll diese Quelle getrübt werden?“ (1874, S. 393).

Daß sie als Quelle wird benützt werden, steht außer Zweifel, aber von wem und wozu und als Quelle wessen? Die Materialisten der Zukunft werden in ihr dasjenige nicht verkennen, was sie selbst an einem Voltaire zu schätzen wußte, und ihre spätgebornen Freunde werden ihr Gleiches mit Gleichem zu vergelten wissen, denn „auch durch des Uebels Reiche waltet fürchterliche Sympathie“. Dagegen wird der positiv christliche Schriftsteller der Zukunft vielleicht so glücklich sein — glücklicher als wir Lebenden — zur Aufklärung über diese und jene Thatsachen und zur Ermittlung ihrer Ursachen auf diese und jene Spalten der Gartenlaube hinzuweisen, weil sich in ihnen die damalige Zeit der Emancipationssucht und Gottesläugnung am klarsten spiegele. Was ein Weltblatt der Gegenwart ist, kann keine Winkelschrift der Zukunft sein. Ein Zeitorgan von dieser Bedeutung wird sicherlich als Quelle dienen, und es wäre im Interesse unserer Nachkommen zu wünschen, daß sie an den Früchten erkennen möchten, ob meine Kritik eine rechte oder unrechte gewesen sei.

Die Zeitungsungeheuer der Gegenwart und mehr noch die Sandkörner am Ufer des gedruckten Oceans werden, was ein großes Glück für die Menschheit ist, zu praktischen Tagesbedürfnissen verwendet, während man den „handfesten Materialismus“ der Primadonna in handfestes Leder oder in solide Leinwand einbinden läßt, aber selbst die solideste Buchbinderarbeit hat nicht die Machtvollkommenheit, irgend einen Menschen zu „verewigen“ oder zu vernichten.

1876, S. 40: „Obwohl uns von drei Seiten authentische Portraits des Bremerhavener Verbrechers und sogar eine Handzeichnung zugegangen, welche denselben auf dem Sterbebette darstellt, so glauben wir doch davon keinen Gebrauch machen zu sollen, da wir es nicht für die Aufgabe unseres Blattes halten, die Züge des Mörders zu verewigen.“ Nach dieser Aeußerung zu urtheilen, hegte die Gartenlaube Besorgniß, sie könnte die Gutthat der Verewigung an den Unrechten verschwenden, als ob das Interesse für die Physiognomie eines Menschen zwischen Laster und Tugend einen Unterschied mache. Das bereits besprochene „berühmt und berüchtigt“ böte besonders an dieser Stelle reichlichen Stoff zur näheren Besprechung. Ist jene Dame — 1873, S. 251 — mit dem großen Bischofskreuz auf dem keuschen Busen eine Tugendheldin gewesen, weil sie der Verewigung in Wort und Bild gewürdigt wurde? Ihre Schönheit wahrlich konnte das Motiv ihrer Portraitirung nicht gewesen sein. Nicht der Adele galt das Monument, sondern dem großen Bischofskreuz an der massiven Halskette als dem Symbol jesuitisch ultramontaner Heuchelei und Schlechtigkeit. Hätte der Bremerhavener Verbrecher als Jesuit seine haarsträubende Schandthat mit dem Tugendschimmer eines Spitzederkreuzes in pikanten Contrast gesetzt, dann wäre ihm das Denkmal

seitens der literarischen Weltmacht schwerlich entgangen. Ich erblicke in einem breit über die Brust herabhängenden Kreuze ebenso wenig den Beweis der Katholicität, als ich im goldenen Kneifer das Wahrzeichen der Pfiffigkeit, Genialität und Bildung erkenne. Und nun ein Wort über Literatur! Der Literaturbrief für den Damengeschmack wird das Pendant bilden.

Die Gartenlaube empfiehlt dem lesenden Publicum S. 829 von 1874 ein neuliterarisches Werk mit den Worten: „Denn es gibt gegenüber der großsprecherischen Behauptung von der Ohnmacht und Armuth der heutigen deutschen Dichtung den erfreulichen Beweis, daß unser Dichterwald an frischen und ursprünglichen Talenten gegenwärtig so reich ist, wie er je war", und S. 402 des nämlichen Jahrgangs war man folgender Meinung: „Nie betritt die wildfremde Muse — es handelt sich nämlich um jenen Dichter, dessen Muse eine Rothhaut sein soll — die ausgefahrenen Geleise des Epigonenthums, welches gegenwärtig in allen Culturſprachen florirt .... daß diese Gesänge in unserer trockenen, poesiearmen Zeit wie Brander zündeten, ist leicht begreiflich." Es ließe sich einwenden, diese Poesiearmuth sei eine Landplage Englands und des Landes der Rothhäute, und ich hätte die Schilderung auch in diesem Sinne aufgefaßt, zwänge nicht der vorhergehende Satz den Leser dazu, dem Verfasser, der sich im renommirtesten deutschen Blatte darüber vernehmen läßt, eine allgemeinere Intention zu unterbreiten. Die „ausgefahrenen Geleise des Epigonenthums, welches gegenwärtig in allen Culturſprachen floriren" soll, sind auch in Deutschland sprüchwörtlich geworden, und ist irgend-

welche rühmliche Ausnahme zu verzeichnen, dann sind es natürlich die „liebenswürdigen“ Sänger der Gartenlaube und ihre wildfremden Musen. Unsere Zeit ist weder poesiearm noch an frischen und ursprünglichen Dichterseelen so reich, als es frühere Zeiten waren. Mit Schiller und Göthe steht der deutsche Genius auf seinem Höhepunkte, und was seitdem geleistet wurde, befindet sich im Großen und Ganzen auf der schiefen Ebene, um von Neuem, wer weiß wann, zur neuen Höhe hinanzudringen. Wie unsere Zeit ist unsere Dichtung. An Formenglätte — die Kunst der Phrase miteinbegriffen — steht sie höher, als die vergangenen Perioden, an poetischem Gehalt steht sie der materialistischen Strömung ebenbürtig zur Seite.

1879, S. 274: „Ein Schillerpreis — Gekrönter. ... Der Pfarrer von Kirchfeld, Volksstück mit Gesang in vier Acten .... Kriegsschauspiel ... Allerlei Gerüchte... dieses Stück enthalte freisinnige Ideen; das Cölibat der Priester würde darin lächerlich gemacht, die Herrschaft des Papstthums bekämpft. Gewiß stellte die größere Zahl der Theatergänger sich den Pfarrer von Kirchfeld als einen niederträchtigen Kerl vor, der unter erheuchelter Frömmigkeit das bekannte Hocuspocusspiel mit der Religion treibt, der hetzt statt versöhnt, der salbungsvoll die Tugend predigt, um hinter der Gardine mit cynischem Lächeln sich ihrer Verletzung zu freuen ..... Auch ich dachte mir, ehe ich das Stück kannte: der Pfarrer ist ein niederträchtiger Kerl .... Der Graf von Finsterberg ... als Patron von Kirchfeld ist mit dem jungen Pfarrer, Namens Hell, unzufrieden, weil dieser, die reine Menschenliebe predigend, seine Gemeinde abhält, thörichte Wallfahrten anzustellen, weil er sie nicht gegen die Obrigkeit aufhetzt 2c. ... Die Unnatur muß bekämpft, der Menschlichkeit muß ihr Recht werden — das ist das Thema des

Stückes, welches ebenso gut wie Gutzkow's „Uriel Acosta" ein lichtfreundliches Tendenzdrama genannt werden kann .... Gewaltige Schlagkraft ..... Kampf der Humanität gegen blinden Götzendienst ... Seit dem Erfolg desselben lebt er als Schriftsteller in Wien ... er besitzt den Glauben an die Menschheit ... und dieser Glaube heißt ihn die großen, befruchtenden, segensreichen Ideen der Geistes- und Herzensbildung — die Aufklärung — unter das Volk tragen ... er kämpft gegen die Verlogenheit unserer gesellschaftlichen Zustände ... Sein viertes Gebot heißt: Erziehet eure Kinder so, daß sie Vater und Mutter lieben müssen! .... daß man staunend steht vor dem .... Genius. Unter seinen Komödien ist ... die genialste „die Kreuzelschreiber" .... Seine Bösewichter sind nicht verdorben von Haus aus; sie sind durch Schicksale, durch verfehltes Leben, verfehlte Liebe schlecht geworden. .... Schlagkraft .... Ein Dichter, der so aus dem Herzen des Volkes spricht, ist eine Macht für das Volk ..... Die jüngste Vertheilung des „Schiller-Preises" hat ... auch den Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld" berücksichtigt. Es ist die Stimme der berufenen Kritik, welche hiermit ihr Urtheil gesprochen hat. Das Publicum hat ... ihm den Kranz auf's Haupt gedrückt .... Das ist sicher ... er ist ein echter Poet; er ist ... der kräftigste Dramatiker, den unser Theater gegenwärtig besitzt."

Das ist Kulturkampf, Humanität, Aufklärung und Materialismus, aber keine Kunstkritik. Beherrscht der einseitige Realismus auch die Bühne? Reelles Geschäft, echtgefärbte Stoffe, reelle Bedienung! Die Humanität als Gegensatz des „blinden Götzendienstes" steht diesem Regisseur wie eine moralisirende Pfarrersgattin zur Seite? In der Meinung, um ein Mann der Zukunft zu werden, müsse der Dichter ein Günstling der Gegenwart

sein und seinem Publicum das herrliche Spiel ablisten, wie man geistig von Hand zu Mund lebt, verpflanzen die gefeierten Sclaven des Zeitgeistes, dessen Beherrscher sie sein sollten, das reelle Leben mit exquisiten Federstrichen auf die Bühne, und was ihnen die bleibende Idee — die Kunstidee versagt, müssen sie, um nicht gänzlich effectlos dazustehen, den handfesten Grundsätzen der Tagesmoral entlehnen. Bald erscheint uns ihre Bühne als Rauchcabinet, bald als Loge — Modebazar und bald als öffentlicher Beichtstuhl. Was sich allda sehen und hören läßt, sind patente Kerle, gutmüthige Faulenzer, verlogene Geldinteressenten, berufstreue Philister, sogenannte humane — Ehrenmänner, unvermeidliche Commerzienräthe, Cigarrenständer und Cigarettenkapseln neuester Façon, Lackstiefel und Reitpeitschen, feine Négligés, Wucherer und Bonvivants, bloße Wortspäße, die sich meist aus Tageswitzen recrutiren, und überhaupt alles Sicht- und Greifbare, alles Bühnenhafte — nur keine geniale und genial durchgeführte Idee, kein Ideal. Man hat sich amüsirt — und geht wieder, um endlich ein Geschäft zu verrichten, zu dem man während der Vorstellung gereizt worden, aber als bloßer Zuschauer nicht berechtigt war — um sich eine — anzuzünden. Wohlassortirte Privatgarderoben des Schauspielpersonals decken schier das ganze Costümbedürfniß, kein Flitter mehr, keine Rittergestalten — Alles reell, sogar die Kunstideale!

Und man schämt sich nicht, einer solchen Bühnenwirthschaft die Krone der „Schiller — — — Preise“ aufzusetzen? Hätte doch der ideale Genius eines Schiller die Machtvollkommenheit, Fleisch und Blut anzunehmen und diese Wechsler ihres Zeitalters mit der Geißel aus dem Tempel der Aesthetik hinauszutreiben und ihre Marktbuden über den Haufen zu stoßen. Ihr macht den Tempel

der Kunst zu einer Billardstube! Laßt eure materialistische Gorillaweisheit verbrennen — und verwechselt die Bühne nicht mit dem Pflaster der Trottoirs und mit den Kathedern der „Humanität"! Bringt eure Widersprüche nicht auch noch auf die Bretter, und hätten eure Dichter materialistische Philosophie studirt, dann müßten sie wissen, daß die Bösewichter „immer nur erzogen" und nicht erst durch verfehlte Lebenswege zu Verbrechern gemacht werden. „Die Kunst kennt überhaupt keine Tendenz" — aber man bekränzt die Tendenzmaler und die Tendenzdichter mit ihren Tendenzbildern und Tendenzdramen in der hervorragendsten Weise. Wäre der Pfarrer von Kirchfeld als ein niederträchtiger Kerl — es gibt Judasseelen — wirklich gebrandmarkt, und wäre ihm dieses Brandmal in technisch richtiger Weise aufgedrückt, dann träfe ihn wenigstens der Vorwurf nicht, daß er weder kalt noch warm, sondern so — ist, daß man ihn ausspucken möchte aus einem geschmackliebenden Munde. Das sind nach dem Urtheil der „berufenen Kritik" die „kräftigsten Dramatiker" unserer Zeit. Berufene Kritik!! Sie möge zuerst andere Kunstbegriffe aufstellen, denn mit einem Schiller'schen Genie läßt sich's nicht vereinbaren, daß man Klotz und Hackbrett des Alltagslebens auf die Bretter stellt, um seine realistischen Fleischklumpen angesichts des Publicums klein zu hacken. Verwechselt die Schenke nicht mit der Bühne! So krönt ein Verehrer Schillers die „Schillerpreis — Gekrönten."

Wo die „Wissenschaft" alles Ideale zertrümmert, sollte die Poesie als Rächerin des zertrümmerten Götterfitzes auftreten, allein unsere Dichter — selten die Ausnahme — lassen sich von der Zeit umgarnen und beherrschen, statt ihr zu diktiren:

„Der frei'sten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht!".

Daß die Gartenlaube in einem einzigen Athemzuge von nicht weniger als 65 reichstreuen deutschen Poeten spricht, ohne die nicht reichstreuen mitzurechnen (1874, S. 298), das ist ein Charakteristikum der modernen Literatur. Bilden jene 65 Dichter den Gesammtvorrath im Lagerhause des reichstreuen deutschen Genius, oder muß man diese Zahl mit sich selbst multipliziren, um die Summa Summarum der gegenwärtigen reichstreuen Sänger zu gewinnen? Wie stellt sich das Rechenexempel hinsichtlich der nicht reichstreuen? Ein wahrer Schlaraffenzustand der Kunst und Literatur! Jede Großstadt muß ex officio Künstler ersten Ranges, Meister der Dichtkunst, Genies nach Dutzenden aufzeigen können. Jeder Kunstanzeiger bringt die berühmtesten Namen nach Hunderten, und wollte man sie quartalsweise sammeln, nach Tausenden. Verse, die zum Erbrechen reizen, schickt man in die Kabinete der Könige und eranstandet sich eine königliche Huldigung in Form einer Höflichkeitsformel. Wohin man schauen mag, allüberall wimmelt's von Genialitäten, und doch ist diese Zeit eine so wirrenvolle, unselige, verhängnißschwere, materialistische! In jeder Hecke eine Nachtigall, auf jedem Ast eine girrende Taube, unter jedem handbreiten Stück Himmel kreist ein Genie, als wäre die Epidemie des Größenwahnes ausgebrochen. Aus den delphischen Orakelsprüchen der offenen Correspondenzen ließe sich eine vollständige Grammatik der literarischen Blumensprache zusammenstellen. Wer keine Novelle nach Leipzig importirt hat und kein Gedicht auf seinem prosaischen Gewissen trägt,

der kümmert sich um den Briefkasten weniger, allein die Kritik muß selbst in den dunkelsten Winkel des Briefkastens hineinleuchten, ob kein Gewebe herunterzufegen sei. Welche Blamage hat die deutsche Lyrik an dieser Orakelstätte schon erfahren müssen! Welche Anfragen an die überladene Redaction, die jeder Buchhändler beantworten könnte! Welche Klassicität ist dazu erforderlich, einen Platz in der Weltlaube einnehmen zu dürfen. Wie bewundernswerth ist die Harmlosigkeit des Briefkastens! Einem Anfragesteller — nebenbei bemerkt —, der sich über die Promotio in absentia informiren wollte, wurde S. 811 von 1870 die Antwort zu Theil: „Verhehlen können wir Ihnen nicht, daß wir Ihnen das Doktordiplom nicht ausstellen würden und zwar einfach darum, weil Sie eine solche Anfrage erst nöthig haben.“ Nach S. 851 desselben Jahrgangs zu urtheilen, hatte die Gartenlaube selbst eine solche Anfrage erst nöthig. — — In 1878, S. 784 consultirt ein gewisser Bückeburger den Briefkasten betreffs neuer Lyrik für den Weihnachtstisch, während ein S. 479 des gleichen Jahrgangs stehender Literaturbrief gerade die neuere Lyrik kritisch behandelt, und anzunehmen ist, daß jener Bückeburger, der einen so rühmlichen Sinn für die Lyrik bekundet, Abonnent der literarischen Weltmacht sei und jenen Literaturbrief, obgleich an eine Dame gerichtet, nicht übersehen habe. Die an den Briefkasten S. 290 von 1878 gerichtete Bitte um Gewährung von Stipendien auf heilige Messen seitens eines schlecht situirten Geistlichen, der in Böhmen wohne, klingt in der That böhmisch, und sie klänge noch glaublicher, wenn gleichzeitig eine gleiche Anfrage aus Spanien eingelaufen wäre.

Ueber die Werke der Todten hat die lebende Kritik bereits abgeurtheilt und ihren Himmel, ihre Hölle ihnen angewiesen, das ist die Autorität des Alten, aber auch

das Neue, noch Ungeprüfte hat seinen Zauber, das Raschlebige seinen Augenblick — seinen Gott. Dieser schuf nicht allein das stolze Gebrause des Oceans, sondern auch den kurzlebigen Schmetterling und die welkende Blume. Beide hinterlassen den Keim ihrer zeitlichen Unsterblichkeit. O du schöne weite Welt! O du Jammerthal! Wenn das Gebilde der Meisterhand von den Recensenten abhängig wäre! Das Genie sucht die Neuheit nicht, sondern gebärt sie; das Erkünsteln des Neuen verräth immer das Nichtgenie. Sofern die geniale Befähigung Geschenk der Wiege und deren Ausbildung Sache des Beschenkten ist, werden wir in allen kunstgerechten genialen Neuheiten niemals den klassischen Hintergrund vermissen. Auch die Kunst ist eine im Fortbau begriffene. Ohne die Hinterlassenschaft Roms und Griechenlands wäre die geniale Befähigung späterer Meister niemals zu ihrer bekannten Blüthe herangereift. Was dem Schüler die gemeinsame Schule der Zahlen, Buchstaben und Worte, das ist dem Künstler die klassische Literatur als ein vorbildendes Alphabet der selbsteigenen Compositionen. Schüler und Künstler verwerthen die gemeinsamen Zahlen und Buchstaben zu ihren individuellen Zwecken.

Auch das Genie hat seine Mängel, und darum haben auch die Parteien ihre Kunstgenies. Das fehlerlose Genie leistet keiner Partei, und wäre sie auch die bessere, Vorspann. Bissige Epigramme auf den Papst können unmöglich aus einem ästhetisch unverdorbenen Dichterherzen entspringen. Der unverdorbene Genius huldigt dem Ausruf des Meisters:

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt,
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!"

Man beurtheile die Dichter darnach, ob sie Haß und Hader oder Liebe singen; jener Geist, der als Höchstes und Schönstes aus der Gottheit ausstrahlt, soll auch den ebenbildlichen Geist des Künstlers beherrschen. Auch die Priester des Musentempels sollen das Wahre und Gute fördern, indem sie demselben die schöne Seite abzugewinnen suchen. 1874, S. 505: „Die Dichtkunst hat das Unglück, daß die überwältigende Mehrzahl ihrer Jünger aus Nebenbeipoeten besteht.“ Auch nebenbei gelingt manches Gute, und ein nebenbei gelungenes Volkslied hat einen größeren Werth, als zwanzig Bände berufsmäßig zusammengehäufter Verse, denen man die Knöchel schon an der ersten Zeile ansieht. Gerade an berufsmäßiger Schulmeisterpoesie ist unsere Zeit überreich. Selbst klassische Dichter werden von diesen Schulpoeten an formeller Fertigkeit zuweilen übertroffen, weil letztere in Ermangelung des genialen Gemüthes von der Intelligenz leben müssen, welche die Formen prüft. Die ganze Literatur zeigt nicht einen einzigen Schriftsteller und Dichter auf, dem nicht Etwas gelungen wäre, das den Schein des Wahren trüge. Der Dichter nachstehender Verse (1878, S. 387):

„Fünfzig Jahre schon begraben —
Fünfzig Jahr', und welche Zeit!
Hörtest du, wie von den Raben
Der Kyffhäuser ward befreit?
Ward nicht Göthe's Sarg lebendig?
Grollte nicht im Todtenhaus
Friedrich Schiller's Ruf unbändig:
Auf! jetzt eilen wir hinaus!“

hat schon bessere Produkte geliefert. Auch das sind die schlimmsten Poeten nicht, die sich darüber vergewissern möchten, ob kein Sänger der Zukunft unbemerkt an ihnen

verloren gehe. Auch jene sind es nicht, die ihre guten prosaischen Gedanken in schlechte Verse gießen; die schlimmsten Gesellen sind jene versgewandten Pfuscher, welche die Muse wie eine Stallmagd und einen Kehrbesen der Tagespolitik behandeln. Uneins mit sich selbst predigen sie Einigkeit. Sie lachen und verzweifeln mit ein und demselben Gesichte. Sie schleichen an den Gräbern der großen Todten umher und nähren sich von Würmern, weil ihnen die Flügel fehlen, den Höhenflug nachzuäffen. Sie befassen sich mit Entstellung katholischer Sagen und Legenden, weil sie zum Gesang der Ehre Gottes moralisch unfähig geworden sind; sie bemächtigen sich diebischer Weise der Tempelgeräthe des Musendienstes, um ihren schändlichen Götzen zu opfern. Es gelingt ihnen, mittelst ihrer Versefertigkeit die große Menge zu täuschen, denn zwischen Dichter und Reimkünstler zu unterscheiden, ist nicht Jedermanns Sache.

Hast du schon Menschen von Wachs in Wachscabineten gesehen,
Glaubst du es sei ein Gedicht, weil es in Versen erscheint?
Besser das bunte Gestrüppe des wildverwachsenen Urwalds,
Als die geglättete Form ohne poetischen Stoff.
Drechseln muß auch der Meister, doch drechselt er immer ein Kunstwerk,
Während das falsche Genie Caricaturen erzeugt.

Läßt sich die Nachahmung nicht einmal eine talentvolle nennen, so kann sie als Papierwäsche bezeichnet werden, und diese Art von Papierwäsche ist wirklich eine Nachahmung der Natur. Das natürliche Original, welches nachgeahmt

werden soll, wenn sich der Unberufene zu poetischer Thätigkeit berufen wähnt, ist die Naturgabe der Genialität. Diese Perle ist eine so seltene, als müßtest du ein ganzes Meer durchtauchen, sie aufzusuchen, und worin besteht diese Perle? — Während Fähigkeit und Talent, Gedächtnißkraft und Scharfsinn alle möglichen Zeugnisse, Prüfungsresultate, Doctordissertationen und ähnliche Probirsteine zu ihrer Legitimation vorweisen müssen, und während diese Papiere sauer erworben werden, geht das Genie spazieren, fühlt und denkt, setzt sich einige Stunden an den Arbeitstisch, und siehe da, das Examen ist in Form einer einzigen genialen Idee glücklich abgelegt, die schöne Kunst ist um einen ästhetischen Genuß, die Philosophie um ein Princip, die Mechanik um eine Triebkraft, die Welt um eine Errungenschaft reicher geworden. Talent ist Verständniß, Genie Erkenntniß. Letzteres ist mehr mit Muth, Gemüth und Begeisterung verwandt, als mit Capacität und Gedächtniß. Ein schlechter Schuljunge kann ein Genie sein, und der mit allen Verdienstkreuzen überhäufte Schüler hat vielleicht keinen genialen Funken in sich. Das Genie will erst erwachen und mittelst gegensätzlicher Erscheinungen zum Bewußtsein seiner selbst gelangen. Gott erzeugt das Genie, und Niemand anders ist im Stande, dasselbe zu dem heranzubilden, was es seinem Keime gemäß werden soll, als der eigene geniale Instinkt und die Hochschule des Lebens. Dieses glättet jene Metalle und Edelsteine, welche die Schöpfung aus ihren verborgenen Geistesquellen und Gemüthstiefen heraus-
gibt. Wir sollten Keinen bemitleiden, der zuerst des Lebens harte Schule an sich erfahren mußte, bevor ihn das Geschick die Früchte seiner Wiegengabe kosten ließ. Wie das aus Stoff und Geist zusammengefügte Wesen, der Mensch, nur dann sich bildet, wenn die an beide

Wesenheiten geknüpften Bedingungen erfüllt werden und gleichen Schritt mit einander halten, so muß der geniale Geist die Bedingungen seines genialen Aufkeimens und Erwachens erfüllt sehen, wenn die angeborene Möglichkeit in der vollendeten Genialität sich verwirklichen soll. Nichts hat die Gewalt, den geborenen Funken auszurotten, solange nicht der Himmel selbst das Geschenk zurückfordert, das er gegeben hatte, und selbst der Mißbrauch dieser Himmelsgabe kann ihren genialen Charakter nicht vertilgen. Weder Armuth noch Sklaverei, weder Kerkerwand noch Folter kann mit Erfolg dem Genius befehlen, daß er dasjenige nicht sein solle, was er nach eisernen Gesetzen sein muß. Der geniale Sinn ist zu universell, als daß er sich mit den Grenzen des sichtbaren Horizontes und mit den engen Schranken des menschlichen Wirkens begnügen könnte. Sein unverfälschtes Fühlen sagt ihm, wie sein Glaube, daß eine Wissenschaft, welche die Unsterblichkeit läugne, falsch sein müsse. Der Geist will fortleben, und er kann das Gefühl des hoffnungslosen Sterbens nicht ertragen. Ein solches Lebewohl auf immer ist, wenn nicht undenkbar, doch gefühllos. Begeisterung ist das Aufjauchzen des Gemüthes im Gefühl der Unvergänglichkeit unsterblicher Gedanken und unvertilgbarer Ideen. Wer sich berauschen muß, um begeistert zu sein, kennt die wahre Trunkenheit der nüchternen Begeisterung nicht. Der Genius bedarf keiner aufsteigenden Perle, er begeistert sich in seinem eigenen Gefühle und Gedankenspiele. Dieses Spiel der Gedanken und Empfindungen ist zu eigenartig und seltsam, als daß es mit Worten ohne Sang und Ton in gemeinbegreiflicher Weise beschrieben werden könnte. Die Kunst selbst repräsentirt jenes wundersame Spiel, und sofern das Genie sich im Gemüthe offenbart, ist die Musik seine Lieblingskunst. Der Ton begeistert

als Ton, während das Wort nur dort begeistert, wo ihm der Zusammenhang einen Sinn verleiht. Es gibt gehaltvolle Töne und gibt tönende Phrasen, wie sich Wort und Farbe zu stilvollen und sinnlosen Compositionen verwenden lassen. Auch das Genie ist ein mannichfaches; hier eine stolzgekrönte Eiche, dort ein Veilchen am Wege, hier ein sanft verlöschender Stern in dämmernder Nacht und dort ein der Mittagssonne zuschwebender Adler. Das Nachahmungstalent oder die geniale Perrücke begegnet uns hier als Papierblume, dort als Pudel im Löwencostüm. Durch die Mannichfaltigkeit der geistigen Werkzeuge und Wünsche hat Gott die Poesie und Prosa, ja das ganze mannichfaltige Leben und Weben der Erde geschaffen, und durch seine eigene gewaltige Schöpfungsidee, die in ihrer Verwirklichung als Universum vor uns steht, hat er zugleich die Methode des Schaffens und die Modelle des zu Schaffenden den kleinen Nachschöpfern, den Poeten und Künstlern an die Hand gegeben. Wie kein einziges Gedicht den Dichter ganz repräsentirt, aber auch kein einziges ihn verkennen läßt, so bildet das Universum nur ein Einzelwerk der schaffenden Gottheit, welches ihre Größe und Eigenart erkennen, aber nicht ganz umfassen läßt. Mag's der Volksdichter naiv den Elementen der Natur und seiner eigenen Naturgabe ablauschen, was er singt, mag der kunstgeübte Sänger einen philosophischen Kern in die freigeschaffene Schale hüllen, immer aber werden beide das Ideale, das bewußte oder instinktiv angestrebte, nicht umgehen können, und das Ideale verfolgend müssen sie zur Erkenntniß höherer Wesen gelangen. Kein Ideal ist denkbar, wenn ihm kein Urgedanke zu Grunde liegt, aus dem das Ideal als aus einer vorgängigen Idee hervorgegangen ist. Jene selbstgeschaffenen Compositionen des Menschengeistes beruhen auf den Elementen der gottge-

schaffenen Ideale, und wir besitzen nicht die Fähigkeit, irgend ein Seiendes zu denken, das nicht in seinen Elementen oder Wesenseinheiten bereits existent ist. Wir können auf keinen Gegenstand eine Idee übertragen, den wir nicht kennen, und indem wir denselben kennen, fordert er durch seinen Eindruck auf uns gerade diese und keine andere, mit unserem Seelenvermögen verwandte Idee und Empfindung. So steht auch der schaffende Künstler in der Werkstatt Gottes, aber es ist keineswegs Poesie, das vorhandene christliche Evangelium in Verse zu setzen. Was Kunst sein soll, muß unbedingt Originalität und Selbstständigkeit auch in Bezug auf den Inhalt bekunden, denn wir sind nun einmal von Natur dazu geneigt, alles Nachahmen und Nachäffen instinctiv von uns abzuweisen, es sei denn, daß sich der Künstler gerade die Kunst der Nachahmung zur Aufgabe setzt, ohne sich selbst den Schein jener nachgeahmten Originalität andichten und ankünsteln zu wollen. Gott ist unendlich und unerschöpflich in seinen Ideen und Werken, und das ist die Bürgschaft, daß auch das geniale Element unter den Menschen niemals aussterben wird. Daß der Mißbrauch desselben und die Nachäffung nicht ausstirbt, dafür läßt er die Menschen sorgen. Es ist wiederum zu unterscheiden zwischen bewußter Nachäffung und Einbildung, Selbsttäuschung und Größenwahn. Bleibt sich, um mit Schiller zu reden, schon das wahre Genie selbst ein Geheimniß, wie viel näher liegt die Gefahr, daß sich die wirklich eingebildete Genialität allüberall breit mache, wo man dieselbe täglich fordert, weil man von der Sündfluth der mittelmäßigen Talente mit ihrer Schulweisheit überschwemmt wird. Sobald die genialseinsollende Geistes- oder Gemüthsthätigkeit Geburtswehen verursacht und die gesammte Seelenverfassung aus ihrem normalen Geleise hebt, kann man sich getrost

eingestehen, daß der Genius an dieser Stelle keine Filiale errichtet hat, denn was sich nicht leicht und natürlich wie von selbst und wie ein überraschendes Geschenk des Himmels gibt, das bekundet niemals den Charakter der Genialität. Was dem Genius ganz natürlich ist, erscheint dem anders gearteten Menschen wie ein halbes Wunder und wie Hexenkunst. Da meint wohl Mancher, um ein Schiller werden zu können, müsse man ein Schwabe sein, eine Laura lieben, die Karlsschule besuchen, vierzehn Tage eingesperrt werden, in Weimar, in fürstlicher Gesellschaft leben und sich der Gönnerschaft wo möglich eines Herrn Göthe erfreuen, oder man müsse, um die sachverständige Ruhe Göthe's nachzuahmen, zuvor den Schlafrock anziehen uud seinen Gedanken auf dem Sopha nachhängen. Ein Anderer meint, um etwas Geniales zu sagen, müsse man den Kothurn anschrauben, auf Stelzen gehen, den Luftballon der Rhetorik besteigen, nach unbekannten Fernen spähen, ob sich die Inspiration der Muse nicht bereits auf dem Herweg durch die Wolken befinde, und als müsse man dieselbe bejahenden Falles mit ängstlicher Jägermiene im Zickzackfluge zu erhaschen suchen. Einfachheit, Ruhe und Klarheit sind die Kennzeichen des wahren, selbstbewußten Genie's, floskelhaftes, schwulstig schwärmerisches Uebereilen und gelehrte Verworrenheit die Signatur der Einbildung. Wenn's den Literaten gelüstet, seine Geistesprodukte in den Schmuck der Kornblumen, des Immergrüns, der Schneeflocken und Märzveilchen, der Cypressen und Trauerweiden zu hüllen, und wenn er diese Schmucksachen am liebsten für die „fröhliche selige Weihnachtszeit" präparirt, dann steht der Genius einige Schritte abwärts, schaut nachsinnend zur Seite und lächelt. Ein echtes Kind unserer Zeit weiß die letzte Erlösungswoche der Adventstage auch den Literaten nützlich und dem

Buchhandel förderlich zu machen; es liegt ein seltener Reiz auf den schönen Einbanddecken, solange die Bescheerung erst abzuwarten ist. — Nach Umfluß der Feiertage machen die übriggebliebenen Exemplare einen höchst überflüssigen, fast lächerlichen Eindruck, denn die ganze Unsterblichkeit ihres Inhalts war auf die Weihnachtswoche berechnet. Nachrufe an Verstorbene werden täglich in Umlauf gesetzt, so traurig köstlich, daß man in Zweifel geräth, ob man dieselben vielleicht für schlechte Witze der handwerksmäßigen Gelegenheitsdichter halten dürfe. Wie alles an sich Gute, Schöne und Nützliche, wird auch die Kunst der Rede und das Feld der Literatur in die geschäftlichen Interessen des Lebens hineingezogen, und je schlechter die Zeiten, desto raffinirter werden die Menschen auch in diesen Dingen. Die Presse wird zu einem Doppelgänger des mündlichen Weltverkehrs, des guten wie des schlimmen. Wir treffen zuweilen einen Freund, der's ehrlich meint, aber wir begegnen auch dem Heuchler, der uns schön zu sprechen weiß — und dennoch in seiner Lebensphilosophie dem Grundsatz huldigt, das gesammte irdische Leben und Treiben beruhe einzig auf den Künsten der mimischen Ueberlistung. Auch die Mimik ist etwas Schönes, Löbliches, ist doch die Mimik in Wahrheit eine bedeutsame, weittragende Kunst, aber sie findet ihre Werkstätte auf der Bühne, nicht auf dem Boden des wirklichen Lebens. Wer zu der Anschauung gelangt, das Leben erfordere die Intriguantenkunst der Bühne, wird dieses Princip dem Weltverkehr seines eigenen Innern zu verdanken haben. Wohin käme die Welt, wenn das Leben in Wirklichkeit nur eine Komödie sein sollte, und wenn jeder Mensch mit der Achtsamkeit eines Schauspielers jeden Augenblick auf der Hut sein müßte, was gespielt wird, ob auf- oder abtreten, lachen, weinen, fluchen, hassen oder

lieben? Auf graden Wegen in's Elend rennen ist besser, als auf Schleichpfaden zu hohen Ehren gelangen, trägt ja jeder Mensch ein Retourbillet in seiner Brieftasche, das dorthin zurückweist, wo's ausgestellt wurde, zum Schalter der ewigen Gerechtigkeit, und was auf dem Hinweg verschuldet wurde, muß auf dem Herweg ausgeglichen werden. Der unbetrügbare Inspectionsbeamte ist das Gewissen. Das Nämliche gilt vom gedruckten Verkehr, der eben des Druckes wegen gefährlicher ist. Auch hier begegnet uns das mimische Element, das Buchstabenauge mit seinen verlockenden Blicken, das Spiel der Worte mit seinen lachenden Mienen. Wo der Schwätzer seine Weisheit und der Hausirer seine literarische Papierwäsche auf dem Biertisch auskramt, verlassen wir die unsaubere Luft, um sonstwo ein ehrliches Schriftstück oder die Gesellschaft eines schlichten, offenen Menschen aufzusuchen. Es mangelt unserer Zeit an Handlangern nicht, aber der Meister fehlt, den Bau der Literatur zu lenken und zu leiten. Es fehlt die richtige Katze, welche das Völklein der Mäuse in Zucht und Respect hielte, und wo Keiner den Dirigentenstab führt, da jubelt die Masse. Auf dem Kunstgebiete der Musik stehen die Actien anders. Hier steht Meister Wagner mit dem Dirigentenstabe. Wir sind zufriedengestellt, weil wir die Kunst der Musik durch einen hervorragenden Künstler vertreten sehen. Mag das Verhältniß Wagners zu seinen Vorgängern und Nachfolgern sein, welches es sei, mag er die Melodie zu Gunsten der Harmonie vergewaltigen, immerhin liegt in seinen Schöpfungen etwas Originelles, Gewaltiges, Geniales. Im Contrast mit unseren modernen Kunstleistungen wirkt diese in ihrer Art einzig dastehende Erscheinung ganz besonders mächtig und erhebend. Dieser Siegfried, der sich mit eigner Hand sein Schwert schmiedet — — und das Fürchten gar nicht

kennt, dieser Siegfried, der echte deutsche Mannesheld mit dem Kindesherzen voll Einfalt und Naivität, der nur durch Liebe besiegt werden kann, das ist eine Bühnengestalt, für die sich jedes deutsche Gemüth begeistern muß. Solch ein Meister bedarf der kleinen Löwenwächter nicht, seinen Ruhm zu bewachen und seine Existenz vor feindlichen Angriffen sicher zu stellen. Noch weniger fürchtet er die Kritik jener Kobolde, die ihn herabsetzen, während sie seine Ideen nachahmen, und die an den Werken Wagners das Neue, Niedagewesene tadeln, während sie selbst allüberall das Schlagwort „modern" im Munde führen. Hier hätte die Gartenlaube eher Ursache, ihre Verewigungslust an den rechten Mann zu bringen, aber hier folgt sie nur nothgedrungen dem gewaltigen Rufe der lebenden Geschichte. Sie thut, was sie nicht unterlassen kann, aber wo fände sich auch der Mann, der eine Kritik der „tönenden Phrasen" — für die Gartenlaube schreiben könnte, damit sie nicht gezwungen wäre, im Widerspruche mit ihrem Princip nach Wien zu schauen?

Wenn auch die Werke Wagner's ihre Mängel haben, so ist das menschlich, wie das Genie selbst etwas Menschliches ist. Auch Schiller und Göthe haben mitunter jämmerliche Verse geschrieben, z. B.: „Aber hinter ihr verwogen folgt er mit dem Todesbogen; die Mutter hat gefackelt, die Glocke kommt gewackelt", denn die Nachlässigkeit und Fehlerhaftigkeit ist von der Genialität nicht ausgeschlossen. Tadellosen Schöpfungen zu begegnen, richte den Blick zu andern Sphären, zu Gott:

Der droben über den Sternen steht,
Das ist fürwahr der größte Poet;
Noch Keiner hat so die Herzen gewonnen,
Noch Keiner hat solche Lieder ersonnen.

Er weiß am besten, woher die Lust,
Woher die Schmerzen der Menschenbrust;
Er weiß am besten, warum die Sterne
So golden funkeln in blauer Ferne.

Sein Meisterwerk ist die weite Welt,
Und seine Dichtung sind Wald und Feld;
Er zeichnet sie nicht auf Blätter nieder
Und braucht keine Bücher für seine Lieder.

Er sendet lebende Sänger aus,
Die Lieder zu singen in Hof und Haus,
Und diese Lieder, die besten von allen,
Es sind die Lieder der Nachtigallen.

Wie an seinen Vorgängern, bewährt sich auch an Meister Wagner die Wahrheit des Satzes: Das Genie trägt die Garben bei, das Talent fegt sie aus. Während ersteres das geistige Verdienst anstrebt, verfolgt das letztere den pekuniären Gewinn und die Förderung persönlichen Wohlseins. Auch der Ruhm ist ein Probirstein der Genialität. Das Genie kämpft und arbeitet in erster Linie nicht für sich, sondern für seine Ideen, und wenn sich mit dieser Arbeit der Ruhm verbindet, ist das eine natürliche Triebkraft und eine ungesuchte Zuthat. Wenn Schiller von den Todten auferstände, seine Denkmäler schaute, von seinem Weltruhm hörte und sich als den Liebling seiner Nation gefeiert sähe, so fände dieser große Mann die großen Huldigungen äußerst natürlich, ja naturnothwendig, und sie würden ihm nicht mehr Befremden aufzwingen, als der naturgemäße Lauf des Stromes, darin eine Welle die andere zur Tiefe hinabdrängt. Nur das Genie kann den Lorbeer des Ruhmes ohne Selbstüber-

schätzung tragen, und selbst dieser Lorbeer liegt wie eine schwere Bürde auf der Stirne desjenigen, der viel zu verantworten hat, weil ihm ein weittragender Wirkungskreis unter feindlichen Elementen übertragen wurde.

Was unter Mühe, Noth und Schweiß
Die Geister zu erringen suchen,
Was als der Mühe höchsten Preis
Der Erde größte Meister trugen:
Man findet's unter jedem Dach
Bei reichen und bei armen Leuten,
Und wie's gebildet mannigfach,
Kann's Mannigfaches auch bedeuten.
Mag Myrthenzweig, mag Epheublatt,
Mag Lorbeerreis die Schläfe schmücken,
Wer einen Kranz errungen hat,
Der fühlt, wie selbst die Kränze drücken —
Die Kränze, die man leichter trägt,
Ob in der Jugend frischem Lenze,
Ob's Sterbestündlein später schlägt,
Auf Gräbern sind's die Todtenkränze.

Das erlogene Genie geht an seinem erlogenen Ruhm zu Grunde, wie das unrechte Gut in seines Besitzers Hand nicht gedeihen will. Der im Palast geborene Königssohn findet das Prunkgemach und den Goldpokal ganz und gar selbstverständlich, während der Emporkömmling in den zufälligen Glücksgütern ein Motiv der Verachtung seines eigenen Herkommens zu sehen wähnt. Hochmuth macht blind, und der Geblendete schwebt bei Schritt und Tritt in Gefahr, dem Abgrund anheimzufallen. Die Einen halten sich für Löwen und singen, die Andern halten sich für Nachtigallen und brüllen. Um zu brüllen, muß man

Löwe, um zu singen, Nachtigall sein. Auch das Brüllen hat seinen ästhetischen Vorzug, aber es muß den König des Thierreiches verrathen, nicht den Unterthanen. Wenn der anerkannte Dichter ruft: Brüder über'm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen! so liegt der geniale Schwerpunkt dieses Ausrufs in dem Wörtlein „muß", während das Nachahmungstalent denselben im „Sternenzelt" zu entdecken glaubt. Deßhalb bedient es sich bei seiner Nachäffung nicht des unscheinbaren „muß", sondern greift hoch an den Himmel hinauf nach dem „Sternenzelt." Der wahre Künstler fühlt sich im Atelier der Muse heimathberechtigt, bewegt sich ruhig und sicher darin und lächelt zuweilen über den vorübergehenden Laien, der nach den bunten Scheiben blickt, ohne das Innere sich entziffern zu können. Zudringliche Dilettanten verirren sich zuweilen an's Schlüsselloch und benehmen sich dann, als hätte sie der Dichter mit seinen innersten Geheimnissen bekannt gemacht. Aus der Uebersättigung mit Dilettantenarbeit wird unsere Zeit das Bedürfniß schöpfen, nur mehr von wenigen, aber wahren Künstlern bedient zu werden. Die literarische Ueberproduktion wird einen Krach — herbeiführen und zu Gunsten der einfachen, klassischen Kunst und der schwulstlosen Darstellungsweise eine Reaction veranlassen. Ein Kunstwerk oder ein Gedicht zu schaffen, darin probehalber sämmtliche irgendwie denkbaren Mängel enthalten wären, wie solche der heutigen Kunstperiode ankleben, das könnte ein Meisterstück des anerkanntesten Meisters werden. Die Muse lebt in unserer Phantasie als eine jungfräuliche Gestalt, aber die Nachahmungstalente sorgen dafür, daß sie nicht selten Großmutter wird, umgeben von Enkeln und Urenkeln. Die Muse ist eine Art Eva als Mutter aller Lebendigen auf dem Boden der Schöngeisterei, und die von ihr abstammenden Racen und Nationalitäten der

schöngeistigen Gedanken übertreffen das leibliche Epigonenthum an Zahl um das Milliardenfache. Findelkinder, sanftäugige Mädchen und wilde Knaben, ungerathene Söhne und heirathslustige Töchter, Druckcandidaten und alte Jungfern, pensionirte Hauptleute und protegirte Taugenichtse, Wohnungsnoth in den Bücherfabrikstädten und socialistische Unruhen im Staatenbunde der arbeitscheuen Schwärmerei, alle diese Erscheinungen zeigen sich auch in der großen Völkerfamilie der Muse. Manche Potentaten der Literatur sind zu klein, um in den Annalen der Geschichte zu glänzen, manche zu groß, um ganz vergessen zu werden. Es ist namentlich für das moderne Bühnengenie ein schlechtes Zeugniß, daß man jenen Schiller vermißt, der den socialen Zuständen von heute mittelst des Schauspiels gegenüberträte, wie dies seiner Zeit in den „Räubern" geschehen war. Die Träume der Socialdemokratie auf den Brettern Fleisch und Blut annehmen zu lassen und die erträumte Welt praktisch zur Anschauung zu bringen, das müßte dem deutschen Vaterland auf spielende Weise mehr Nutzen bringen, als theoretische Debatten und betäubende, zahnschmerzstillende Tropfen. Der wahre Bühnendichter muß die Tendenz ihrer Gehässigkeit entäußern können, um in genialer Umprägung Tendenz zu üben. Das Sichhineindenken in eine andere Welt ist äußerst poesievoll und reich an humoristischem Gehalt, und es wäre die Verarbeitung dieses Stoffes zum Nutzen und Frommen des Vaterlandes und zum Ergötzen aller Kunstfreunde eine des hervorragendsten Meisters würdige Sache. Lustspiele wie der „Socialdemokrat" von F. H. sind im Verhältniß zu der socialistischen Bewegung zu harmlos; der Lärm des Theaterzettels spannt die Erwartung zu hoch, als daß man sich durch derlei niedliche Ergüsse in seinem großen Bedürfniß befriedigt sähe.

Wie kommt es nun, daß meistens der Unglaube die Genialität für sich in Anspruch nimmt mit dem Vorgeben, die größten Männer seien dem Kirchenglauben ferne geblieben, weil ihnen dieser zu kastenmäßig und zu beengend gewesen sei. Charakteristisch für den Genius ist allerdings das Unbegrenzte. Das Genie hat eine Grenze, aber es kennt keine; auch das Christenthum bietet dem „freien Denken und Forschen" keine Grenze, aber eine bestimmte Richtung. Ist das Christenthum so beschränkt, daß seine Tiefen bereits erschöpft, seine Höhen erklommen wären? Spiegelt sich dasselbe nicht in jedem Menschengeiste anders, ohne deßhalb ein anderes zu sein? Sind alle Ideen bereits aufgezeichnet, welche der Genius in christlicher Sphäre finden könnte? Das Genie muß aus dem engen Rahmen des Katechismus heraustreten können, ohne die christliche Wahrheit zu verletzen. Was der Theologe auf directe Weise im Anschluß an die mündliche und schriftliche Ueberlieferung kategorisch lehrt, muß der Dichter und christliche Künstler auf indirectem Wege zu erreichen suchen. Brüder, über'm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen! Das ist die Theologie des Dichters, eine Katechismusantwort in genialer Form, während Christus, der den Schmuck der Genialität den Menschen überließ, als Lehrer des Himmels nnd als Vorbild menschlicher Glaubenslehrer in directer Weise von sich sprach: Ich und der Vater sind Eins. Die Theologie bedient sich lediglich anderer Formen, als der Genius des Christenthums, und wie's dem Kanzelredner schlecht ansteht, zum Saitenspiele des Dichters zu greifen, so verunziert es den christlichen Sänger, in den Kirchenton des prosaischen Glaubensunterrichtes zu verfallen.

Wie alles Menschliche, steht auch der Genius der sinnlichen Welt näher, als den schmalen Pfaden,

die zum Himmel führen. Die Welt verehrt Alles, was ihr dienstbar wird, den Dienst Gottes beiseite setzend. Der Weltgeist widerstreitet nun einmal dem göttlichen Willen, wie das Unvollkommene mit dem Vollkommenen hadert, und die irdische Verehrung des Genius zeigt sich dort am höchsten, wo derselbe die Fahne des Weltsinnes ergreift. Das Gaukelspiel der sinnlichen Romantik ist den Sterblichen erwünschter und sympathischer, als die Nüchternheit und Strenge der Moral, die Derbheit des Wahren. Die Seligsprechung des irdischen Glückes und das Eldorado des Erdenhimmels munden für den Augenblick süßer, als die Warnungen vor den Dämonen des sinnlichen Genusses. Das Schicksal der Wahrheit ist zugleich das Geschick des wahren Genies, das in ihrem Dienste sich bethätigt. Von der Lüge angefochten und in tausend Gestalten und Zungen befehdet folgt es unentwegt dem einen Zuge nach der einen absoluten Wahrheit. Mit der guten Sache, die es vertritt, siegen und unterliegen auch seine Werke und Ideen. Offenbart sich im christlichen Genius jener göttliche Geist, der als dritte Person der dreieinigen Gottheit die christliche Kirche beschützt und leitet, so wird sich formell nur der Theologe unter den directen Schutz dieses Geistes stellen, während der christliche Künstler die klassischen Antiquitäten der Muse und des Kunstideals beibehält. Statt dessen scheint es, nach der Gartenlaube zu urtheilen, eine moderne Sitte werden zu wollen, daß selbst diejenigen Künstler, die von einem dreieinigen Gotte nichts wissen wollen, diesen christlichen Geist in's Bereich ihrer Schöpfungen ziehen. Mag diese Methode eine bloß scherzhafte sein, bleibt immerhin zu bedenken, daß der heilige Geist zu solchen Profanirungen viel zu heilig ist.

S. 711 von 1874:

„Was auch von Göthe ich gelernt,
Nie hat es mich von Gott entfernt,
Denn jedes seiner Worte weist
Schon durch sich selbst den heil'gen Geist.
Lies, Sohn, in allen Lebenslagen
Im grünen Buche der Natur!"

und S. 774: „Echte Begeisterung ist stets eine Tochter der unverfälschten Natur und spendet ihren Auserwählten den Pfingstgeist von selbst." Aus diesen Aeußerungen spricht derselbe Materialismus, der sein hypothesenschweres Haupt auf das grüne Kissen der „Natur" hinbettet. Man bleibe sich consequent und setze den Dichtungen ein veni creator spiritus voran, oder man beginne mit dem Psalmisten: Herr, erhöre mein Gebet und laß mein Rufen zu dir kommen! Zu bissigen Epigrammen auf den Stellvertreter Christi und zu schneidigen Satyren auf die allein wahre Kirche dürfte sich der „Pfingstgeist" mit seiner inspirativen Geneigtheit schwerlich herbeilassen. Wer den echten und rechten Pfingstgeist aus dem Saitenschlag der Dichterharfe heraushören möchte, der lese die wundersamen Psalmen des alttestamentlichen Hirtenknaben und königlichen Sehers. Es sei mir des seltnen Interesses wegen gestattet, einige Klänge in zwangloser Reihenfolge aus den bestaubten Saiten hervorzuholen:

Gott erwählte seinen Knecht David und nahm ihn von den Schafställen —; von den säugenden Schafen holte er ihn, daß er sein Volk weiden sollte. Wache auf Psalter und Harfe, wir wollen einen guten Spruch hören und ein feines Gedicht auf der Harfe spielen. Herr, wie sind deine Werke so groß, und wie unendlich tief deine Gedanken; ein Thörichter glaubt das nicht und ein Narr

achtet Solches nicht. Jauchzet vor dem Herrn, denn er hat Wohlgefallen an seinen Werken, ich will ihm singen mein Leben lang; ich will frühe auf sein und will mit meinen Lippen erzählen alle Rechte deines Mundes. Deine Rechte sind mein Lied, das ist mein Schatz, daß ich deine Befehle halte. Wie köstlich sind mir, Gott, deine Gedanken, wie ist ihrer eine so große Summe! Kommet her und sehet an die Werke Gottes, der so wunderlich ist mit seinem Thun unter den Menschen! Wohl dem Volke, dessen Herr sein Gott ist; Kindeskinder werden seine Werke preisen und von seiner Macht erzählen. Wohl dem, der den Herrn fürchtet und große Lust hat an seinen Geboten; dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude dem gottesfürchtigen Herzen. Dein Gesetz war mein Trost, ich wäre vergangen im Elend. Ich war fremd geworden meinen Brüdern und unbekannt meiner Mutter Kindern. Wenn du mich demüthigst, machst du mich groß; ehe ich gedemüthigt ward, irrte ich. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernen weise; die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz, die Gebote des Herrn erleuchten die Augen. Das Geheimniß des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten, und er läßt seinen Bund sie wissen. Du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt, du offenbarst mir die heimliche Weisheit. Wenn dein Wort offenbar wird, macht es froh und macht klug die Einfältigen. Ich bin gelehrter denn alle meine Lehrer, denn deine Zeugnisse sind meine Rede; ich hasse die Flattergeister und liebe dein Gesetz; ich bin dein Knecht, unterweise mich, daß ich erkenne deine Zeugnisse. Es ist gut auf Gott vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen. Der Herr richtet auf die Elenden und stößt die Gottlosen zu Boden. Wenn sie gleich sind wie eine köstliche Aue, werden sie dennoch vergehen, wie

der Rauch vergeht. Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus und grünte wie ein Lorbeerbaum — da man vorüberging, war er dahin. Die Thoren sprechen, es ist kein Gott. Ihr Mund ist glätter denn Butter, und sie haben doch Krieg im Sinne; ihre Worte sind gelinder denn Oel und sind doch bloße Schwerter. Ich liege mit meiner Seele unter den Löwen, aber du, Herr, wirst ihrer lachen und aller Heiden spotten. Sie vernichten alles — und reden und lästern hoch her; was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet sein, was sie sagen, das muß gelten auf Erden. Sie schärfen ihre Zunge wie eine Schlange; Otterngift ist unter ihren Lippen. In ihrem Munde ist nichts Gewisses, ihr Inwendiges ist Herzeleid, mit ihren Zungen heucheln sie und lehren aus uneinigem Herzen. Ihre Großen halten zusammen und reden mit ihrem Munde stolz; sie schmücken sich unter einander selbst, daß sie ihre böse Sache fördern und Andere verunglimpfen. Die Gottlosen grünen — wie das Gras, und die Uebelthäter blühen alle, bis sie vertilgt werden auf immer. Laß dich nicht beirren, wenn Einer reich wird, denn er wird Nichts in seinem Sterben mitnehmen; er tröstet sich eines guten Lebens und rühmt es, wenn Einer nach guten Tagen — trachtet. Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Was vermag mein Blut, wenn ich todt bin? Wird dir auch der Staub danken? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören, der das Auge schuf, sollte der nicht sehen? Es gibt Leute, deren Herz immer den Irrweg will, und die meine Wege nicht lernen wollen.

Liegt wohl in diesen veralteten — Klängen oder in der modernen Humanitätspoesie die größere Tiefe? Wir wollen indessen denselben „Pfingstgeist“ auch in die christ=

liche Literatur hineinverfolgen, denn es könnten Manche, die seither ihre literarische Bildung von ein und derselben angestammten Firma bezogen, der irrigen Meinung sein, die katholische Presse umfasse weiter nichts, als die Bibel, das Gebet- und Gesangbuch, den Schulkatechismus, die biblische Geschichte, einige Märchen und Legenden, dazu mehrere ultramontane Winkelblätter, und wenn es hoch komme, höchstens noch die Berliner „Germania" und einige Romane von Conrad von Bolanden. Es wäre wohl interessant, eine diesbetreffende Anfrage an den Briefkasten der Gartenlaube zu stellen. War's vielleicht ein Verehrer Voltaires, der uns die Weise sang: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" (1878, S. 238). Wo feiert die Beredtsamkeit schönere Triumphe, als im Munde der vielgeschmähten Jesuiten? Wo gestaltet sich die Einfalt der Fischersprache zu höherer Anmuth, als in den christlichen Evangelien? Wo liegt tiefere Weisheit, als in jedem Worte der heiligen Schrift, ohne welche die Weltgeschichte keinen Boden fände? Wo erheben sich die massiven Säulen der Philosophie dauerhafter und himmelanstrebender, als in dem hohen Prachtbau der scholastischen Principien? Wo prangt die Kunst herrlicher, als in der kirchlichen Musik und Malerei, in den steinernen Zeugen der Technik? Wo treffen wir ein Genie von solcher Tragweite, eine Dichtung von solch universellem Charakter, als in den göttlichen Gebilden Dantes? Wo sprudelt die Romantik lieblicher, als in den Liedern Eichendorffs, wo strahlt die erhabene Dichtung Schillers in schönerem Glanze, als dort, wo sie an's Christenthum anklingt? Wo fand die Natur einen besseren Dolmetscher ihrer Sprache, als in dem christlich denkenden, unübertrefflichen Adalbert Stifter, der keinen Parteigeist kannte und das himmlische Leben und Weben der gottgeschaffenen Natur auch im

Menschenleben verwirklicht sehen wollte? Wo finden die philosophischen Systeme eines Kant und Hegel schärfere Interpreten, als unter den Gelehrten des Christenthums? Wer entlarvt die Blößen der Humanitätsasyle und das Hypothesenreich des Materialismus besser und deutlicher, als die auf den „scholastischen Spitzfindigkeiten" fortbauende christliche Philosophie? Ja, wie Schüler und Zöglinge, die sich an ihrem philosophischen Pensum vergeblich abmühen, müssen sich die Apostel der zu entdeckenden naturalistischen Ethik von den christlichen Gelehrten überwachen lassen, damit sie ihrer Fehler inne werden.

Wenn unter katholischer Firma auch Schundwerke zum Vorschein kommen, ist das wiederum eine menschliche Erscheinung, und daß die reine Menschenart innerhalb der Kirche nicht existire, wird kein Theologe behaupten wollen, denn die alltägliche Erfahrung belehrt ihn eines Andern. Dieses rein menschliche Schicksal theilt mit der christlichen auch die unchristliche und überhaupt jede Literatur. Die Gartenlaube ist naiv genug, jeden Schund, der weiß Gott woher stammen mag, zur Herabsetzung der kirchlichen Autorität auszunützen, und wenn, worüber sie S. 354 von 1878 aufgebracht ist, Marlitts „Zweite Frau" wirklich „katholisirt" wurde, muß nicht jeder verständige und vorurtheilsfreie Leser auf den ersten Blick denken, daß man es hier mit einem muthwilligen Witze irgend eines geldhungrigen oder mit Humor gesegneten Literaten zu thun habe, der sich schwerlich um die bischöfliche Approbation seines Werkes bemühen werde? — Wie die Gartenlaube einerseits abtrünnige Mönche und Exjesuiten zu ihren Gewährsmännern macht, so ist es andererseits der Auswurf des kirchlichen Schriftenthums, mittelst dessen sie wie mit einem Wedel die Felsen verrücken möchte. Ist

die deutsche Literatur nicht, was sie ist, weil auch die grausigen Ritterromane, die Geschichten von Banco Trassali, dem schrecklichen Räuberhauptmann, und Abellino, dem furchtbaren Banditen, gedruckt und gelesen werden? Ist die katholische Autorschaft eines Schundproduktes gewährleistet, wenn dasselbe deren Namen führt? Gibt es nicht in allen Confessionen literarische Taschen- und Tagediebe, denen das Heiligste nicht heilig genug ist, ihre habgierigen Finger darnach auszustrecken und ihren Spekulationstrieb zu befriedigen? Sollte nicht über manchen Buchhändlerläden zu lesen sein: Vor Taschendieben wird gewarnt? Nicht jeder ist ein moralisch guter Redner, dem das Mundwerk nach dem Sprechen steht, und nicht jeder ein guter Schriftsteller, dem's geläufig aus der Feder fließt. Könnte man katholischen „Humbug" vielleicht auf „vernünftigen" Schreibtischen fabriciren, um denselben in die lachende Menschheit hineinplatzen zu lassen? Ist Solches unter Menschen — undenkbar? Treibt vielleicht mancher indifferente Tagedieb das Lügengeschäft in Erwägung des katholischen Geldbeutels? Und hat das jüdische Volk seine weltgeschichtliche Mission deßhalb nicht erfüllt, weil es einmal das goldene Kalb umtanzte? Steht die fromme Einfalt des Kindes und die „heilige Dummheit" auch den Aufgeklärten und den Speculanten zur Verfügung? Ist die katholische Kirche für jeden Schmierfink verantwortlich, der sich katholischer Farben bedient und sich geberdet, als habe er nebenbei den Billetenverkauf für's Himmelreich zu besorgen? Es ist besonders der A b e r g l a u b e, der sich in katholischen Schriften kundgeben soll (1874, S. 702), und von der Gartenlaube mehr zum Vergnügen, als zur Belehrung des Lesers breitgeschlagen wird. Ich weiß aus persönlicher Erfahrung, daß ein katholischer Mann ein Buch mit sich trug, darin zu lesen

war, wie der Teufel die armen Seelen petze und zwicke, mit glühenden Zangen in's Wasser halte, dann wieder in's Feuer werfe und dieses Verfahren ewig wiederhole. Ich weiß aber auch aus persönlicher Erfahrung, daß katholische Priester derartige Wahrnehmungen strengstens rügen und das abergläubische Zeug auszurotten suchen. Wie eine weltliche, gibt's auch eine kirchliche Dummheit. Indessen scheint mir jener Schwindelbrief S. 720 von 1878 eine Fiction zu sein — eine individuelle Meinung, von der ich keine allgemeine Anerkennung erwarte — und zwar deßhalb, weil derselbe gerade aus Römershausen herstammt, und weil ich nicht verstehen kann, wie ein und derselbe Mann innerhalb weniger Zeilen die nämlichen Wörter bald falsch und bald richtig buchstabiren soll. Brief und Brüf ist eine allzu auffällige Differenz, während Wortanfänge wie Liebe und liebe erklärlich sind. Ob der Fehler „Scheinefleisch" — dem Original oder Abdruck nachzurühmen sei, läßt das Scheinprodukt nicht ersehen. Sollte ich diesmal einen nicht hinlänglich bewiesenen Verdacht ausgesprochen haben, so verstößt derselbe jedenfalls nicht gegen die noch zu entdeckende naturalistische Moral. — Ich bin daher seitens der Gartenlaube im Voraus absolvirt, oder es muß das Verdammungsurtheil wenigstens vertagt werden. Wer den wahren Glauben untergräbt, gerade derjenige fördert den Aberglauben, denn vertilgbar ist letzterer nur durch ersteren. Wo wahrer Glaube und wahre Wissenschaft den Aberglauben nicht verdrängen und schadlos machen, da werden Wahn, Zweifel und Aberglaube als Gemeingüter der Menschheit ihrer Narrenkappe sich freuen und die Welt mit spiritistischem Schwindel, Vorbedeutungskram, Wahrsagerei und ähnlichem Unsinn überhäufen. Das ganze Heidenthum bezeugt die Richtigkeit

dieſes Urtheils. Eine Wiſſenſchaft, die den wahren Glauben nicht erſetzen kann, iſt auch nicht im Stande, den Aberglauben zu vertilgen. Der wahre Glaube umfaßt beſtimmte, unfehlbare Glaubensartikel, und bezüglich wunderbarer Viſionen ꝛc. mag jeder Katholik den voreiligen Spöttern zu bedenken geben, daß ſolche in ſeinem Glaubensbekenntniſſe nicht enthalten ſind. Nicht den Katholiken, ſondern den atheiſtiſchen Vernunftinſtituten gebührt das Verdienſt, derartige Wunderfünklein zum hellauflodernden Weltbrandſtrohfeuer angefacht zu haben, und ſollte ſich Rom von einer unächten Wunderthatſache beſtechen laſſen, dann hat trotzdem jeder Katholik die Glaubensfreiheit, an die Aechtheit dieſes Wunders zu glauben oder nicht zu glauben, denn die päpſtliche Unfehlbarkeit erſtreckt ſich auf dieſes Thema nicht, aber die päpſtliche Würde und Autorität verlangt auf's Strengſte, daß man ſeine Glaubensfreiheit nicht dazu benütze, öffentliche Aergerniſſe zu geben und dieſe mögliche Fehlbarkeit zum Gegenſtande des ſchlechten Witzes zu machen. Wunder ſind denkbar; man wolle jedoch eine bewundernswerthe Vorſicht in dieſen Dingen gebrauchen. Mag ein Wunder auf frommer Einfalt, Einbildung, Ueberſchwenglichkeit oder Dummheit beruhen, immer iſt es tadelnswerth, diejenigen dafür büßen zu laſſen, die mit gutem Willen und im guten Glauben zur vermeintlichen Gnadenſtätte pilgern. Gott ſieht auf die Tendenz des Wahlfahrers, nicht auf die Aechtheit des Wunderortes; er ſtraft den ſchwindelhaften Betrieb ſolcher Dinge und belohnt die Opfer dieſer Spekulanten. Sind wir Menſchen nicht alle ſolche Wallfahrer, die an den Krücken der Erkenntniß und ohne ſeine Aechtheit greifen zu können, im guten Glauben und mit gutem Willen zu dem Wunderort des Himmels hinpilgern und vor der großen Gnadenſtätte des Firmamentes niederknieen, um

die Hilfe und das Erbarmen, die Gnade und Erleuchtung desjenigen anzuflehen, der über den Sternen wohnen muß? So wenig die profane Literatur den Sperlingen der Dichtkunst und den Eisbären der Prosa die Zungen und Schnäbel verschließen kann, ist es der Kirche möglich, jeden kirchlichen Schund unmöglich zu machen. Man vertilge das Unkraut, aber man bediene sich desselben nicht als erwünschten Brennmaterials, die gute Frucht in Brand zu stecken.

Wir könnten jetzt mit dem Literaturbrief für den Damengeschmack beginnen. Entschuldige, geneigter Leser, wenn ich meine höfliche Anrede ausschließlich einer Dame zuwende und welcher Dame? Meine Damenbekanntschaften könnten mich in Verlegenheit bringen. Um das Weh der Auswahl abzuschneiden, will ich mich an eine halbverklungene Adresse wenden aus jenen Tagen, da ich „noch war Student zu Bonn am Rheine.“ Sie erinnern sich noch, geehrte Dame, jener Dämmerstunde, die wir zusammen am Ufer des Rheines verbrachten, auf einem dortliegenden Baumstamme sitzend und allerlei plaudernd, was die damaligen Verhältnisse nahe legten? Die kleine Engländerin mit den deutschen Locken und den blauen Augen, jenes schönste aller schönen schlanken Goldfischlein, so schön, daß die „katholisirte“ Novellistin trotz ihrer üppigen Vorstellungskraft kein schöneres sehen und gesehen haben mag, befindet sich noch immer als ein kostbarer Juwel in der Juwelierbude meines Gedächtnisses, und auch der Tanz mit den Engländerinnen auf dem deutschen Strome, den wir, angeregt durch eine Drehorgel, bei der mitternächtlichen Ueberfahrt improvisirten, bildet noch heute einen hübschen Gegenstand lebensfreudigen Erinnerns. Vielleicht ist der damalige Verehrer Heinrich Heines mittlerweile „ultramontaner“ geworden, als man hätte er-

warten ſollen, allein „weite kluge Herzen“ wiſſen den bittern Ueberzeugungsproceß eines lichtbedürftigen Gemüthes zu würdigen. Sie haben, verehrte Dame, inzwiſchen die Gartenlaube geleſen, und da Sie dabei nicht den ſcharfen Zwicker und Naſenklemmer der Kritik zu Hilfe nahmen, iſt Ihrem harmloſen Blick vielleicht Manches entgangen, worauf Sie meine Scheere nachträglich aufmerkſam machen möchte. Sie laſen S. 513 von 1874: Trommelwirbel des Refrains, höherer Stil der Lyrik, pomphafter Ton, Schleppverſe, die Behandlungsweiſe iſt phantaſtiſch, grotesk, oft trivialer Art. Es iſt eine Dichtung, die man nehmen muß, wie ſie iſt. Die Phantaſie des Autors nimmt auf, was ihr gerade in den Wurf kommt; ſie bewegt ſich in Purzelbäumen. Wenn Sie den Balken im eigenen Auge ſehen wollen, geehrte Dame, dann rücken Sie die Lorgnette etwas feſter, und richten Sie ſodann ihren lächelnden Blick auf die Seite 708 des Jahrgangs 1870: Trommelwirbel des Refrains in vierzeiligem Getrommel, höherer Stil der Lyrik, pomphafter Ton, Schleppverſe und wie die hundertkralligen Polypen der Recenſenten alle heißen, ſie finden ſich auch hier geſellig und friedlich beiſammen. Auf fahlem Roß reitet der Tod ſchon lange, und es muß ihm verübelt werden, daß er in dieſer modernen Zeit noch immer den alten fahlen Gaul herumhetzt. Die „Paraphraſe zu Spangenberg's Zug des Todes“ (1879, S. 258) enthält zwar nichts Wildfremdes, auch nichts Abgeleiertes, und wollen wir den Fußgänger Tod mit Schauder paſſiren laſſen, während wir den Reiter abſitzen heißen. Reime wie Gruft und ruft, gräbt und hebt, paſſen ſchlecht in eine fortſchrittliche Zeit, deren Hauptvorzug gerade die formelle Außenſeite iſt. Verſe wie:

„Es hat die ew'ge Dornenkrone
Des Schmerzes Heiligthum geweiht.
Doch einen Kranz von süßem Mohne
Hängt drüber die Barmherzigkeit"

erinnern an „Pfingstgeist" und verunglückte Nachahmung und sind im Allgemeinen zu gottvoll, als daß sie von Schwarzhäuten könnten übertroffen werden. Purzelbäume schlägt diese Phantasie gerade nicht, aber auch ihre Werke muß man nehmen, wie sie sind. Sehen Sie, geehrte Dame, wenn Sie Schulkritik und Schulpoesie sehen wollen, hier treffen Sie beides. Auch die Damenwelt besitzt Vorliebe für kritische Unterhaltungen, besonders die an Jahren reifere, und ist das Lob aus schönem Frauenmunde ganz besonders erquickend, so muß man andererseits vor der Strenge weiblicher Kritik auf der Hut sein. Während die Gartenlaube S. 98 und 621 von 1875 das Messer und die Natter, S. 102 von 1876 die dünne und scharfe Luft, S. 714 und 748 von 1878 die Brandung und das hohe Pferd der Kritik erwähnt, ließe sich das kritische Instrument der Damen mit einer Hechel vergleichen, und was meinen persönlichen Geschmack betrifft, so habe ich mir bekanntlich die Scheere der Kritik aus der Metaphern-grube herausgescharrt. Dieses Instrument hat seine ganz merk-würdige Eigenart und dabei den individuellen Vorzug, daß es zugleich als Gartenscheere bekannt ist. Es gibt Gartenscheeren verschiedener Construction und Größe — leichte, plumpe, Ein- und Zweihänder; die Schur mittelst letzterer führt aller-dings schneller zum Ziel. — Harmloser von Natur birgt die Scheere nicht jene Gefahren in sich, die seitens der Natter zu befürchten sind, deren Gift den eigenen Leib ver-giftet; auch nicht die Gefahr des Messers, womit man sich in den Finger schneiden, der Brandung, in der man ertrinken,

der dünnen und scharfen Luft, in der man sich einen elenden Katarrh oder Husten holen, des hohen Pferdes, mittelst dessen man zu allerlei lebensgefährlichen Purzelbäumen gelangen könnte. Die Scheere hat auch ihre Schattenseite; sie bildet ein beklagenswerthes Omen, insofern sie den Krebsen vor den Kopf gewachsen ist. Mögen sich meine Gegner auch diese Idee zu Nutzen machen. Obgleich das eine Wort „ultramontan" Beweiskraft genug enthält, so wird sich doch der nimmersatte Weltwitz nicht damit begnügen und Alles auffangen, was ihm gerade in den Wurf kommt, eingedenk des Gedankens, daß gute saftige Witze zuweilen mehr beweisen, als trockene, lederne Argumentationen. „Sie lächeln, verehrte Freundin", und ich glaube den geheimen Grund ihres Lächelns zu errathen. Sie denken, meine literaturbriefliche Absicht scheine mißglücken zu wollen? Allerdings, Sie möchten Ihr Lieblingsthema zur Sprache gebracht wissen. Hauptsache ist, daß Sie überhaupt noch am Leben sind, was ich bezweifeln dürfte, da Sie schon vor Jahren nicht mehr in der rosigen Lage waren, mit ihrer Nebenbuhlerin sagen zu können: Ich brauche noch „keine unsichere Fahrt nach der Zauberinsel Bimini anzutreten, denn" mir „gehört noch die Jugend mit allen ihren Frühlingswonnen" (1870, S. 249).

Der Verfasser des Aufsatzes S. 18 in 1877 hatte jenen S. 745 in 1874 wahrscheinlich nicht gelesen, und da die Gartenlaube S. 329 und 704 von 1878 — allerdings im Widerspruche mit sich selbst — begehrt, daß man nur behaupten solle, was fest stehe, und für Alles den Beweis erbringen müsse, so will ich Ihnen erzählen, geehrte Dame, warum ich diese Meinung hege. Der Superintendent M. Gottlob Grimm in Heiligenstadt, unter dessen Händen der jüdische stud. jur. Heinrich Heine die christliche Taufe empfing, äußerte nach S. 19 von 1877:

„Die Antworten desselben zeigten von eingehendem Nachdenken über den Inhalt und das Wesen der christlichen Religion, seine Fragen von scharfem Geiste; überhaupt nahm er die vorgetragene Lehre nicht einfach gläubig hin — er wollte überzeugt sein, und der Glaubenswechsel war ihm nicht ein bloßer Wechsel einer äußeren Form, erschien vielmehr als das Resultat einer aus dem Innern dringenden Nothwendigkeit. Wir (Grimm und Bonitz) haben bei der Unterredung übereinstimmend die Ansicht gewonnen, daß Heine mit voller Ueberzeugung Christ geworden ist, und ich bin heute noch der festen Meinung, daß sein späterer Skepticismus in Glaubenssachen nur auf der Oberfläche lag und er im innersten Herzen den Glauben an Gott nie verloren hat. Ich habe vor der Taufe tief in sein Innerstes geblickt, und er hat uns sein ganzes Denken und Fühlen bloß gelegt, ein Mensch aber, der so denkt und fühlt, wie Heine damals, kann meiner innersten Ueberzeugung nach, den Glauben an Gott nie ganz verlieren. —"

Natürlich, geehrte Dame, Sie wissen, die Gartenlaube möchte auch diesen Dichter für sich in Beschlag nehmen, denn wozu anders würde sie die Frage aufgeworfen haben: „Ob Heine wirklich, wie der Herr Pfarrer von Heiligenstadt so überzeugungsfest meint, aus innerstem Herzensdrang zum Christenthum übergetreten, ob der später so weltkluge und menschenkundige Dichter nicht schon damals doch eine praktischere Auffassung seiner Zugehörigkeit zur Gemeine der Christenheit hegte, wer kann das entscheiden? Wer vermag darüber ein vollgültiges Urtheil abzugeben, ob Heine in seiner späteren Zeit wirklich ein Skeptiker nur auf der Oberfläche gewesen?"

Mit solchen Maßstäben können wir überhaupt Niemand messen, denn Gott allein durchschaut die Kammer des

Innern der Menschen. Man könnte mit gleichem Rechte fragen: Wer vermag zu wissen, was David Friedrich Strauß, Voltaire, Rousseau und andere „Humanitäts-apostel" schon gedacht und in Betreff der römisch-katholischen Lehre mit fühlender Seele erwogen haben, ohne dasselbe zu publiciren? Heines gemüthvolle Seele wurde von Zweifelsucht hingemartert, und es lassen sich als beste Antwort auf die bedenklichen Fragen der Gartenlaube, was Heine in seinem Innersten gedacht und gefühlt haben möchte, folgende Verse citiren:

„Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ausgesproch'ne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.
Was wir gesprochen, frag' es niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.
Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviol' und Rosen,
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen."

Nur die Schulkritik mit ihrer bevorzugten Intelligenz kann behaupten, Heines Muse halte nirgends still, und ihre schelmische Narretei gestatte nicht, ein photographisches Bild von ihr aufzunehmen; auch die Heine'sche Muse muß dem Kennerauge des sachverständigen Gemüthes Rede stehen. Der Pfarrherr von Heiligenstadt hatte sich in seinem Urtheil nicht getäuscht, denn dieses Urtheil stützte sich weniger auf die Beantwortung der christlichen Fragen, als auf das wohlverstandene Fühlen und Empfinden des

jugendlichen Dichters. Die Gartenlaube selbst bestätigt die Richtigkeit dieses Urtheils S. 746 von 1874, und hätte unser Fragesteller jene Mittheilungen gekannt, so wäre der Schluß seines Artikels wahrscheinlich anders ausgefallen. „Warum das? Mit meinem Atheismus ist es mir niemals Ernst gewesen; meine früheren Freunde, die Hegelianer haben sich als Lumpen erwiesen. Das Elend der Menschen ist zu groß. Man muß glauben. Ich bin kein Nazarener geworden, aber das Griechenthum, so schön und heiter es auch ist, genügt mir nicht mehr seitdem ich selbst nicht mehr schön und heiter bin ... Ich hörte das Geschrei der Sterbenden, ich sah den Tod mit seiner unbarmherzigen Sense die Pariser Jugend hinmähen. In solchen gräßlichen Augenblicken reicht der Pantheismus nicht aus; da muß man an einen persönlichen Gott, an eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben. Ich bin kein Mucker geworden. Ich habe den Weg zum lieben Gott weder durch die Kirche noch durch die Synagoge genommen. Es hat mich kein Priester, es hat mich ihm kein Rabbiner vorgestellt. Ich habe mich selbst bei ihm eingeführt, und er hat mich gut aufgenommen .... Ich habe viele Manuscripte verbrannt, weil ich gefunden, daß dieselben gar Manches enthielten, was mit meiner jetzigen Ueberzeugung nicht mehr übereinstimmt. Ich habe leider zuviel verbrannt, dies geschah in einem jener dunklen Augenblicke, wo man geistigen Selbstmordgedanken nicht widerstehen kann. Es waren hübsche Sachen darunter. Friede ihrer Asche!“ Sie werden entschuldigen, geehrte Dame, wenn Sie noch leben, daß ich mich der Gartenlaube als Quelle dieser Mittheilungen bediene, denn wissen Sie, es handelt sich zuweilen nicht um Beweise, sondern um ein gemüthliches Plaudern. Naturwissenschaft, Ethik, Volksbildung und Politik haben

darunter nicht zu leiden, und sind wir doch einmal daran, nach unverbürgten Quellen zu greifen, so will ich Ihnen auch die interessante Neuigkeit mittheilen, daß ich kürzlich beim Durchstöbern alter Papiere die Entdeckung gemacht habe, welches Mädchen so hold und schön und rein gewesen, daß es den gemüthvollen Dichter zu den bekannten Versen begeistern konnte:

„Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein,
Ich schaue dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte,
So rein und schön und hold."

Es war ein polnisches Judenmädchen mit schwarzen Augen, ein armes, verlassenes, hülfloses Kind, das unter den Berliner Linden auf einem Steine sitzend dem vorübergehenden jungen Dichter auffiel, und dessen er sich annahm, indem er ihm Obdach und fröhliche Tage bei einer Freundin zu verschaffen wußte. Das schwarzäugige Mädchen wurde nach Jahren das geliebte Weib eines treuen Gatten und brachte dem Dichter gelegentlich eines Besuches in dieser glücklichen Häuslichkeit die Genugthuung des innigsten Dankes entgegen. (Ich traf diese Mittheilung in Frank Leslie's Illustrirter Zeitung des Jahrgangs 1870, S. 297).

Heines wundersame Lieder sind zu „berühmt", Heines Schmutzwerke zu „berüchtigt" geworden, als daß es weiterer Worte darüber bedürfte. Vielleicht läßt sich an

diesen die seltsame Lichtseite nicht verkennen, daß sie den Ruhm jener fördern halfen. Wäre die Sonne irgendwo schöner anzuschauen, als gerade dort, wo sie mit der Finsterniß im Kampfe liegt? Dichter, die niemals am Abgrunde standen, wissen sich nur bei ihres Gleichen beliebt zu machen. Der Dichter ist ein Priester auch für gefallene Seelen, und weil er hauptsächlich im tiefen Grunde des Gemüthes ankert, muß er auch das brennende Gefühl des Lasters kennen. Arbeitet er sich aus den Dornen und Schlingen heraus, um sein »durch Nacht zum Licht« mit selbstempfundenen Liedern zu krönen, dann gilt auch ihm das christliche Wort: Mehr Freude über einen Sünder der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte. Hätten unsere modernen Versmacher, denn nur äußerst Wenige verdienen Dichter genannt zu werden, die Aechtheit des Heine'schen Dichtergemüthes, dann müßte dasselbe mitten unter materialistisch realistischen Produkten wenigstens hie und da zum Durchbruch gelangen. In keines einzigen großen Dichters Werken vermissen wir das gläubig religiöse Moment vollständig, denn es ist dasselbe ein Schwesterkind des Ideals, das unauslöschlich im genialen Instinkte dichterisch befähigter Naturen geschrieben steht. Selbst Heine, der große Spötter, mußte sich diesem eingeborenen Empfinden seiner eigenen Dichterseele beugen, als er folgendes Sinnen und Träumen zum Ausdruck brachte: „Träumerisch sinnend — halb im Wachen und halb im Schlummer schaute ich Christus, den Heiland der Welt. Im wallend weißen Gewande schritt er riesengroß über Land und Meer; es ragte sein Haupt in den Himmel die Hände streckte er segnend über Land und Meer; und als ein Herz in der Brust trug er die Sonne, die rothe, flammende Sonne, und das rothe, flammende Sonnenherz goß seine Strahlen und

sein holdes, liebseliges Licht erleuchtend und wärmend über Land und Meer. Glockenklänge zogen feierlich hin und her, zogen wie Schwäne an Rosenbändern das gleitende Schiff und zogen es spielend an's grüne Ufer, wo Menschen wohnen in hochgethürmter, ragender Stadt. O Friedenswunder! Wie still die Stadt! Es ruhte das dumpfe Geräusch der schwatzenden, schwülen Gewerbe, und durch die reinen hallenden Straßen wandelten Menschen, weißgekleidete, palmzweigtragende, und wo sich Zwei begegneten, sahen sie sich an verständnißinnig und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung küßten sie sich auf die Stirne und schauten hinauf nach des Heilands Sonnenherzen, das freudig versöhnend sein rothes Blut hinunterstrahlte, und dreimal selig sprachen sie: „Gelobt sei Jesus Christ!" Mit diesen Worten ein Phantasiestück abzuschließen, ohne den bekannten ironischen Schlußeffect in Anwendung zu bringen, war ein christlicher Gedanke Heines. Er mußte den Schwerpunkt des katholischen Glaubens herausgefühlt haben, da ihm folgende Aeußerung in die Feder floß: „Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen .... Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können, mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken, und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben." Ist es vielleicht unrichtig, was Heine über Apologie und Dogma sagte? „Die Apologeten des Christenthums mußten in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum um so eher sich auf das Feld der Philosophen hinauswagen, da die Philosophie damals auf dem Throne saß — durch Polemik arbeitet sich das Dogma aus." Das Uebersinnliche entpreßte ebendemselben Heine'schen Genie, dem die „geistigen Attribute Nichts bedeuteten und lächerlich waren ohne die körperlichen", nachstehendes Dichterwort:

„Bei allen Thränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde
Beschwör' ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde!"

Um solcher Aeußerungen willen verzeiht man dem genial umherirrenden Stern einer klangvollen Seele manche Gehässigkeit und manchen verfehlten Spott. Pardon, geehrteste Dame, daß ich das Schienengeleise meiner literaturbrieflichen Höflichkeit so schlecht innehalte und ganz zu vergessen scheine, daß ich an eine Dame schreibe. Wissen Sie wohl, worin der geheime Grund liegen mag, daß dieser getaufte Jude auf den Toilettentischen Mode wurde wie kein zweiter Poet? Die Gartenlaube beantwortet derartige Fragen mit dem allesumfassenden unbestimmten Etwas, und diese Ausdrucksweise birgt zwei nicht zu unterschätzende Vortheile in sich, den des Zauberhaften und den noch größeren, daß man auf diesem Wege blitzschnell und elegant über die Schwierigkeit klarer Auseinandersetzung hinweggaukelt.

Aus Thränen und lavawilder
Empfindung lustige Scherze,
Die heitern frivolen Bilder
Aus namenlosem Schmerze;
Die schönen unsterblichen Lügen
In Wahrheit eine Dichtung,
Ein sehr pikantes Vergnügen,
Und originell die Richtung.

Nicht die Intelligenz, sondern das Gefühl ist kosmopolitischer Natur, und der Jude ist schon an und für sich Kosmopolit, denn er gedeiht in geistiger wie physischer

Beziehung allüberall. Hiezu kommt noch, daß Heine den Dichterschulen gegenüber eine Solopartie übernahm, die ihm glückte. Dieser Jude verstand es, mit seinem Genie zu wuchern und den letzten Funken seiner Befähigung zu heller Flamme anzufachen. Er hat aus wenigem Gelde Millionen geschaffen, und dieser selbstgemachte Millionär hat sein geistiges Kapital so trefflich angelegt, daß ihm reichliche Zinsen über's Grab hinwachsen.

Die Heine'sche Dichtung besitzt einen ächt jüdischen Typus, der sich in Form und Inhalt offenbart. „Du hast ja die schönsten Augen, mein Liebchen, was willst du noch mehr?" Sie hat formelle Aehnlichkeiten mit der hebräischen Poesie. Der formelle Gährungsproceß geht leichter von statten, als jener der Selbst- und Welterkenntniß. Während durch die Werke Heines ein wilder Schrei nach Aufschluß über die großen Weltfragen gefühldurchbebend hindurchdringt, zeigt uns des Dichters Sterbelager ein letztes Ringen nach Lösung des qualvoll uralten Räthsels, indem er die Marterblume zum Gegenstande seines zitternd verklingenden Gedankenschmerzes machte. Die Marterblume, deren Wurzel der Zweifel und deren endliche Blüthe die Wahrheit ist, heißt Philosophie. An dieser Blume geht keiner ungemartert vorüber, der sie betastet. Wie eine richtige Philosophie dem gesunden Instinkte die Augen öffnet, so blendet ihn eine falsche. Seien Sie froh, geehrte Dame, daß Ihnen die Welt kein philosophisches System abverlangt, und haben Sie jetzt die Güte, falls Sie noch leben, mich in Gnaden zu entlassen, nachdem ich Ihnen mein Süßestes in Betreff Ihres Lieblingsdichters vorgetragen habe.

1875, S. 68: „Nun ist's eine alte Klage der Schriftsteller und Dichter, daß das Publicum, auch wenn es den Werken eines Autors huldige, doch seiner Person ...

... theilnahmslos gegenüberstehe; nur der Bühnendichter genieße den Vorzug, für eine gelungene Leistung bei etwaiger Anwesenheit auch persönliche Auszeichnung davon zu tragen. Diese Klage ist nicht unbegründet. Man erlebt es nicht selten, daß in geselligen oder Familienkreisen irgend ein Geisteswerk Freude, ja Entzücken bereitet, daß jeder Mund von Lob überströmt über die genossene Erhebung, aber wie viel Tausende dieser Fälle gehören dazu, bis es einer Seele solcher im Augenblicke Dankbaren einfällt, dem Freudespender selbst über einen solchen Erfolg seines Werkes Kunde zu geben! Wie oft hätten ein paar Worte auf ein Blättchen Papier und ein Groschencouvert genügt, um einen Gott weiß von welchen Sorgen niedergedrückten Geist zu erquicken und neu zu beleben." Wieder ein fortschrittlicher Reformvorschlag von klassischer Bedeutung! Ob eine derartige Klage als literarischer Hokuspokus jemals existirt oder nicht existirt habe, mögen die Kläger und Beklagten sich selbst beantworten. Es hat sein Gutes und Schlimmes, daß der Schriftsteller nicht allgegenwärtig ist, denn „bei etwaiger Anwesenheit" könnten demselben hier Huldigungskränze, Complimente und formelle Höflichkeiten und dort verbissene Grobheiten und Prügel zu Theil werden. Den Kritiker der Gartenlaube würde das Weltkinderthum „bei etwaiger Anwesenheit" jedenfalls umhalsen und küssen. Der von mir gewählte Arbeitsstoff scheint nach außen hin einen merkwürdig lieblichen Eindruck zu machen, da sich kein Verlagsbuchhändler dazu verstehen wollte, in dieses grausame Piketspiel sich einzulassen, und was die Sympathie oder das Vorurtheil des lesenden Publicums dazu meinen wird, bedarf deßhalb keiner individuellen Höflichkeiten und keiner schmeichelhaften Geheimbriefe — weil die geschäftliche Seite der schriftstellerischen Berufs-

arbeit dem Selbstverleger dieses Alles summarisch offenbart. Ich wüßte übrigens jener angeblich „alten Klage" eine neue Noth der jungen Schriftsteller und Dichter anzureihen. Heutzutage bilden die Publicisten selbst ein hübsches Publicum, und es wäre deßhalb in einer Zeit der Speculation keine verfehlte Idee, Bücher für das schriftstellernde Publicum zu schreiben. Das nothwendigste derartige Werk wäre ein Handbuch für junge Literaten, worin der geschäftliche Theil ihres schwärmerischen Berufes kalt und nüchtern behandelt würde. Es hätten zur Sprache zu kommen: Die Finanzwissenschaft im Reiche der Publicistik, die Wahl des Verlegers, die Kunst der Reclame und des Vertriebes, die Vertheilung der Recensionsexemplare, verschiedene Bocksbeinigkeiten, der Krebsgang überflüssiger Exemplare, die Preßfreiheit, das Verbot des Nachdrucks, die literarische Ethik, die vier himmelschreienden Sünden der Publicisten und ihre läßlichen Fehler, die unfreiwillige Ohrenbeichte im Tempel der Literatur oder die Kritik, das Schlagwort und seine moderne Bedeutung. Auch der Gartenlaube könnten zu diesem Zwecke einige Citate entnommen werden. 1874, S. 774: „Viele Autoren glauben, sie müßten, um sich von dem Jargon des Pöbels zu unterscheiden, sich eine ganz besondere Zigeunersprache der Classicität zurecht machen". Auf der gegenüberstehenden Seite der Gartenlaube steht nämlich zu lesen: „Fressen oder gefressen werden! Es gibt kein Drittes ... die Erde für das Wachsthum von neuen Staatengebilden zu düngen .... die Herren Kraftstoffel ... eine säugende Sau ...." 2c. Der griechische Lustspieldichter Aristophanes sprach, um den Begriff Schlagwort schlagend zu betonen, von „mastochsigen Kraftausdrücken", und die Gartenlaube bezeichnet ebendieselbe Sprachsorte so: „blutwarme Eigenartigkeit .... eine

selbstständig geartete Natur wird immer Manches zeigen, was eben nur als Ausfluß dieser Individualität berechtigt ist .... von dem Autor ausstrahlender Zauber des Colorits" (1877, S. 140) .... „drastisch geschildert ... poetische Wärme und Gemüthsinnigkeit seiner hervorragenden Originalität ... mit dem ganzen Nachdruck seiner Kraft- und Kernsprache" (1874, S. 410). Von aller Tendenz absehend, um derentwillen der Gartenlaube sogar solche Redefiguren zu gefallen scheinen, die auf den Mist gerathen, muß ich eine solche Art von Kraft, Kern und Colorit als höchst unklassisch bezeichnen. Allerdings zum Schimpfen und Raisonniren über die „Baalspfaffen" und zu Wuthgeheulen gegen Rom eignet sich diese Stilart ganz vorzüglich. Sie eignet sich zur künstlichen Züchtung neuer Spielarten und zur Fortentwicklung bis in die ordinärsten Spelunken des schimpfenden Pöbels. Kulturhistoriker von dieser Qualität hätten nichts Besseres zu thun, als ihrer eigenen Feder Scham, Zucht, Sitte, Wahrheitsliebe und Kultur beizubringen. Kraftwörter wie etwa das lyrische Kriegsgeheul der Rothhäute, die Elegieen der Hottentotten, die Unsterblichkeit der Seehunde (1877, S. 472—473) üben an der rechten Stelle auch auf das zarte Trommelfell, sanfte Auge und gefühlvolle Herz einer Dame einen gutberechneten Eindruck, denn auch der mildblauäugige Himmel donnert zuweilen seine donnernde Kraft- und Kernsprache zu den Menschenkindern herab, das ist imposant, aber das beständige Donnern wird kraftlos, monoton und langweilig, und das Mißbrauchen der Zeusblitze hat uns keiner der griechischen Klassiker jemals empfohlen. Wer sich an den eiskalten frischen Quellen der Klassicität abgekühlt hat, findet das vielgepeitschte Wasser des modern schriftstellerischen Schwimmbassins unerquicklich lau und warm, wer aber kopfüber,

ohne sich abzukühlen, in's lauwarme Gewässer springt, den erfrischt auch dieses, es fröstelt ihn sogar, und er meint, die lauwarme Brühe sei empfindlich kalt. Erprobe deine Kraft am Leichten, du findest das Leichte schwierig, erprobe sie am Schwierigen, so wird die fortgesetzte Uebung dir auch dieses erleichtern. Vergleicht man das Leben mit einem Strome, so dürfte auch das schriftstellerische Leben an diesem Strome sein Ebenbild besitzen. Sieht man sie nicht, die zahlreichen Schwimmer tumultuarisch dahinplätschern, im Hundstrab hinwatschelnd, schaumauftreibend, wasserschluckend ängstlich! Hie und da ist Einer bemerkbar, der nach der Schule regelrecht ausgreifend ruhigen gemessenen Taktes mit stolzer Schwanenmajestät durch die Fluth dahingleitet, daß die Wellen zitternd an's Ufer kreisen. Es lassen sich dieser Schwimmphantasie noch weitere Vergleichspunkte abgewinnen. Man soll bei möglichst leichtem Magen baden und sofern man's in der Schwimmkunst noch nicht zur Meisterschaft gebracht hat, nach der Tiefe fragen, damit man ungefähr wisse, wo's über den Schädel hinausfluthen könnte. — Keine Dame soll in's Männerbad, kein Mann in's Damenbassin sich verirren. Die Elasticität des Sprungbrettes soll mit der Scheidewand. harmoniren. Zum Einlaß in's weite Geströme des freien Stromes der Publicistik sollte nur die Schwimmprobe berechtigen, darin bestehend, daß man im Nothfall auch gegen die Strömung zu schwimmen verstehe. Nicht jeder ist ein moralisch tadelloser Mensch, der schwimmen kann. Mannichfach wie die Fische sind auch die schwimmenden Literaten: Steinbeißer, Stichlinge, Riesenhaie oder Menschenfresser, Forellen, Tintenfische, Hechte, Seeteufel, Grundeln, Stockfische, Blindfische, Seepferde, Sternseher, Spritzfische, Schleim- und Wetterfische. Das römische Fischernetz ist den literarischen Ungethümen gegenüber

machtlos, sie zerbeißen das Wurfgarn, und da mit Sündfluthen hier nichts zu bezwecken ist, und selbst das Feuer keinen Fisch im Wasser genirt, so tragen sie den Vernichtungsstoff der Ruhelosigkeit — in ihren Eingeweiden. Jeder Wellenschlag böte Gelegenheit, durch's ganze Meer der Philosophie zu segeln, und es gehört Selbstverläugnung dazu, den überströmenden Gedanken das rechte Strombett vorzuschreiben. Schwimmer in des Wortes schlimmster Bedeutung schwimmen planlos drauf zu, solange sie Fahrwasser verspüren —; man sollte sie wie zappelnde Fische auf's Trockene setzen. Sie gehen auch im gefährlichsten Gestrudel nicht unter, aber es passirt ihnen doch zuweilen, daß sie „getunkt" werden, sobald „ein Stärkerer über sie kommt."

Ein neues Bild!

1877, S. 824—825: „Auch sieht die aufgeklärte Geistlichkeit in den Bestrebungen der modernen Forschung durchaus nichts Feindliches gegen die Kirchenlehre, und ein College Virchow's ... macht aufmerksam, daß die moderne Naturwissenschaft ganz gut neben der Kirche einhergehen könne, da der Gottesbegriff ein Besitz der inneren Welt sei, daß Gottes Dasein weder durch ein Mikroskop und Teleskop erwiesen noch fortgewiesen werden könne .... Das Grenzgebiet, wo Religion und Naturwissenschaft sich berühren ..."

Zwanzig Zeilen später: „Zwischen den Vertretern der strengen Naturforschung und den Anhängern des blinden Glaubens gähnt eine unübersteigbare Kluft, die niemals zu gegenseitigem Verständnisse führen kann; daher mögen beide neben einander bestehen, bis jene unumstößlichen Beweise geliefert worden sind, welche die Lüge auf der einen oder auf der anderen Seite in jenen gähnenden Abgrund gestürzt haben."

Für's Erste scheinen dem Verfasser die Begriffe Kirchenlehre, Religion und blinder Glaube, Naturwissenschaft und moderne Naturwissenschaft, moderne Forschung und strenge Naturforschung identisch zu sein. Für's Zweite schwebt ihm oben Etwas vor den Augen, einem Grenzgebiet ähnlich, wo Religion und Naturwissenschaft sich berühren, während er unten eine unübersteigbare Kluft, einen gähnenden Abgrund sieht, gleichfalls zwischen Religion und Naturwissenschaft als unversöhnliche Grenzscheide sich hinziehend. Schönes Bild! Das erinnert an den Schlußsatz eines Sonettes von Bodenstedt:

„Doch hohe Bäume ragen in die Luft,
Die Zweig' und Kronen sich entgegenbreiten
Der Kluft nicht achtend, die die Wurzeln scheidet."

Für's Dritte meint er, Religion und Naturwissenschaft hätten als verschiedene Fachgebiete nichts miteinander zu schaffen, während er zugleich behauptet, das eine oder andere von beiden müsse fallen, entweder die äußere oder die „innere Welt", sobald die erbrachten Beweise des einen das andere absorbirt hätten. Paracelsus sagt weiter: Wenn wir uns von der Herrschaft des Uebernatürlichen und Unbegreiflichen nicht von vornherein losmachen und das Wesen der Dinge nicht in uns selbst suchen, können wir nie zum Endziele einer objectiven Wahrheit gelangen. Gibt es ein noch größeres Maß philosophischen Unsinns? Sind das die hervorragendsten philosophischen Arbeitskräfte der Gartenlaube? Gedenkt sie auch solchen Denkern Denkmäler der Unsterblichkeit zu setzen?

Hätte doch die Schutzgöttin Phrase den fingirten Philosophen im philosophisch kritischen Momente besser

inspirirt, wäre ihm doch ein zufälliges Glückswort blindnothwendig in die philosophirende Stahlfeder oder in den geschwätzigen Kiel geflossen, hätte er doch statt „objectiv" das Wort relativ oder subjectiv hingesetzt! Um eine Dampfmaschine zu bauen, muß man sich von vornherein von den Gesetzen der Dampfkraft losmachen, das ist die Weisheit Paracelsi. Hier scheinen ihm die Begriffe übernatürlich und unbegreiflich identisch zu sein, wie es oben die Begriffe Religion und blinder Glaube waren. Um die objective Wahrheit zu erkennen, muß man sich zunächst von allem Uebernatürlichen losmachen. Dieser Blödsinn ist zu dick und zu stämmig, als daß man ihn mit der Scheere packen könnte. Am Namen Paracelsus klebt etwas alterthümlich Klassisches, an seinen Leistungen etwas modern Nebelhaftes. Statt sich in die Sackgasse der philosophischen Phrase zu verkriechen, hätte man den Worten Virchow's Gehör schenken und sie dankbar nach Hause tragen sollen, ist ja Virchow kein „elender Baalspfaffe" und kein „intriguanter Jesuit". Die Gartenlaube scheint auf die Correspondenzen abtrünniger Mönche und die Mittheilungen der Exjesuiten einen größeren Nachdruck zu legen. Selbst einem Virchow züngelt sie entgegen — schade, daß dieser anerkannte Gelehrte nicht in das antirömische Horn hineinposaunen half! Daß er doch quer über die junge schöne Aussaat eines Häckel hinstolpern mußte! Der Glaube besteht in der Wissenschaft ebenso gut, wie in der Religion, das war aus dem Munde Virchow's ein rechtes Wort am rechten Ort und zu rechter Zeit. Dank solchen Männern, die, wenn sie nicht gläubig sein sollten, wenigstens keine Sichselbstbelüger sind und den Muth haben, dem guten Ton der Wissenschaft die Stirne zu zeigen!

„Wenn auch, heißt es ferner, das Positive eines

Theiles der Darwin-Häckel'schen Arbeiten noch nicht in allen Einzelheiten mathematisch festgestellt ist, so sind doch die negativen Beweise gegen das Uebernatürliche, gegen den Spiritualismus und gegen gewisse Dogmen so überwältigend und vernichtend, daß ..."

Welches sind die negativen Beweise, und welches die gewissen Dogmen?

Wir lesen weiter: „Was hat die strenge Wissenschaft mit dem Spiritismus und den Visionen und Hallucinationen verrückter Heiligen zu thun?" Bevor die Wissenschaft von verrückten Heiligen sprechen darf, o Paracelse, muß sie zuerst beweisen, daß jene „Heiligen", die hier gemeint sein könnten, verrückt seien. Das eben ist es, was die Wissenschaft mit ihnen zu thun hat. Möge unser Mitarbeiter auf S. 11 von 1877 hingewiesen sein, wo deutsch und deutlich gedruckt steht: „Der Spiritismus vor dem Gerichtshofe der Wissenschaft".

„Das deutsche Volk muß und wird Häckel dankbar dafür sein, daß er uns mit den Resultaten ..." Warum gerade das deutsche Volk? Hat dieses Volk eine besondere Ursache dazu, auf die Herkunft von den Affen stolz zu sein? Wünscht Häckel die Grenzen seiner Lorbeeren mit den Grenzen Deutschlands congruent zu sehen? Die Lappländer werden das deutsche Kernvolk um eine solche Errungenschaft schwerlich beneiden.

„Für Bauernjungen hat weder Darwin noch Häckel geschrieben", schreibt Paracelsus. Daß jeder Bauernjunge ohne technische Vorbildung direct nach den Quellen des Darwinismus greife, hat Virchow keinesfalls sagen wollen, und es scheint fast, als müsse man das bekannte Verdrehungssystem auch auf die Aussprüche solcher Männer ausdehnen, um gegen sie aufkommen zu können. Das Verdrehungssystem hat zugleich den Vorzug, daß es die

Schlinge um den Fuß des eigenen Verfassers wirft, denn wie konnte man gleichzeitig schreiben, daß „die gesammte deutsche Nation an den Bestrebungen der naturwissenschaftlichen Forschung einen so regen Antheil nehme“? Nur so, heißt es bei Paracelsus, kann auch das Volk zum Selbstdenken und zur geistigen Freiheit herangezogen werden; nur durch den Mund der deutschen Naturforscher soll dem Volke Rechenschaft abgelegt werden von dem, was da ist, aber auch von dem, was nicht ist. Gehören denn die sogen. „Bauernjungen“ nicht zum deutschen Volke, zu der gesammten deutschen Nation, zum Volke? Oder gehören Darwin und Häckel nicht zu den Naturforschern? Wer sind jene, die selbst denken lernen und geistig freigemacht werden sollen, etwa die Gelehrten oder die Bummler auf den Trottoirs der Großstädte? Auch den Bauernjungen interessirt es, zu wissen, ob seine Urgroßmutter ein Drang-Utang gewesen, und ob die einstige Seligkeit nur eine Nothlüge der „Baalspfaffen“ sei. Die verkehrte Gelehrsamkeit findet ihren besten Kurort in den Kreisen eines gesunden Bauernjungenlebens. Am Mutterwitz und an der natürlichen Logik eines richtigen Bauernjungen kann sich das verdrehte Instrument der Gelehrten wie an einer Stimmgabel der unverfälschten Natur renoviren. Ja, es gibt sogar Genie's unter den Bauernjungen, die von Haus aus mehr wissen, ohne es jemals gelernt zu haben, als manche Nachahmungsgelehrten und Brodstudenten in ihrem ganzen Leben aus Büchern und Bibliotheken herausgenascht haben, sagt doch die Gartenlaube S. 9 von 1877:

„Die Gunst des Geschickes wollte, daß das Genie des Bauernjungen von Roavakum nicht in der Stallatmosphäre verkümmerte.“

Und von ebendemselben „weiland Bauernjungen“ (S.27)

wissen wir, daß er als „Gregor der Große" eine flammende Leuchte der christlichen Kirche geworden ist.

Obgleich der Bauernstand im Allgemeinen diese meine Kritik nicht bis in's Einzelne würdigen kann, ist dieselbe dennoch auch für die „Bauernjungen" geschrieben, die es mit göttlicher Menschenseele herausfühlen, was ihnen etwa an technischem Verständniß mangeln sollte. Die erste Frage, welche Rom an den „Bauernjungen" stellt, ist ganz dieselbe, die sich der hochgehende Weltweise vorlegt: Wozu bist du auf Erden? Um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch selig zu werden. Die materialistische Wissenschaft kann jede Mühe sparen, den Bauernjungen klar zu machen, was ist und was nicht ist, denn was ist, das riechen, sehen und schmecken die Bauernjungen ebenso gut wie die Verehrer dieser Sorte von Wissenschaft, und was nicht ist, das zu beurtheilen hat eine Wissenschaft, die sich auf's Riechen und Befühlen verläßt, keinen Maßstab. Ehe sie bewiesen hat, daß ein Uebernatürliches nicht existirt, macht sich diese Wissenschaft von dem Uebernatürlichen, also von einer Sache los, die gar nicht existirt. Das ist ein philosophischer Gedankengang, der einem Kenner die Haare zu Berge treibt. Paracelsus mag sich verbrennen oder begraben lassen, die wahre Wissenschaft weint ihm keine Thräne nach. Imaginäre Weisheit, fingirter Name, Alles Schein, so daß man bei Leuten, denen das Scheinwesen zur zweiten Natur geworden ist, Acht haben muß, ob sie, wenn einmal auf dem Paradebett liegend, nicht scheintodt seien, ob wenigstens ihr letzter menschlicher Act auf Wahrheit beruhe und echt sei. Verstanden, Paracelse?

So amüsirt sich die alte schwarze Katze an den letzten Sprüngen halbtodt gebissener Mäuse.

Was ist objective Wahrheit? Mit anderen Worten:

Was ist wirklich seiende Wahrheit im Gegensatze zu den millionenfachen Gehirnprodukten? Wahrheit setzt ein Denken und Erkennen voraus, wie die Tendenz ein Wollen und die Liebe ein Empfinden. Existirt außerhalb des menschlichen Gehirns kein Denken und Erkennen, vergeht und entsteht diese Thätigkeit mit dem Gehirnstoff, dann muß das Gleiche auch von der »Wahrheit« gelten. Wo kein denkendes Wesen, ist überhaupt Nichts denkbar. Die Materialisten, welche an den Denkgesetzen ihrer greifbaren Instrumente festhalten, unbekümmert darum, ob „die Wahrheit der empirischen Naturforschung nach menschlichen Begriffen logisch oder inconsequent, vernünftig oder albern" erscheint, müssen auf Grund unserer Denkgesetze zugestehen, daß die Materie vor der Emancipation des Affen und der Affe selbst ein Nichts war, und daß in Folge des Fallissements der Sonne und des Untergangs der denkenden Geschöpfe Alles in Allem ein Nichts gewesen sein werde. Die objective absolute Wahrheit muß ihrem Begriffe nach eine ewige, seiende, unveränderliche sein, und da sie ohne ein Denken nicht denkbar ist, muß ein ewiges, seiendes, unveränderliches, denkendes Wesen existiren, welches dem von uns gedachten Begriffe jener Wahrheit seinen lebenden Inhalt unterbreitet. Dieses ewig seiende und denkende Wesen ist Gott, und Alles ist wahr, was in Gott ewig existirt und nach der in Gott ewig existirenden unveränderlichen Idee geschaffen wurde. Gottes Denken ist kein menschlicher Denkproceß, nach welchem ein Gedanke den andern hervorruft, sondern jeder Einzelgedanke ist in Gott ewig und unveränderlich vorhanden. Die gesammte Gedankenwelt Gottes ist ein einziger großer Gedanke, und diesem Gottgedanken entspricht das eine große Wort, welches die zweite Person des dreieinigen Gottes heißt, weil es von Gott ewiglich erzeugt

wird. Sohn Gottes ist die Intelligenz der Gottheit; die Allwissenheit entspringt aus der Intelligenz, und da nicht der göttliche Wille das Böse gewollt hat, vielmehr die göttliche Allwissenheit das Böse voraussah, ist auch nicht der göttliche Wille, sondern die Intelligenz oder der Sohn Gottes in die Sinnenwelt gekommen, um sich selbst Genugthuung dafür zu leisten, daß Gottes Allmacht indirecte Ursache des Bösen geworden war. Indirect ist auch die Wirkung dieses Erlösungswerkes, indem die directe Betheiligung an demselben Sache der Willensfreiheit des Sünders ist. Die Frage, was absolute Wahrheit sei, beantwortet Christus selbst mit den Worten: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Sollte Jemand die geistreiche Bemerkung auf der Zunge haben, ewig wie die Wahrheit müsse auch das absolut Falsche sein, da ohne dieses der Begriff Wahrheit keinen bestimmenden Gegensatz habe, so möge dieser Jemand bedenken, daß wo ewiges Licht ist, keine Finsterniß aufkommen kann, daß aber die Finsterniß als bloß gedachter Begriff und ewiger Gegensatz des Wahren keine ewige Existenz besitzt. Wo das Licht schwindet, dort beginnt die Nacht, und weil dieses göttliche Licht erst mit Erschaffung der zweifelfähigen Geisterwelt aus den Herzen der Geschöpfe verschwand, begann auch die positive Negation des Lichtes oder die wirkliche Finsterniß erst mit dem Mißbrauch der gottgeschaffenen guten Willensfreiheit, welche mit dem Denken an Zurechnungsfähigkeit ab- und zunimmt. Gott kennt das Böse wie das Gute, sonst könnte seine Allwissenheit nicht Richterin des Guten und Bösen sein, aber gerade deßhalb, weil Gott diesen Gegensatz nicht allein kennt, sondern selbst bildet, kann er nicht irren, zweifeln und sündigen. Ohne Schöpfung durch den ewig wahren Gott wäre das Böse, Falsche, Häßliche nie-

mals in die wirkliche Erscheinung getreten, denn es haftet und klebt dies Alles an den Geschöpfen. Die Erkenntniß des absolut Falschen besitzt Gott allein, weil man zu dieser Erkenntniß die absolute Wahrheit kennen muß, deren Negation die absolute Lüge ist. So kommt es, daß selbst der Teufel kein absolut vollkommener Lügner ist, und daß er das Wesen des Geschöpflichen theilend nach allen Dimensionen der Zahlen, Gedanken, Buchstaben und Individuen lügen kann, während die absolute Wahrheit eine einzige ist. Wie alle Mannichfaltigkeit beider Welten aus der einen Quelle des ewig Wahren, so fließt auch das menschlich Wahre, Schöne und Gute aus wenigen Principien, ja es gibt Leute, die auf einem einzigen guten Grundsatz ihr ganzes Thun und Treiben aufbauen möchten. Aus einem einzigen Stamme heraus verzweigt sich das Geäste. Wir alle sitzen lachend oder weinend auf den Aesten und mancher schickt sich an, sich selbst herunter zu sägen — eine empirische Wahrheit, die auch die Materialisten nicht läugnen — aber die Wenigsten wissen das Lied vom Stamme zu singen, denn das ist ein philosophisches Lied. Wer den Stamm zu umfassen weiß — schüttelt das ganze Gehänge herunter, daß ihm die faulen Früchte — auch die überreifen — über Kopf und Schulter hinwegtanzen.

Wenn nun die ewige Wahrheit als solche existirt, was ist ihr Zweck und Beruf? Daß sie erkannt werde, und sie wird erkannt, indem Gott sich selbst erkennt. Ihr Beruf ist erfüllt, Ursache und Wirkung ist in Gott ein und dasselbe, denn er theilt nicht die Begriffe des Geschaffenen. Die Wahrheit existirt um ihrer selbst willen. Gott ist keinem Zwang unterworfen, da außer ihm nichts existirt, gegen das er Verbindlichkeiten haben könnte, es sei denn, daß er sich unliebsame Verbindlichkeiten durch

seine übergroße Güte auf den Hals geladen hätte. In der That, so läßt sich das Verhältniß zwischen Schöpfer und Geschöpf am besten verdeutlichen; Gott hieß uns Platz nehmen in seinem Paradiese, ohne uns als nicht-seienden Wesen etwas schuldig zu sein und ohne unserer zu seiner eigenen Unterhaltung zu bedürfen, er bot uns seine ganze göttliche Liebe an, er offerirte uns seine Freundschaft, er stellte uns sein Alles, seine ganze Selig-keit zur Verfügung, er that, was kein Vater seinem Kinde thut, er opferte sich selbst am Kreuze und ertrug die Qual der Dornenkrone um unserer Missethaten willen, aber wir — traurige Geschöpfe mit unseren eingebildeten Vorzügen, die wir keinen Grashalm grade und keinen Eiszapfen glühend machen können, wir mißbrauchen das Gastrecht in der Behausung Gottes, und wir verbieten dem Eigenthümer des Universums die Schwelle unserer elenden Hütte, wenn er bei uns einkehren möchte. Er, dem alle Gewalt gegeben war im Himmel und auf Erden, hatte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. — Das ist der Lauf des Weltendramas, dessen Miniaturgebilde auch zwischen menschlichen Eltern und Kindern zu treffen sind. Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl er-gehe auf Erden!

Sollte Gottes ewige Wahrheit von außen erkannt werden, mußten solche Wesen geschaffen werden, die der Erkenntniß fähig sind. Nur der gottähnliche Geist konnte diese Bedingung erfüllen, nur das gottähnliche Herz konnte Liebe mit Liebe entgelten. Leider hat selbst die Allmacht keine Macht, aus ihren Geschöpfen Gottheiten zu machen; wir können zweifeln und irren, und wir be-dürfen deßhalb auch des Mittels, unsere Zweifel zu bannen, und dieses Mittel ist der *Beweis*, der auf verschiedenen Wegen erbracht werden kann. Wie Gott den Zweifel nicht

direct hervorrief, indem das Geschöpf den Zweifel gebar, so wird Gott den Zweifel nicht gewaltsam vernichten, und auch der Tod des Zweifels wird ein geschöpflich natürlicher sein. Wo der Beweis auftritt, verläßt der Zweifel die Bühne, und indem uns Gott durch die Thatsachen der gesammten Weltgeschichte den Beweis der göttlichen Weltregierung erbringt, führt er uns den Beweis seiner selbst als der ewigen, einzigen Wahrheit. Großartiger Gegenstand, langwieriger Beweis! Diese Beweisführung endigt mit der Zweitheilung zwischen Wahrheit und Irrthum, denn die Verbindungsbrücke des Zweifels muß fallen, und es muß geschieden werden zwischen Zweifelfreiheit und Verzweiflung. Im Angesichte der ewigen Wahrheit ist kein Zweifel mehr möglich, und der reuelose Sünder muß verzweifeln, sobald sich der Zweifel löst, daß ihm jede Hoffnung auf Gnade benommen sei. Schauerliches Entweder — Oder, Himmel oder Hölle! Das ist die Verwirklichung des Gegensatzes der Wahrheit. So grauenvoll der Gedanke des Verzweifelns ist, so paradiesisch die Gewißheit, daß jener Gott *gerecht* ist, und keiner verzweifeln wird, wenn nicht aus eigener Schuld. Keiner wird schuldlos verworfen, Niemand wird die Seligkeit Gottes erschleichen und erschwindeln. Frage dein Gewissen, ob eine erschwindelte Seligkeit denkbar ist? Hältst du jeden Menschen für glücklich der auf Polstern sitzt? Beneidest du jeden, der aus goldnen Bechern trinkt?

Und wenn dein Kind ein trocken Stück
Verdienten Brodes ißt:
Beneide keinen um sein Glück,
Solang du ehrlich bist!

Groß wie die Liebe, Allmacht und Gerechtigkeit Gottes, ist auch sein Erbarmen. Keinerlei Polemik dürfte schöner

und ergreifender zu schauen sein, als das Erbarmen des unendlich gnadenvollen Gottes im Kampfe mit seiner ewigen Gerechtigkeit. Wo der Allwissende den Richterstuhl hinrückt, bedarf es keines Zeugenverhörs und keiner Geschworenen, keines Sündenregisters und keiner Proceßführung von einer Instanz zur andern. Der Mensch richtet sich selbst, sobald ihm Gott in's Auge schaut. Der Böse fürchtet die Wahrheit, weil er ihren Anblick nicht ertragen kann. — Der Gute sucht die Wahrheit, weil ihn der Anblick des Teufels anekelt. —

1875, S. 794: „Judas, der Erzschelm, eine Charakterstudie ... Als das verworfenste sittliche Scheusal ausgestellt an dem Pranger der christlichen Liebe, überliefert an den Satan, ja ihm verlobt von Kindesbeinen an, im Judas-Kusse und Judaslohne begrifflich gebrandmarkt für alle Zeiten — hat auf einmal in dem aufdämmernden Lichte einer humaneren Zeit dein Schicksal fröhlich sich gewandelt ... Unter der Sonde der Psychologen, aber noch weit mehr unter dem Zauberstabe des Poeten ist aus dir, dem großen Sünder, ein fast ebenso großer Heiliger geworden ... Es war nicht der Haß, sondern geradezu die Liebe das treibende Rad seines Handelns ... Construiren wir den modernen Judas-Charakter, so erhalten wir etwa folgendes Bild: Judas war ein treuer und warmer Anhänger seines Meisters. Er faßte aber das verheißene Reich Christi noch im concreten altjüdischen Sinne auf ... Die thatkräftige energische Natur des Judas verlangte greifbare Ziele. Daß diese sich ihm nicht zeigten, das erzeugte in ihm zunächst eine gewisse Ungeduld. Diese brachte den Unmuth hervor, eine allgemeine

seelische Verstimmung. Da kam der Einzug des Herrn in Jerusalem ... Das war etwas Greifbares, Thatsächliches und Sichtbares. Jetzt schien die Messiasidee im Sinne des Judas sich zu verwirklichen, aber des Weitern geschah Nichts. Das rief den Unmuth des Judas wieder von Neuem hervor ... Aus dieser Verstimmung heraus erwuchs in dem thatkräftigen Charakter die Erwägung, ob da nicht zu helfen sei ... Welches Mittel bot sich ihm? Der Meister zeigte es ihm selbst ... in der directen Vorhersagung des Verrathes, der sich in der weitern Rede: Was du thust, das thue bald, die bestimmte Aufforderung zum Handeln anschloß .... Diese eigenthümliche Aufforderung mußte außerordentlich bestimmend, nicht etwa verstimmend, auf Judas wirken. Derselbe konnte sich jetzt sagen: Der Herr will in die Hände seiner Feinde geliefert werden, um seine göttliche Kraft zu bethätigen. So ging er hin und verrieth den Herrn ... Daß Judas nicht die Interessen des Hohen Rathes bei seinem Verrathe im Auge gehabt habe, dafür spräche dann sein Verhalten nach seiner That, das Hinwegwerfen des Blutgeldes und der wider das Priestercollegium geschleuderte Fluch. Auch die Reue und Verzweiflung des Judas finden so ihre weit natürlichere Erklärung. Der Judaskuß wird aus einem Symbole des Verrathes ein Symbol der Liebe, indem er bekunden soll, daß der Jünger nur äußerlich, nicht innerlich abgefallen sei .... Das, was er nur scheinen wollte, ist er nun wirklich geworden, der Verräther seines Herrn und Meisters, an dem seine ganze Seele mit unbegrenzter Liebe hing. Verkannt, verachtet und ausgestoßen verliert er unter sich allen Boden zu seiner Weiterexistenz, und da er keinen Richter hat, der ihn vermöchte zu richten, so bleibt ihm nichts übrig, als sein eigener Richter zu werden .... Dieser Ischarioth kann nicht blos anreizen

zu einer Charakterstudie, er ist und war schon längst ein wirklicher Studiencharakter."

Diese Art von Kritik beruht jedenfalls auf Sympathie. So absolviren die Verräther Christi ihren Freund und Collegen Judas. Ihren Collegen? Seien Sie stolz, meine Herren, auf diese Collegialität, war doch Judas ein thatkräftiger energischer Charakter, der nach Greifbarem, Thatsächlichem und Sichtbarem strebte, in seiner unbegrenzten Liebe zu Gott verkannt wurde, nicht innerlich, sondern bloß äußerlich von ihm abfiel, an dem Blutgelde keine Freude finden konnte und es schließlich für gut fand, sein eigener Richter zu werden. Sind das keine sympathischen Merkmale? — Ist der schlechte Bube Moor kein zur Charakterstudie geeigneter Studiencharakter? Warum gerade mir dieses Mohrenmaul, diese Lappländersnase, diese Hottentottenaugen? Kann es dem Studiencharakter verübelt werden, daß er von Neid gegen den Liebling Amaliens verzehrt wurde? Warum drückt man dem verkannten Vaterlandsverräther nicht den idealen Strahlenkranz eines tragischen Helden auf die gebrandmarkte Stirne, ist es doch ergreifend schön, einen ergrauten Kaiser von meuchlerischer Hand bluten zu sehen? Hat man's nicht dem Attentäter zu verdanken, daß die schöne Kaiserspende zu Stande kam, und daß Alldeutschland seinem hochbetagten Monarchen die Kennzeichen der Liebe entgegenbrachte? Verwandelt sich das Attentat unter dem Zauberstabe der Phrase nicht in eine That der Liebe? — — Der Ruhm jener 300 Spartaner unter Leonidas gebührt einem Ephialtes, denn dieser war's, der ihnen Gelegenheit gab, ihr Heldenblut zu vergießen. Die Erlösung des Menschengeschlechtes ist das Verdienst des Judas, denn Niemand anders, als er, hat die Dornenkrone besorgt. — Habt Acht, ihr freundlichen Leser, daß ihr keiner ver-

kannten Judasseele zu nahe tretet! Ohne Verräther keine Seligkeit! Ohne das Verdienst der Ketzer keine Wahrheit wie ohne Finsterniß kein Licht! Reiße der Phrase sämmtliche Haare aus, sie wachsen wieder nach, schlage dem tausendköpfigen Höllenhunde alle Köpfe ab, sie wachsen wieder nach, und je eifriger die Haare und Köpfe abrasirt werden, desto besser gedeiht ihr Wachsthum. Man sollte die Tausendkünstlerin Phrase in Erz gießen und diese Erzphrase als allegorische Person auf den öffentlichen Plätzen der durch literarische Fabriken besonders hervorragenden Großstädte aufstellen. Auch in vornehmen Gärten, wo liebliche Fontainen springen, und lauschige Lauben mitten im Tage die einsame Vertraulichkeit grüner Nächte ermöglichen, pflegt man derartige Allegorieen als Schmucksache zu placiren. Als geeignete Gegenstücke zu der Erzphrase und der in Marmor gehauenen Verzweiflung oder der Kunst, sein eigener Richter zu werden, ließen sich empfehlen Judas, der Erzschelm, oder das Symbol der Liebe, ein bronzirter Schimpanse, das Alpha der Ahnentafel, und ein erfrierender Mensch, das Omega der Aufklärung.

1879, S. 232: „Der wahre Glaube. Fern im Osten . . . lebt ein frommer katholischer Priester, der . . . die Gewohnheit übt, nach Sonnenuntergang verkleidet durch die Straßen der Stadt zu schweifen, um seine Gemeinde . . . gründlicher kennen zu lernen und sonstige Welt- und Menschenerfahrung zu sammeln. . . . . er vergreift sich vielleicht in der Wahl seiner Mittel, aber seine Zwecke sind durchaus ehrlich und lobenswerth. Es war im Jahre 1877, als er bei hereinbrechender Dunkelheit wiederum durch die Gassen schritt, so recht mitten durch das farbenbunte Gewühl . . . bis er das Thor der Stadt erreichte. Der Mond schien hell . . . . Nach

einer Weile kam er vor einen Park, dessen Thore offen standen, er trat ein. . . . als Priester stand er ja mit jedem einzelnen Bekenner des katholischen Glaubens in Beziehungen, die viel enger waren, als die des geselligen Umgangs, er that daher ganz, als ob er in dem prächtigen Parke zu Hause sei . . . . als er einen jungen Mann erblickte, der . . . aus tiefen Träumereien empor fuhr. Verzeihung, sagte er, Ihr seid der Besitzer all dieser Kostbarkeiten? Ja, Herr; und Ihr? Ich bin ein wandernder Philosoph, der über die Geheimnisse des Glaubens nachdachte und sich vor die Stadt verirrte. Des Glaubens! wiederholte der junge Mann leise aufseufzend. Wahrlich, Herr, in solcher Zeit thut es mehr noth, als jemals, diesen Geheimnissen mit voller Seelengluth nachzuhängen, um sich nicht irre machen zu lassen in der Zuversicht auf den Sieg unserer gerechten Sache. Wie, sagte der Priester, einen Schritt näher tretend, ich finde hier einen Gesinnungsgenossen? . . . Der junge Mann stützte wie traumverloren den Kopf in die Hand und sah starren Blicks nach dem Boden, wo ein vereinzelter Mondstrahl auf dem Kies spielte. Würdiger Greis, begann er . . . seit einiger Zeit quälen mich die furchtbarsten Zweifel . . . Wenn dein Glaube ein Wahn wäre? Erscheint nicht diesen hinwiederum dein Glaube als ein thörichtes Hirngespinnst? Wo liegt hier die Wahrheit? . . . Verlaßt Euch darauf, sagte der Priester, ein Glaube, dessen Bekenner den Tod nicht scheuten, wenn es galt, mit dem eigenen Blut für die ewige Wahrheit zu zeugen, ein solcher Glaube trägt die Gewähr seiner Göttlichkeit in sich selbst, eine solche Religion liefert durch ihre bloße Existenz den Beweis für die Unantastbarkeit ihrer Lehren . . . In den Augen des Jünglings flammte es hell auf. Wie soll ich Euch danken, rief er . . . Eure Beredsamkeit giebt mir alle Gluth der

Ueberzeugung zurück. Ja, ein Glaube, der zu solchen Thaten begeistert, ein Glaube, der seine Bekenner im Tode noch lächeln, der sie unter den Qualen noch jauchzen läßt, ein Glaube, den keine feindliche Macht der Erde vernichten konnte, ein solcher Glaube kann nur der unmittelbare Ausfluß der göttlichen Wahrheit sein. So wird denn auch diese Prüfung nur dazu beitragen, des Propheten Ruhm zu vermehren und die Feinde Allahs zu Schanden zu machen. Was hör' ich, rief der Priester, einen Schritt zurücktretend, wer seid Ihr? Ich bin Abderrahman, der Sohn des Assad. Was befremdet Euch? O nichts, nichts, versetzte der Priester stotternd . . . . und entfernte sich mit hastigen Schritten . . . hoch auf ragten die beiden schönsten Bauwerke dieser phantastischen Silhouette, das Minaret der großen Moschee und der Glockenthurm des katholischen Domes, beide umstrahlt von demselben himmlischen Lichte . . . . . Da ward es licht in dem Herzen des Priesters. Noch unklar in seinen Gefühlen, aber versöhnt mit dem, was geschehen, stand er still und entblößte das Haupt. Eine Weile blickte er so wie in stummer Verzückung nach dem fernen Häusergewirre . . . dann sog er in tiefen Athemzügen die köstliche Luft ein und schritt gedankenvoll heimwärts . . ."

Welcher Aufsatz verdient wohl den Vorzug, dieser oder die Charakterstudie? Gönnen wir jedem Menschen seine vollste Geschmacks- und Willensfreiheit bezüglich der Auswahl! Hier wäre dies, dort jenes wundernett, hier sprachliche, dort psychologische Kenntnisse, hier Phrase, dort Phrase, überall Phrase. Ich meinerseits halte es für rathsam, beide Aufsätze über ein und denselben Kamm zu scheeren. Es wäre bei gutem Willen unmöglich, daß Leute, die mit Aufsätzen von obiger Qualität gehirngymnastische Fertigkeiten bekunden, ihre gute, gottgeschaffene

Intelligenz in den Sumpf der Lächerlichkeit versenken könnten. Die gedruckte Schamröthe hat den Vorzug, daß noch die kommenden Generationen dieselbe sehen und bewundern können. So rächt sich die Palme der Unsterblichkeit an ihrem Mißbrauch durch die sterblichen Geschöpfe. Wie Manchen täuscht die verlockende Zunge der Beredsamkeit! Dort die melancholischen Pinien — hier die Cypressen im Abendwind, die Mondnachtstimmung, die Felsenwände des Bosporus, die mondbeschimmerte Stadt, traumhaft, märchengleich, die phantastische Silhouette, das Minaret der Moschee und das dämmernde Blau — der herrlichen Sommernacht. Weil der wahre Glaube mit dem falschen, mit Wahn und Aberglaube das gemeinsame Dritte theilt, daß die Vertreter des einen wie des andern glauben, den wahren Glauben zu besitzen, und in diesem Glauben selbst ihr Blut und ihr Alles für denselben aufzuopfern fähig sind, deßhalb soll derjenige Glaube der allein wahre sein, dem solche Opfer gebracht werden, und weil sich jeder Glaube dieses Kennzeichens rühmen darf, soll jeder der allein wahre sein? „Die Hand auf's Herz, Acosta! Nicht einmal Euch selbst" kann zugemuthet werden, an die Richtigkeit dieser Lächerlichkeiten zu glauben und für diesen Eueren eigenen Glauben an die eigene Ueberzeugung in den Tod zu gehen. Ihr habt einen schlechten Witz machen wollen, Acosta! Jenes Publikum, auf das er berechnet war, ist jedenfalls in die mondbeglänzte Falle gegangen. — Nun überlegt Euch die Sache, Acosta, und schreitet gedankenvoll heimwärts! — — Soll ich leuchten? O sie klingen wundersüß, diese Melodieen des beweisunfähigen Witzes und die skeptischen Humoresken des wissenschaftlichen Galgenhumors, den man für die höchste Blüthe der Bildung ausgibt, weil man im hundertfältigen Gefühle des individuellen Nichtswissens

zum letzten Grubenlicht des indifferenten Humors zu greifen, gezwungen ist. Gehen wir nach Indien und fragen wir in den Urwäldern nach dem „großen Geiste", so spricht uns der Barbar mit mehr Gemüth von seinem geahnten Gotte, als die kulturstrotzende Intelligenz der Gartenlaube mitten im Herzen Europas von dem ihrigen. Dort spricht das unverfälschte Gemüth des Wüstensohnes, und hier lächelt die Schlangenklugheit der Selbstüberlistung.

1879, S. 67: „Pater Gregor, ein Seelengemälde." Das Klosterleben scheint der Gartenlaube kein „undenkbarer Gedanke" (1876, S. 816) zu sein, da sie das Paradies der klösterlichen Einsamkeit in obigem Artikel mit der ganzen Gluth der ihr eigenen Sprachweise zu schildern wußte. Nachdem sie den Pater Gregor als einen Mann „von Vergangenheit" und als einen geistvollen Zweifler charakterisirt hat, der aus Lebensüberdruß bei klarem Verstande zum Selbstmörder wird, greift sie mit gewölbten Fingern in den Juwelenschrein der Verewigungssprache und schreibt: „Ein großer Mensch lag unter seinen Trümmern begraben." Ich füge als Nachruf auf den Verblichenen hinzu: Die Welt ist um ein großes Märchen reicher geworden. Ein Märchen ist auch die „Ostergeschichte: Wie man dem Frantischek seinen Glauben nahm" (1879, S. 252). Warum feiert die Gartenlaube die christlichen Feiertage mit den Christen, warum nicht die jüdischen mit dem Juden? Steht die „Wissenschaft" jenen näher, als diesen? Sind die Juden nicht abonnementsberechtigt, und haben sie kein bezahltes Recht dazu, von ihrem illustrirten Familienblatte zu erwarten, daß es auch den „langen Tag" verherrliche und mitfeiere? Derartige Geschichten wie die „Ostergeschichte" und das „Seelengemälde Pater Gregor", die man unter die „Erzählungen" rubricirt, haben ihre Vor-

züge, denn sie bieten schlimmsten Falles die schöne Hinterthüre, daß sie als „Gerechtsamen“ der dichtenden Kunst zu betrachten seien, obwohl man nichts dagegen einzuwenden hat, wenn sie das Publikum auf Grund ihrer eigenthümlich historischen Fassung für baare Münze nimmt. Die kalte „Wissenschaft“ läßt sich besser beim Schopfe fassen, während die erzählende Dichtung mehr die Schlangenart des Schlüpfrigen besitzt; das thatsächlich Greifbare wirkt positiver, als die Spekulation der Hypothese und des nüchternen Philosophirens.

Dem Dichter der „Historie vom Kloster Eberbach“ (1878, S. 777) hätte die vertrauliche Weisung zugehen sollen, daß die Gartenlaube sich nicht herbeilassen könne, ein unlängst von den „Fliegenden Blättern“ publicirtes Gedicht in vermehrter Auflage als principielles — Original nach allen Welttheilen zusenden, zumal die kneipenden Mönche so heruntergeleiert sind, daß sich ein Dichter, der auf Originalität Anspruch macht, nach andern Stoffen umsehen sollte, statt seine Hand diesen abgegriffenen Saiten zu leihen. Auch „die Juister“ S. 217 von 1879 gehören unter diese Kategorie, denn obwohl der darin ausgesprochene Witz zu den besseren Produkten dieser Richtung gezählt werden mag, so wäre mir doch der Himmelspförtner Petrus als eine veraltete humoristische Figur nicht mehr modern genug, die jungdeutsche Kunst an ihm zu erproben. Es mag neuerungssüchtige Gegner verdrießen, daß die römisch-katholische Kirche ihnen jahrtausendlang die nämlichen Angriffsobjecte entgegenhält, und so rührlich dieser monotone Charakter dort ist, wo ihn die Wahrheit trägt, so langweilig wird eine Polemik, die sich immer wieder um die alten Kreise herumbewegt.

Zu den unvertilgbaren Angriffsobjecten, gegen die

man sogar die Lyriker vorschickt, gehört auch — horribile dictu — der Beichtstuhl. 1874, S. 150:

„Am Beichtstuhl hingesunken kniet ein Weib,
— der Priester zürnt — . . . . . .
. . . Er stieß dich strafend in den Sündenpfuhl;
Unfehlbarkeit weiß Andrer Fehl zu rächen, —
Schon schreitet starr der Priester aus dem Stuhl.
Umsonst ringst du verzweifelnd deine Hände —
Des Priesters Hand winkt nur ein kaltes Nein!
Genug, o Weib! Hör' auf, dich zu erniedern! . . .
Will man die alten Himmel uns verwehren,
So schließen wir uns neue Himmel auf."

An diesem hochherzigen Mitleid eines aufgeklärten Poeten mit einer verdummten Sünderin ist insofern etwas Zurechnungsfähiges, als es tadelnswerthe Priester geben kann, die von der Dienstesvorschrift, in gewissen Fällen die Lossprechung zu verweigern, einen verfehlten Gebrauch machen. Unserm verehrten Mitarbeiter ist dieses Unglück wahrscheinlich noch nicht passirt — und er hat seine „herzerschütternden" Gefühle sich einbilden müssen, bevor sie reproducirt werden konnten. Am Ende gar einige Krokodilsthränen? — Unsern phantasievollen Mitarbeiter dürfte schwerlich das poetische Mitleid mit einer abgewiesenen Sünderin wie etwa das schwarzäugige Judenmädchen einen Heinrich Heine zur lyrischen That begeistert haben, vielmehr? setzen wir einen Gedankenstrich — und noch einen —. Wer den Gesammteindruck meines Buches versteht, wird sich die gegebenen und künftigen Einzelfälle eigenhändig zu interpretiren wissen. Ich theile seit nunmehr dreißig Jahren mit andern Menschen das humane Schicksal, ein armer Sünder zu sein und die bittere Süßigkeit des

Beichtstuhls schon manches Mal gekostet zu haben, aber so weich und empfindsam meine lyrische Seele sein mag, hätte mich doch meine Beichtpraxis niemals zu einem lyrischen Zorn veranlassen können. Wo die Religion den Materialisten stoffliche Instrumente hinstellt, da weichen sie aus, sich brüstend mit ihrer „Vergeistigung.“ Das Beichten ist dem reuefähigen Verbrecher eine Lust, dem alltäglichen Sünder eine lästige Verpflichtung. Für den Ruhelosen, der unstät und flüchtig umherirrt, hat die Erde nichts Schöneres, als den Beichtstuhl, die letzte Zufluchtsstätte des geängstigten Gemüthes. Nicht jeder Sünder empfindet die Wollust des Beichtens, weil nicht jeder ein Verbrecher ist, aber auch dem braven Manne geziemt es, sein Gewissen von Zeit zu Zeit in's Verhör zu nehmen. Wenn solche Männer, die niemals einem katholischen Priester ihre Geheimnisse zugeflüstert haben, moralisch frei geworden und zur Selbsterkenntniß gelangt sind, dann haben sie um so ehrlicher sich selbst gebeichtet — und auch das ist eine Beichte vor Gott gewesen. Wer moralisch frei werden will, muß schonungslos mit sich selbst reden und ein orthodoxer Beichtvater seiner eigenen Seele sein. Läßt sich dieser Charakter von der Menge oder von wenigen Ausnahmen erwarten? Ist die Menge reif genug, den moralischen Zwang des Selbstbekenntnisses sich aufzubürden? Wer genießen will, verschaffe sich den Genuß, und wer die Seligkeit der Selbsterniedrigung und Selbstbefreiung empfinden will, der beichte! — — Der Beichtstuhl ist kein Wechselbureau pikanter Gefühle. Der unreine Weltgeist, dem das ganze priesterliche Leben und Wirken ein Räthsel und eine Thorheit ist, wittert auch hinter dem Beichtgitter unreine Dinge. Er beichte — er bediene sich der empirischen Methode auch hier — er greife zum Sichtbaren und Thatsächlichen auch hier —

er überzeuge sich augenscheinlich von derlei Instituten und urtheile! Nein — er bleibt lieber zu Hause, macht sich's bequem, lügt sich etwas Pikantes vor und macht ein herzerschütterndes Schmähgedicht auf den Beichtstuhl, gerirt sich aber als feiner Kenner psychologischen Wissens. Die Beichtstuhl-Vorträge mögen mitunter sehr geistreich sein — und die Priester würden auf dieses Vergnügen gerne Verzicht leisten, wenn ihr opfervolles Amt nicht gerade dieser Opfer wegen vorhanden wäre. Ich will tausendmal lieber meine individuelle Buße verrichten, als die Sünden der Menschen durch deren Anhören hinter den kalten Kirchenmauern abbüßen helfen. O dieses Hängschloß am Munde! Das wäre was Respektables für die Neuigkeitskrämer! Der Frau Gemahlin kann in solchen Fällen kein Vergnügen in's Haus wachsen. Christus hat keinem Priester das eheliche Leben verboten, aber die katholische Kirche weiß recht gut, warum sie weiberlose Soldaten in's Feld der Ehre stellt. So schön das familiäre Leben sein mag, so frei und zwanglos, unabhängig und thränenlos kann der Streiter Gottes sein Selbst und sein Alles in die Wagschale werfen, wenn's gilt in den Kampf zu ziehen. Der preußische Staat hat keine Familie um's Brod gebracht, als er die Gehaltssperre eintreten ließ, keine Familie! Die Priester haben kein putzsüchtiges Weib zu ernähren, den Priestern verbittert kein Geschrei und kein Gezänke die Arbeitsstunde. Seid glücklich und frohlocket, ihr weiberlosen Diener eines höheren Wesens, ihr seid beneidenswerth um jenen Fleck dieser thränenreichen Welt, den man Kanzel nennt! O diese Kanzel der wahren christlichen Kirche, eine Kanzel, die man mit Beweisen der göttlichen Wahrheit, mit seligen Empfindungen und zündend begeisternden Worten wie mit Siegespalmen und Lorbeerkränzen umhängen und festlich ausschmücken könnte. Ich habe

keinerlei Ursache, mein Geschick als Familienvater anzuklagen, aber ich beneide euch, ihr Diener eines schöneren Berufes! Hätte ich vor Jahren über meine jetzigen Erfahrungen und Kenntnisse verfügt, ich stände als ehrliebender und begeisterter College in euerer Mitte. Ha, und jetzt, wo die Autoritätslosigkeit den von Volkes Gnaden abhängigen Fürsten in Ungnade fallen läßt, jetzt wird es an euch sein, ihr verhaßten Schwarzröcke, das »von Gottes Gnaden« wiederherzustellen, das heilige Meßopfer feierlich und erbaulich darzubringen, zu arbeiten, zu wachen und zu beten!

Man hat dem Menschengeschlechte moderne Stiefel fabricirt, damit es darin wie auf einem neuen Standpunkt stehen, gehen, laufen, tanzen und Purzelbäume schlagen soll, aber — aber — der Stiefel drückt. Wir setzen die Schusterautorität davon in Kenntniß, daß der Stiefel drücke, und sie fühlt sich, statt dem Uebelstande abzuhelfen, an ihrer „wissenschaftlichen" Ehre gekränkt: Der Stiefel drückt nicht, das muß ich besser wissen, denn ich bin ein Mann von Fach: Die Schusterautorität holt ihre Leisten herbei und sucht der gesunden Intelligenz begreiflich zu machen, daß der Stiefel unmöglich drücken könne. Wir lassen uns einreden, zwängen ihn an und aus, ziehen ihn wieder an, und — er drückt doch. Die Schusterautorität fährt sich hinter die Ohren und sinnt auf neue Ueberredungskünste: Euer Wohlgeboren belieben einseitig aufzutreten, der Stiefel kann unmöglich drücken, denn er ist genau nach Schnitt und Maß und nach den Hebungen und Senkungen des Fußes gefertigt. Zum Teufel, Sie werden mir doch meine Gefühle nicht hinwegdociren wollen, beseitigen Sie den Mißstand und verschonen Sie mich mit ihrer Intelligenz! Oder soll ich mich Ihnen zu Liebe anlügen, der Stiefel drücke nicht?

Die moderne „Wissenschaft“ mag noch so glanzvoll herausgewichst sein, was hilft's, der neue Stiefel drückt, und die glaubenslose Aufklärung wird den Schmerz des „Uebergangsstadiums“ solange verbeißen, bis sie wund an der Ferse nach Hause hinkt und die alten ausgetretenen Schuhe wieder herbeiholt. Das wird die große Retirade sein. —

S. 654 von 1874 wird uns in liebenswürdig geläufigen Versen geoffenbart, der deutsche Michel sei durch Verehelichung mit seiner deutschen Ecclesia der Schwiegersohn Roms geworden, nach längern, durch die Schwiegermutter veranlaßten Zwistigkeiten sei der Hausfriede zwischen den Michel'chen Eheleuten wiedergekehrt, indem man die Alte ausquartiert und in ihre Vorbehaltsstube nach Rom verwiesen habe, und der deutsche Michel lasse sich nunmehr von seiner Ecclesia in Gottesfurcht und frommer Sitte unterweisen. Wer diese zarte poetische „Blüthe“ mit prosaischer Hand entweihen wollte, müßte den deutschen Michael der Vielweiberei beschuldigen. Ist Deutschland protestantisch, katholisch, jüdisch, was noch? Rom ist freilich die Hirtin eines manchen verirrten Schäfleins, dem sie nachgeht, aber diese alte ehrwürdige Mutter dankt für die Ehre, eine zänkische Alte zu sein und mit ihren Töchtern um den Vorzug weiblicher Reize zu buhlen. Vergleiche hinken bekanntlich; lassen wir auch diesen hinken — sonst wäre anzunehmen, der deutsche Michael habe Tochter und Schwiegermutter zugleich geheirathet. Er liebäugelt mit der Tochter, seitdem er sich einbildet, deren Mutter sei wirklich ein alterndes, griesgrämiges Weib und nahe daran, kindisch zu werden, und nicht allein mit der Tochter — mit den Töchtern. Er wirft nächstens auch seine protestantische Ecclesia vor die Thüre, denn ihre Reize scheinen ziemlich verbraucht zn sein, und nimmt sich eine ganz moderne Frau, läßt sie mit gutem Gebiß und falschen

Locken versehen, zeigt sie auf der Parade und besucht mit ihr die große Weltstadt der Mode. Deutscher Michael, wir sind deinem Liebesgeheimniß auf der Spur! Deine Lorelei kämmt sich ihr goldenes Haar zu Leipzig. Ihre Lippen sind süß, ihre Küsse brennen, und was sie singt, hat eine wundersame, gewaltige Melodei. Hat dich aber die moderne Frau endlich zur Besinnung gebracht, daß dich eine geschminkte Welt nicht glücklich machen kann, weil du ja der deutsche Michel bist, dann überkommt dich das deutsche Heimweh in seiner bekannten Gemüthstiefe, dann überwältigt dich der angestammte deutsche Mannes-zorn, und in deiner kernhaften Siegfriednatur wirfst du dem modernen Weibe den Pfeil in's Schlangenherz und bittest deine Ecclesia sowie deren altehrwürdige Mutter um Verzeihung. Es ergeht dir wie allen Sterblichen, die durch allerlei Fatalitäten gewitzigt werden müssen.

Wenn unser phantasievoller Mitarbeiter Staat und Kirche als eheliche Hälften betrachtet hat, so kann dieser Vergleich auf Originalität keinen Anspruch machen, denn die katholische Kirche bedient sich dieses Bildes schon seit Jahren — um das innige Wechselverhältniß zwischen Staat und Kirche zu versinnbilden. Staat und Kirche bilden das Elternpaar der Unterthanen, die sich Kinder des Kaisers und Kinder der Kirche nennen sollen. Zwistigkeiten bleiben auch in der besten Ehe nicht aus, denn wir sind — Menschen. Staat und Kirche sollen weder eine Junggesellenwirthschaft mit einem Altjungfernleben verbinden noch wie Eheleute nebeneinander hergehen, von denen man nicht weiß, ob sie kalt, lau oder warm sind. Die Kirche soll kein Pantoffelregiment führen, und der Staat soll kein Despot sein. Die Kirche soll dem Staate gehorchen in staatlichen, der Staat unterthan sein der Kirche in kirchlichen Dingen. Der Staat findet seine

Grenzen auf der Landkarte, die Kirche nicht, und ohne den Eidschwur, den ihm die Kirche darreicht, wäre der Richterstuhl des Staates eine Thorheit. De internis non judicat praetor; über die Herzen und Nieren der Menschheit zu richten, hat der Staat keine Gewalt, denn Gott allein durchschaut das Innere, und die Kirche ist im Besitz des Beichtstuhls. Eine Kirche ohne Staat ist denkbar, aber eine Staatsordnung ohne Religion ist ein Unding. „Als weiser und kluger Staatsmann wußte er, daß Religion die beste Stütze des Staates sei" — so Schiller über den jüdischen Gesetzgeber Moses. Die Kirche ist eine besorgte, häuslich waltende Mutter, welche dem Staate manchen Pfennig erspart und manchen Kummer abhält, ja Wohlthaten erweist, die er genießt, ohne ihres Ursprungs zu gedenken und inne zu werden. Sie erzieht ihm seine Kinder mit frommen Lippen, damit sie als kräftige Söhne und als Männer von Charakter und Religiosität dem Staate in seinem schweren Berufskreise nach innen und außen dienen sollen. Zwischen Mann und Weib besteht nicht das Verhältniß von Magd und Gebieter; in vielen Beziehungen ist das Weib competenter als der Mann. Beide sind Herrscher und Unterthane zugleich, ein Verhältniß, das auch zwischen Leib und Menschenseele herrscht. Die Kirche ist die Seele des Staatskörpers, diesen kannst du vernichten, jene nicht. Des Kaisers Wille gebietet, daß man dem Volke die Religion erhalte, und welche Religion bringt ihm die Gartenlaube entgegen?

1878, S. 310—314: „Immer mehr bricht in dem heutigen Geschlechte sich die Erkenntniß Bahn, daß diejenige Art von Christenthum, welche die Kirche bisher zur Erziehung der Jugend anwandte und noch anwendet, das heißt also ein Christenthum, bei welchem auf Glau-

bensartikeln und äußerlichen Uebungen der Hauptnachdruck liegt, vom Uebel ist. Es wird dadurch der entschiedenere Theil der Zweifelnden sichtlich allem Religiösen abwendig gemacht; es wird andererseits im Volke jene — geflissentliche oder gewohnheitsmäßige — äußerliche Kirchlichkeit conservirt, welche weder mit dem Kopf noch mit dem Herzen in wirklichem Zusammenhange steht und im Grunde nur eine Art Heuchelei ist. Der philosophischen und geschichtlichen Erkenntniß vom Wesen des Christenthums, wie die freieren Köpfe sie in geistigem Ringen und Arbeiten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewonnen haben, stehen überdies jene Dogmen als etwas Veraltetes, Fremdgewordenes gegenüber. Wer will es hiernach der großen freisinnigen Partei der neueren Theologen, welche den wichtigen Culturhebel echter, innerlich wahrhaftiger Religiosität der Menschheit erhalten möchte, verdenken, wenn sie das Recht in Anspruch nimmt, die altkirchlichen Glaubenssätze unter die persönliche Ueberzeugung zu stellen, dafern diese letztere den ewig gültigen sittlich-religiösen Gehalt des Christenthums nicht verleugnet! Die Orthodoxie jedoch hält fester als je zuvor an der Dogmenherrschaft, und so sind scharfe Conflicte unausbleiblich .... Was die Schule, gestützt auf die Erfahrung, als wahr und gewiß lehrt, wird im Religionsunterricht und in der Kirche, gestützt auf die Offenbarungen, als falsch verworfen. Es ist eine durch die Geschichte gewonnene Thatsache: je höher Erkenntniß und Cultur eines Volkes steigen, desto reiner und geläuterter wird auch seine Religion. Die Confessionen oder der Glaube an geoffenbarte Lehren hat Scheidewände zwischen den Menschen aufgeführt, die wahre Religion, das heißt die human-sittliche Liebe reißt sie wieder ein. Freilich ist von dem natürlichen Erkenntnißstreben der Irrthum nicht ausgeschlossen; aber da müssen

wir eben mit Gotth. Ephraim Lessing sagen: Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Ich für meinen Geschmack fiele ihm mit Vergnügen in seine Rechte und spräche: Vater, gib her die reine Wahrheit, denn auf den immer regen Trieb nach Wahrheit mit dem Zusatze, immer und ewig zu irren, leiste ich Verzicht. Im Uebrigen enthält dieser Aufsatz die alten Phrasen, deren Beleuchtung nicht noch einmal bewerkstelligt werden kann. Eine neuere Theologenpartei mag im zerfahrenen Protestantismus existiren, die katholische Kirche besitzt keinen einzigen Theologen, der mit dem Oberhirtenamte seiner Kirche nicht übereinstimmt. Wer es innerlich anders halten sollte, der gehört nur äußerlich zur katholischen Kirche. Die neueren freisinnigen Theologen, das sind jene Männer, die ohne Stern und Compaß von den politischen Wogen der Zeit dahingeschaukelt werden. Trotz ihrer Dreiheit bilden die Programme dieser neueren Theologen, der Freimaurer und der Gartenlaube ein dreieiniges, und will sich Jemand von diesem dreieinigen Mysterium überzeugen, ich kann ihm dienen: Nach S. 880 von 1877 werfen die Freimaurer „drei symbolische Rosen" auf den Sarg des beerdigten Freundes, und nach S. 238 von 1878 „dauerte es aber lange, ehe nach den nächsten Angehörigen und Freunden die letzten der Anwesenden sich herbeigedrängt und ihre Handvoll Blumen in das Grab gestreut hatten." Ueberhaupt ist jene Begräbnißfeier so meisterlich in die Fülle des Redeschmuckes eingekleidet, daß man

unter dem Füllhorn der rhetorischen Blumenspende stehend ganz vergißt, darüber nachzudenken, ob nach der Sitte des „echten und rechten Christenthums" auch ein „echter und rechter Prediger" seinen Schritt zum Grabe lenke. —

1873, S. 452—454: „Das Land, in welchem gegenwärtig für neue Belebung des allerdings einige Zeit in Unthätigkeit versunken gewesenen Freimaurerbundes das Meiste und Zweckmäßigste geschieht, ist Deutschland. So ist denn der Freimaurerbund, in Deutschland wenigstens, in einem regen und seiner Ziele klaren Aufstreben begriffen."

Vaterland — weißt du auch, für welchen andern Bund gegenwärtig auf der guten deutschen Erde das Meiste und Zweckmäßigste geschieht? Ist das Haupt deines ergrauten Kaisers ein unklares Ziel? Wer bietet dir Schutz gegen diesen Bund, die Loge oder das Christenthum? Deine Gewaltmittel sind einem Tropfen Wassers vergleichbar, der zwar die Zunge kühlt, aber die erhitzte Lunge tödtlich verletzt. Verstehst du diesen Fingerzeig, gutes deutsches Land? Ich wäre fast versucht, den Prophetenton anzuschlagen und dir das mahnende Wort entgegen zu rufen: Daß du erkennen möchtest, was der „gute Hirt" in seiner jüngsten Encyclika allen Fürsten und Völkern des gefahrschwangeren Erdkreises, vom Lande Sokowjeff's, Passannante's und Moncasi's bis zum erhabenen Herrschersitze der Berliner Linden zur Kenntnißnahme und Darnachachtung — mitgetheilt hat. Laß dich von keinem anderen Evangelium beherrschen, und wären seine Principien aus den schönsten Perlen der Sinnlichkeit zusammengeflochten, als von demjenigen der Welthauptstadt, achte auf Rom! Dort ist der einzige Oberhirte, der ein göttliches Anrecht darauf hat, dich und die

gesammte Menschheit unter seinem Hirtenstabe zu sammeln. Achte auf Rom!

Es ist empörend, zu sehen, wie sich die Gartenlaube abmüht, den socialistischen Socialismus mit den römisch-katholischen Principien in ein und dieselbe Umsturzphrase hineinzuzwängen. Nicht genug damit, sogar den spiritistischen Schwindel möchte sie den Spiritualisten, den Katholiken als Adoptiv- und Pflegekind auf den Arm setzen (1878, S. 20, 90, 520). In gleiche Reihe mit den Socialdemokraten, Nihilisten und Tramps stellt sie die sogenannten „Christlich-Socialen" (1878, S. 550, 558; 1879, S. 24). Wie soll ich dieses Verfahren bezeichnen, ohne einen inhumanen Ausdruck zn gebrauchen? Beantworte sich der geneigte Leser, der die tausendfachen Rufe Roms und die Tagespredigt der katholischen Presse kennt, diese Frage selbst so gelinde, als es ihm möglich ist. —

1878, S. 410: „Das deutsche Reich hat gegenwärtig zwei auf den Umsturz des Bestehenden hinarbeitende Parteien aufzuweisen, die ultramontane und die sozialdemokratische."

Ich müßte Worte gebrauchen, die verletzen könnten, wollte ich dieses Preßkind der Gartenlaube beim rechten Namen nennen, der lebende Volksmund halte Gericht darüber, ich schweige.

So sieht es in Deutschland aus. Ueber Rußland, Spanien und Italien belehren uns die Attentate, und wie steht's mit Frankreich? 1878, S. 18: „Er sah vor Allem in dem Ultramontanismus den Feind, den man rücksichtslos bekämpfen müsse. Spreizte sich dieser doch jetzt unter der Sonne des Mac Mahon'schen Regiments mit herausfordernder Vermessenheit; machte er doch Frank-

reich zu einer Domaine seines jesuitischen Treibens, riß das Schulwesen bis zu den Universitäten an sich, verhöhnte offen im Cultus des Aberglaubens den Geist gesitteter Bildung, wühlte im Volke und in der Camarilla des naivsten aller Staatsoberhäupter für einen Krieg gegen Italien und für die Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft. Da riß Gambetta in der glänzendsten aller seiner Reden am 4. Mai 1877 diesem Treiben der Jesuiten und der von ihnen gewonnenen französischen Bischöfe die Maske ab. Mit einer Wucht von trefflichen Gedanken fuhr er in die schwarze Verschwörung und rüttelte die Geister zur Gegenwehr gegen diese Gefahr auf. Los von Rom kommen! Feindschaft dem ultramontanen Pfaffenthum! Mit dieser Parole sammelte er in Frankreich Alle um sich, die dem schleichenden Jesuitismus nicht die Errungenschaften der Bildung unserer Zeit ausgeliefert wissen wollten." An dieses zusammenhängende Geschütz reihen sich als Nachzügler die Einzelphrasen: „Ultramontane Umtriebe, der Clericalismus als die Landplage des modernen Europa und das römische Pfaffenthum."

1878, S. 495: „Eine so kühne und entschlossene Mannesseele gehörte dazu, um kaum ein Jahr später mit der unscheinbaren Kraft eines schlichten deutschen Bürgers den Kampf aufzunehmen, den in unseren Tagen das ganze deutsche Reich mit seiner gewaltigen Staatsmacht seit seinem Bestehen kämpft: den Kampf gegen Rom."

Die Erlösungsparole lautet: Los von Rom! Gegen Rom! das heißt von christlichem Standpunkt aus betrachtet: Los von der Erlösung! Das Licht wird zur Finsterniß, die Finsterniß zum Lichte. Möge Jeder nach den Zeigern der Weltuhr sehen und seine Geschäfte ordnen!

Die Räder laufen zu rasch! Die Welt leidet an Ueberbildung!

1878, S. 647: „In der That können Lage und Art der Juden innerhalb eines Staates als Culturgradmesser desselben betrachtet werden, insofern wir eine Nation als um so entwickelter betrachten dürfen, je weniger man von einem spezifisch-orthodoxen Judenthum innerhalb derselben wahrnimmt.“ Das heißt auf deutsch: Sobald die Religion dahin gelangt ist, daß man zwischen einem Juden und einem Christen, zwischen Synagoge und Kirche keinen Unterschied mehr macht, dann hat die Cultur des Staatslebens ihren Blüthepunkt erreicht. Helft den Juden in den Sattel, haltet ihnen die Steigbügel, sie werden's euch danken — wenn sie droben sitzen! Liebe die Menschenseele auch im Juden, aber den Juden als solchen behandle wie ein Pulvermagazin, das bei jedem Fehltritt explodiren könnte!

Wenn man den Kampf zwischen Rom und der Welt bildlich veranschaulichen möchte, so läßt sich kein besserer Vergleich auffinden, als der von Christus selbst gebrauchte: Du bist Petrus der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Wie mancher Katholik mag diese Worte ausgesprochen haben, ohne sich dieselben vergleichshalber zu illustriren. Standest du jemals an einem bedeutenden Gewoge, und hast du jemals dem Getriebe der Wellen zugeschaut, wie sie geräuschvoll zischend und geschwätzig oder donnernd und brausend den Felsen spielend umspülen oder kämpfend, nagend und brandend umtoben, während der Fels, der altbemooste wie, ein steinernes Monument, das für die Ewigkeit dazustehen scheint, unentwegt von den Wogen sich betasten, umgarnen, küssen

und zerren läßt, ohne auch nur um eines Haares Breite von seinem Standpunkt abzulassen. So steht der Fels des Papstthums wie die versteinerte Wahrheit selbst unentwegt in der Wogenfluth nicht allein unserer, sondern aller Zeiten, stets die Defensive der Wahrheit gegen die Offensivangriffe der täglich neuen und sich erneuenden Lüge vertretend. Die Wogen des Irrthums und der Ketzerei, des falschen Weltsinnes und der verkehrten Wissenschaft, sie alle berühren diesen Felsen lärmend und wuthschäumend, um alsdann in der Weite des geschichtlichen Weltmeeres spurlos zu verschwinden und neuen Ausgeburten des Irrthums den Wechselgang der Wogen und Wolken zu überlassen. Das ist nicht die Sprache der Prahlerei, sondern das Erbe dessen, der ohne Selbstüberhebung sagen konnte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Die Aufsätze „Bis zur Schwelle des Pfarramts" der Jahrgänge 1875—76 eingehend zu besprechen, müßte viel des bereits Gesagten wiederholt werden, aber sie dürfen aus guten Gründen nicht gänzlich unerwähnt bleiben. Jene Vorzüge der Schreibart, die S. 199 von 1876 einem Dr. Strauß nachgerühmt werden, treffen wir auch in diesen Aufsätzen: Geistesfrische, Geist und Geschmack, künstlerische Virtuosität und den angenehmen Umstand, daß das gelehrte Werk der Wissenschaft dadurch zur erquickenden Unterhaltungslectüre wird. „Ich las mit Lust und Aufmerksamkeit bis zu Ende" und dachte schließlich: Dieser geist- und gemüthvolle Mann hätte jenen Denkspruch, den ihm sein „hypochondrischer" — Vater mitgegeben hatte (1875, S. 287) „Meide das Gezänke der falschberühmten Kunst" besser beherzigen sollen. Er schildert uns mit poesievoller Wärme die Erinnerungen an sein Elternhaus und beschreibt uns mit fesselnder Frische den

Gährungsgang seiner Studien. Das Resultat, zu dem er gelangte? Der praktische Vortheil, den wir daraus gewinnen? Ausgehend vom Standpunkt „der freien Lust des Forschens und Schauens“ (1876, S. 104) pilgert er rastlos fort, weil er keine bleibende Stätte findet. Die süße Lust des freien Forschens ist eine selbstgeschriebene Paßkarte der „wissenschaftlichen“ Hypochondrie, eine Selbst=beschönigung der Resultatlosigkeit, eine uralte Qual des Galgenhumors, der nirgends Ruhe findet; es treibt einen Jeden rastlos umher, der keine Heimath hat. Wir er=blicken hinter dem Schönheitsschleier dieser süßen Lust des freien Forschens das wilde Weh der Vernunft, die unstäte Mimik der Zweifelsucht, das Trauerspiel der Erkenntniß, die verhaltene Thräne einer ungestillten Sehnsucht. Jeder Philosoph, dessen der Verfasser gedenkt, hat seine Vor=gänger übertroffen und wurde von seinen Nachfolgern überflügelt, jeder hatte seinen individuellen Hang und Drang, sein System, seine Passionen, und keiner konnte an die Stelle des Ungeläuterten etwas Geläutertes setzen, das nicht verronnen wäre. Haben wir diese gelehrten Aufsätze sammt und sonders durchgelesen, dann drängt sich uns die Frage auf: Meister, was muß ich also thun, um selig zu werden? Soll ich etwa die süße, freie Lust des Forschens und Schauens nachahmen? — Christus gab uns nicht allein die christliche Weisheit kund, sondern legte uns auch die Verpflichtung auf, seine Gebote zu halten. Die Freidenkerei müßte dort auf=hören, wo das Gebot seinen Anfang nähme. Keine Ver=nunft, und wäre sie die geringste des Königreiches, wird sich selbst dazu verpflichten, den philosophischen Ansichten großer Männer Gehorsam zu leisten. Das unfehlbare Buch soll ein menschliches Zeugniß der Religion sein, und die menschgeborene Religion soll in ihm einen klassischen

Ausdruck gefunden haben (1876, S. 149); umgekehrt, die heilige Schrift ist ein unklassischer Ausdruck übernatürlicher Dinge. Was der Darstellungsform dieses göttlichen Buches Schmuck und Reiz aufprägt, ist nicht ihre Klassicität, sondern der hohe, göttliche Inhalt schlichter Worte. 1876, S. 150—151: „. . . . Befreiung der Religion von der Kirche. Die Religion ist nicht Historie, nicht Dogmatik, nicht Kirche. Jedes an seinen bescheidenen Platz, aber die Religion ist etwas ganz anderes, als diese Dinge. Die Religion rein menschlichen Ursprungs, die Religion frei von der Geschichte, von der Glaubenslehre, von der Kirche! Das waren tiefeingreifende, durchschlagende Einsichten. Aber die Wissenschaft ging noch einen Schritt weiter; sie setzte ihr Reinigungsgeschäft bis in den innersten Kern der frommen Gesinnung fort. . . . . Für eine solche vertiefte, vergeistigte, geläuterte Religion einst wirken zu dürfen — welch' eine begeisternde Aussicht!" Die neueren freisinnigen Theologen scheinen in Bezug auf das Läutern, Vertiefen und Vergeistigen einig zu sein, und wenn man noch einige Jahre fortläutert, wird die Religion so klar und durchsichtig werden, daß sie ganz verschwindet. Dieses Verinnern der Religion heißt, ehrlich gesagt, nichts Anderes, als die Pflichten gegen Gott, den Mitmenschen und gegen sich selbst auf den persönlichen Geschmack und die individuelle Bequemlichkeit reduciren. Weil man von der wahren Moral nichts wissen will, verdreht man den Begriff Religion, und weil man Gott nicht greifen kann, vergreift man sich an seiner Kirche. Wohin die „geläuterte" Religion geführt hat, das bezeugt uns die sittliche Nothlage unserer Zeit, und statt beschämt zum positiven Anker zurückzukehren, läutert man die geläuterten Phrasen nochmals und sucht ein Volk zu bilden, das schon längst überbildet ist und sich be-

mühen sollte, die verkehrte Weisheit möglichst rasch zu vergessen.

»Meide das Gezänke der falschberühmten Kunst«, meide die Kniffe und Pfiffigkeiten derjenigen Intelligenz, welche das Factotum eines verkehrten Willens ist! Factotum? Jawohl, denn betrachtet euch die zahlreichen Aufsätze und die dicken Bücher, ob sich die eine Tendenz zu ihren tausendfältigen Schlingen nicht gerade so verhält, wie der Wille des Menschen zu seiner Intelligenz? Der Wille des falschtendenziösen Weltwitzes ist eine Art hypochondrische Laune, die bei aller Befriedigung nicht satt wird und nicht weiß, wo's ihr fehlt, ob sie zum Gelächter weinen, oder zu ihren eignen Thränen lachen soll, und deßhalb ihr Factotum keinen Augenblick entbehren kann. Gegen den verkehrten Willen intelligenter Menschen kämpfen selbst die Götter ebenso vergebens wie gegen die Dummheit. Wer nichts bewiesen haben will — dem ist nichts zu beweisen. Der gute Wille macht den Einfältigen klug, glücklich und selig, und die Intelligenz als dienstkundiges Factotum des verkehrten Willens richtet den raffinirten Denker zu Grunde. 1876, S. 150: „Zeigt nicht gerade unsere gegenwärtige Zeit in großen Zügen den Uebergang vom Gottesglauben der Kirche zur entschiedenen und bewußten Gotteslängnung?“ so fragt sich die Gartenlaube selbst — die Gartenlaube. — Nun ja, wir wollen ihr solche Dinge nicht weiter verübeln; sie kann leider nichts dafür und kann's auch nicht ändern, denn sie muß tanzen, wie die „Individualitäten“ der Hofcapelle musiciren.

Zu den modernen Streitfragen gehört auch diejenige der Leichenverbrennung (1874, S. 308, 608; 1879, S. 47, 230). Begraben oder verbrennen? Schlimme

Wahl — beides traurig! Welches der beiden Uebel das bessere? Welches das entscheidende Motiv? Besprechen wir zuerst die unmaßgebliche Meinung und den „Vermittelungsvorschlag“ der Gartenlaube. Sie meint nämlich, die „Feuerbestattung biete Vortheile für die Gesundheitspflege, für die Pietät gegen die Todten und für die Gemeindeverwaltung in den Städten“, und gesteht zu, dieselbe werde „durch den Umstand unmöglich, daß sie in kleineren Orten nicht anwendbar sei, und daß der Gesetzgeber sich hüten müsse, einen Gegensatz zwischen Stadt und Land zu schaffen, der zu den ärgerlichsten Folgen führen könne“ (1879, S. 231). In Erwägung dessen lautet ihr allerneuester Vorschlag dahin, Nekropolen zu gründen, wie solche in Italien, Spanien und überhaupt im nördlichen Umkreise des Mittelmeeres üblich seien. „Aus gutem Portlandcement werden viereckige Kasten aufgebaut, welche Nischen enthalten, groß genug um einen Sarg aufnehmen zu können .... Der Boden, auf welchem die Kasten aufgebaut werden sollen, wird .... mit einer undurchdringlichen Schicht von Béton (Mörtel) bedeckt. Auf dieser Schicht ruhen die Kasten mit flachen Gewölben, welche eine unterirdische Canalisation bilden, die mit Einlaßöffnungen für die Luft versehen ist. Die unterirdischen Canäle ... führen zu einem Centralkamin, in dem ... Gas- oder Cokeflammen unterhalten werden, durch welche die aus den Canälen, Zwischenräumen und Nischen aufgesaugten Gase verbrannt werden ... Dieser Centralkamin läßt sich auch so einrichten, daß er zum Verbrennen der Leichen dienen kann. .... Herr Schaeck-Jacquet berechnet die Kosten eines solchen, mit 10,000 Grabnischen ausgestatteten Friedhofs ... auf 200,000 Franken ... Den jetzigen Bedürfnissen werden die Nekro-

polen genügen, und dies in einer Weise, gegen welche auch der nicht Einsichtige kein Bedenken erheben kann."

Daß diese Nekropolen nichts Neues unter der Sonne wären, und wie sich dieselben in der bevorstehenden — Dichtung ausnähmen, das zeigen uns folgende Verse des irischen Dichters James Clarence Mangan:

„Ström' hin, mein Lied, gleich dem wilden Strome ...
.... Sag' du der Welt, wenn ich längst vermodert,
Wie auch in mir einst gekränkt, verkannt
Der Gottheit Flamme hoch aufgelodert
Und heiß gebrannt!
Sag' du der Welt, wenn meine Knochen bleichen
Im engen Haus in der Todtenstadt,
Wie schon das Leben mich zu den Leichen
Verurtheilt hat!"

Diese Bestattungsweise würde sogar mit Ausschluß von Centralkamin, Gas- oder Cokeflammen an die Beerdigung Christi erinnern, dessen Leichnam bekanntlich in einer Gruft beigesetzt wurde, die Josef von Arimathäa in einen Felsen hatte hauen lassen. Wären sämmtliche Christen reiche angesehene Rathsherrn und zwar reich genug, ihre Todten zwischen schöngefügten Gruftsteinen niederzubetten, damit sie einer natürlichen Verwesung entgegenschlummerten, so hätte die römisch-katholische Kirche Nichts dagegen einzuwenden. Diese Art der Bestattung scheitert am nervus rerum der Menschheit, und die auf den Gemeinde-Etat herzustellende Gasnekropole, selbst abgesehen davon, daß auch sie den Kleinplätzen theuer — zu stehen käme, an der Einsprache seitens der Kirche, welche den künstlichen Verbrennungsproceß, der sich auch hier innerhalb dreier Jahre vollzöge, kaum für Nothfälle gestatten

wird. Die Nekropolen wären für die Eventualitäten des Schlachtfeldes, der Pest, Cholera und sonstiger Epidemieen nur insofern zweckdienlich, als man eine Friedenspräsenzstärke an viereckigen Kasten von Portlandcement und weiteren Vorrichtungen einführen könnte, und es wäre äußerst angenehm, die künftigen Schauplätze derartiger Nothfälle im Voraus zu kennen. Sind die beiden Neuerungen auch von einander verschieden, so theilen sie doch den gemeinsamen Umstand, den die christliche Religion beanstandet, daß sie auf einen künstlichen Verbrennungsproceß hinauslaufen. Warum aber fordert die römisch-katholische Kirche, daß man die Todten auf eine natürliche Weise bestatten soll? Etwa, damit sie auf eine promptere Weise, ohne ihre Knochen zusammensuchen zu müssen, am jüngsten Tage auferstehen können? Ja, die „Einsichtigen" — scheuen Niemand, indem sie den Katholiken derartige Bedenken unterschieben. Was „wir Einsichtigen" — von „Gesundheitspflege" reden, ist ganz vernünftig, aber was wir Nichteinsichtigen von Pietät gegen die Todten sprechen, ist vernünftiger, und warum das? Nicht die Gesundheit der Lebenden ist das entscheidende Motiv in dieser Frage, sondern einzig und allein die Pietät gegen die Todten. Es ist dies dieselbe Pietät, die wir den Lebenden schulden, und die sich den Todten gegenüber eher steigern muß, als verringern darf. Was ist pietätvoller, den pestkranken Leib des Lebenden zu fliehen oder ihm zu helfen? Haben „wir Einsichtigen" als Vertreter der „reinen Menschenliebe" — das Recht, die Fäulniß des Körpers zu morden und zu fliehen, oder sind wir als Menschen durch naturrechtliche Verfassung dazu verpflichtet, die Pietät hoch über alle Motive der eignen Gesundheit zu stellen? Gerade der Todte fordert unsere ganze Pietät vor die Schranken. Auch hier hat unser Gefühl — und

nicht die Intelligenz zu diktiren. Wir müssen es herausfühlen, was hier das Bessere sei, statt es realistisch kalt und sanitätspolizeilich herausdociren zu wollen. Nicht der „starre" Bibelbuchstabe verbietet das Verbrennen, sondern das lebende Gefühl der Menschheit. Es wäre sogar unmöglich, in der gesammten heiligen Schrift Buchstabenbeweise gegen die Leichenverbrennung aufzufinden, und da sie kein Meyer'sches Conversationslexicon bilden soll, so muß man auch darauf verzichten, ihrerseits über alle Einzelheiten buchstäbliche Auskunft zu erwarten. Du bist Staub, o Mensch und sollst wiederkehren zum Staube, das ist's, was die heilige Schrift dazu meint; ob dieser Staub in Form von natürlicher oder künstlicher Asche zum Wiedervorschein gelangen soll, das entscheidet der biblische Wortlaut nicht, aber wir Nichteinsichtigen denken, daß der Mensch kein Kunstproduct, sondern ein Erzeugniß naturgesetzlicher Schöpfung, und daß es naturgesetzlicher sei, ihn durch dieselbe hohle Gasse abtreten zu lassen, durch die er gekommen war. Nicht die Flamme entweiht den Todten, weil sie den Heiden zur Verfügung steht, denn das Nämliche gilt auch von der Erde, sondern der falsche Gebrauch des an sich guten und reinen Elementes. Die Flamme ist reiner als die Fäulniß des Grabes, ja die Flamme ist das schönste Sinnbild der christlichen Kirche, denn sie leuchtet als „Ewiges Licht" vor sämmtlichen Altären, sie kann eine heidnische und kann eine christliche Flamme sein, und der Mensch ist dazu berechtigt, die Elemente sich dienstbar zu machen, dem Blitzstrahl Trotz zu bieten, die Fäulniß lebender Glieder der Leibes chirurgisch zu beseitigen, aber zu pietätlosen Zwecken haben diese Mittel nicht zu dienen. Das Beerdigen eines geliebten Todten ist in allen Fällen eine thränenvolle Handlung, aber frage das unverdorbene Kind

— frage den gesunden Sinn eines jeden braven Mannes, ob es nicht tröstlicher und erhebender ist, an einem christlichen Grabesrande zu stehen, als vor dem Verbrennungsapparate? Das Menschengemüth hat den unbestreitbaren Zug, daß es irgend ein Liebes und Werthes möglichst lange erhalten möchte, wenn's auch auf die Dauer nicht zu retten ist. Wie himmlisch malt sich im Antlitz eines friedlich entschlafenen Todten das Bild der Ruhe und des Friedens! Ich kenne diesen Anblick — ich kenne ihn. — Ich hätte laut und überlaut dagegen protestirt, wenn man mir dieses Bild — der Gewissensruhe, den erstarrten Nachlaß und Abdruck der letzten — Thätigkeit einer gottwohlgefälligen Seele gewaltsam hätte vernichten wollen. Schlaft wohl, ihr Bilder des Friedens unter einer massiven Hülle, die euch den Unfrieden und das Gezänke der Menschen vom Leibe hält, derselben Menschen, die nicht wissen, ob sie euch das Ruhebett gönnen oder verstandesgemäßer mit euch verfahren sollen! Der Tragödie des Verbrennens hätten wir den Dienst des Zuschauens zu erweisen, während wir die Auflösung des tragischen „Räthsels" — Mensch genannt — nicht mitanzusehen brauchen, sofern sich dieselbe in der todtenstillen Einsamkeit des Grabes vollzieht. Nur das christliche Kreuz, das aus dem dunkeln Grunde hervorragt, berechtigt uns, die „reine" — Menschensprache in das tröstliche Wort einer bessern Welt umzuwandeln. Die Zukunft bringt den Todten das Gewürm und die Fäulniß, aber mit ihnen auch die glückliche Verschollenheit; sie empfinden's nicht, und wir denken nicht weiter des Kommenden, wir lassen die Todten ruhen und freuen uns mit den Lebenden. Wenn wir den Leichen der Verbrecher die letzte Ehre versagen, und wenn die Geier ein natürliches Recht auf das Futter des Galgens geltend machen, so ehren wir jene Leiber nicht besser,

als sie der Verbrecher ehrt, wenn er die Wollust seiner Knochen verflucht und seine eigene Hand dazu hergibt, sich aufzuhängen. Wer sich „durch eigene Hand“ entehrt, der verzichtet zugleich auf das Menschenrecht, von Andern geehrt zu werden. Dagegen sind wir dem Irrsinnigen, der nicht weiß, was er „vollbringt mit eigner Hand“, im Leben und nach dem Tode die höchste menschliche Ehre schuldig.

Die künstliche Verbrennungsmethode findet ihre meisten Verehrer unter den ganzen und halben Materialisten, die bekanntlich zu den Seitenthüren wieder hereinkommen, nachdem man sie vorn und hinten hinausgewiesen hat, und die natürlich auch in dieser Streitfrage ihre rühmlichst bekannte Logik und Consequenz nicht verläugnen. Sie wollen jenes kirchliche Ceremoniell, das ihnen sonst als Larifari gilt, auch auf die Neuerung übertragen wissen und entwerfen eigenhändig die Pläne dazu, wie sie andernorts (1879, S. 80) die Frage stellen: „Warum müssen wir im Winter noch immer in eiskalten Kirchen frieren?“ während sie doch „Gottes schöne Natur als ihre Kirche und den Gesang der Vögel als ihre Kirchenmusik“ betrachten. Die Kirchenmauern niederreißen und zugleich den Aufenthalt innerhalb derselben recht behaglich machen, das ist's, was „wir Einsichtigen“ wollen. „Wir“ — versetzen „dem Beelzebub einen Gnadenstoß“ (1877, S. 577) und die Belletristik erbarmt sich auch seiner in Gnaden, indem sie S. 13 von 1879 schreibt: „Der Böse, der nur darauf lauert, die Menschen in Versuchung zu führen, ebnet denen, die er sich zu seinen Opfern ausersehen, auf wunderbare Weise die Wege zum Verderben.“ Hab' ich mein Alles dir verpfändet, du alte, liebe Gartenlaube, dann gedenke auch deines Pfandbriefes, erhalte mich consequent in meiner schön weltlichen Stimmung, trübe mir die eigene Quelle nicht, noli turbare cir-

culos meos, und hast du mich einmal von dem Schreckbild des Teufels — befreit, dann gönne mir diese beruhigungsvolle „Wissenschaft“ und sei consequent!

Vom Standpunkt der Materialisten ausgehend müßte man die Frage der Leichenverbrennung consequenter Weise ungefähr so beantworten: Das Verbrennen ist in sanitärer Hinsicht vortheilhafter als das Begraben. Der Häckelismus steht dafür ein, daß die geoffenbarte Religion ein platter Unsinn ist. Das beständige Wanken und Schwanken zwischen dem Alten und Neuen verräth Wankelmuth, und die Entschlossenheit eines „energischen thatkräftigen Judascharakters“ verlangt, daß die „Wissenschaft“ entschieden erklärt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, ich bin Herr im Hause, die Leichenbestattung darf keineswegs halb klerikal und halb fortschrittlich sein, wir bestellen einstweilen die Verbrennungsapparate, mittlerweile wird die neue noch zu entdeckende naturalistische Ethik fertig, und diese beiden Errungenschaften des „Erlösungsjahrhunderts“ können sich alsdann brüderlich die Hände drücken und über den Leichen umarmen. Statt dessen verfahren jene Männer, die selbstverständlich geborene Feinde des „jesuitischen“ Grundsatzes sind: „Der Zweck heiligt die Mittel“ also: Divide et impera! Ist das geoffenbarte Religionswesen in den Augen der „Einsichtigen“ Larifari, so hat dasselbe immerhin die gewaltige Macht der Volkssitte erlangt, und mit dieser Großmacht auf Kriegsfuß zu gerathen, ist eine bedenkliche Sache. Wir Einsichtigen müssen schlau sein, was wir bekanntlich immer sind, und was auch Christus einsah — — und müssen um des einen willen das andere acceptiren, ja protegiren, um auch das andere zu verdrängen, nachdem das eine gelungen ist. Nachdem sie den scholastischen Begriff der Logik anstandshalber nicht unbe-

anſtandet hinnehmen können, ſei ihnen meinerſeits der „Vermittlungsvorſchlag“ gemacht, als Erſatz für dieſes unentbehrliche Ding den modernen Begriff »Pfiffigkeit« und dem entſprechend ſtatt des veralteten vorchriſtlichen Wortes »Philoſoph« den fortſchrittlichen Titel »Pfifficus« zu acceptiren. Es wird auch den Pfiffigſten eine Kunſt ſein, ihre gefühlwidrigen Neuerungen dem geſunden Inſtinkte einer unverfälſchten Menſchheit plauſibel zu machen.

Angeblaſen durch Marpinger Kinder iſt zum Vergnügen der Gartenlaube auch die glimmende Wunderfrage neuerdings wieder in Brand gerathen. Was iſt ein Wunder? Nicht jedes Unbegreifliche, Räthſelhafte, ſonſt wären Gott, die Schöpfung und der Menſch lauter Wunderdinge. Für den Nachdenkenden iſt die Welt ein wirkliches Räthſel, für den Unnachdenklichen eine räthſelloſe Wirklichkeit. Was in die einmal feſtſtehende Ordnung der Denk- und Naturgeſetze befehlend und ändernd eingreift, ſo daß wir dasſelbe für ein außer-, wider- oder übernatürliches Ereigniß halten müſſen, das iſt ein Wunder. Wie allüberall ſind wir auch in dieſem Betreff allerlei Täuſchungen unterworfen, und wir müſſen an eine wunderbare Thatſache in allen Fällen den Vorbehalt knüpfen, daß das vermeintliche Wunder auf's Genaueſte zu unterſuchen ſei. Was die Magie leiſtet, iſt für den Zuſchauer ein Wunder, weil ſcheinbar ungeſetzlich, dem Zauberkünſtler verſtändlich, weil naturgeſetzlich. Sobald letzterer den Verlauf des Mirakels interpretirt, verwandelt es ſich vor den Augen des Zuſchauers in eine höchſt natürliche Erſcheinung. Nicht ſo bezüglich der eigentlichen Wunder, welche nur die Allmacht wirken kann. Wollte uns der Schöpfer dieſelben erklären, wir könnten ihren metaphyſiſchen Proceß ebenſo wenig verſtehen, als wir das

Wesen der natürlichen Dinge in seinen letzten Tiefen begreifen. Dieser Abstand zwischen dem göttlichen und menschlichen Verstand bildet gerade das Motiv unserer Ehrfurcht vor dem Wunderbau des Universums und seinem Schöpfer. Wer an die Allmacht jenes persönlichen Gottes glaubt, den wir im Laufe dieser Arbeit kennen und lieben lernten, wird auch nicht bezweifeln, daß ebenderselbe Gott über seine Geschöpfe frei verfügen kann. Solange die Gartenlaube diesen persönlichen Gott verneint, kann sie selbstverständlich die Möglichkeit eines Wunders nicht bejahen, ein Beweis, daß auch sie logisch zu denken weiß, wo ihr die Logik paßt. Würde sie z. B. die Auferstehung Christi nicht bestreiten, dann war Christus kein bloßer Mensch, dann sind Wunder möglich, dann ist nicht die Natur selbst eine Gottheit, dann muß ein persönlicher Gott hoch über allen Naturgesetzen wohnen, und dann — könnte sich die Gartenlaube ihre pantheistisch-atheistischen Jahrgänge unter die modernen Zöpfe legen und von einem wundersamen Unsinn träumen. — — Begreift Ihr, warum die Gotteslängner gerade die Wundermöglichkeit so hartnäckig negiren und hinwegwissenschafteln? Die Gottheit führt ihre Beweise auf thatsächlichem Wege, was nicht oft genug betont werden kann, und das Wunder behauptet unter diesen Beweisen die erste Stelle. „Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so glaubet meinen Werken!“ Die Gartenlaube fußt auf ihren Worten, ihren wundersamen, zauberhaften, märchengleichen Worten, auf dem Blendwerk ihrer Phrasen, auf der Wunderkraft des Witzes und der Metonymie. Und welches sind die Buchstaben, die Zahlen der Gottheit? Die Sonnen und Planeten, die Meere, die Berge, die Todten und Lebendigen, mittelst deren die Allmacht den Menschenkindern ihre großen Beweise liefert, ihre gewaltigen Exempel

vorrechnet. Ehrbare, schlichte Männer, Leute von gesundem Verstande haben's der Nachwelt aufgeschrieben, was sie und mit ihnen alles Volk gesehen und gehört, als Christus, dem alle Gewalt gegeben war im Himmel und auf Erden, die Todten auferweckte, den Winden und Wellen Ruhe gebot und Tausende mit wenigen Broden sättigte. Der Unglaube hat sich jahrhundertlang bemüht, die Wunder Christi auf eine natürliche Weise zu erklären und als Täuschung zu entlarven. Gegen diese profane Gescheidtheit hätten wir heutigen Tages nicht mehr zu kämpfen, wäre der Unglaube nicht wortbrüchig, denn die Gartenlaube schrieb S. 144 von 1874: „Der Rationalismus scheiterte mit seiner Beseitigung der Wunder durch natürliche Erklärung derselben." Sie konnte sich zu dieser Concession um so leichter verstehen, als ihr Hegelianer, der bekannte Dr. Strauß die Radikal-Beweiskur geliefert haben will, daß jene Wunder überhaupt gar nicht geschehen, sondern Phantasiestücke der religiösen Fabel seien. „Wenn wir die vielen Wunder in den Evangelien für wahr annehmen, so begreifen wir den anfänglichen Unglauben des Volkes nicht, und dann wäre die Kreuzigung ein Räthsel. Es wäre unbegreiflich, wie die Juden einen Mann, der Tausende durch ein Wunder gespeist, Blindgeborene und Gelähmte geheilt und Todte auferweckt hat, kreuzigen lassen sollten." Nehmen wir an, Christus erschiene heutzutage, und Dr. Strauß wäre der erste, den er von den Todten auferstehen ließe, welches Gesicht würde die Gartenlaube dazu schneiden? Welche Blicke würden zwischen den Mitarbeitern und dem Auferstandenen gewechselt werden? Bekehren — zum Katholicismus bekehren? — auch der Papst würde vor dem Antichrist warnen, denn auch er befände sich in peinlicher Verlegenheit, da von einem

zweiten Messias nichts im Evangelium steht. Und die „Wissenschaft"? O diese Blamage, dieser Stoßseufzer, dieser „Gnadenstoß dem Belzebub"! Nein, man würde angesichts der schadenfrohen Miene irgend eines nebenan stehenden „Pfaffen" diese Beschämung nicht über sich ergehen lassen und die Dunkelmänner um Entschuldigung bitten, nein, man würde dem neuen Christus mit Doktorhüten und versteinerten Phrasen in's Gesicht schlagen und, falls die hölzerne nicht gestattet wäre, zur Kreuzigung durch die Presse, zur papierenen Folter greifen. Den Juden wäre dieser zweite Erlöser Wasser auf die Mühle, und sie hätten nicht Hände genug, dem endlich — endlich — — doch erschienenen Messias die Synagogen zu öffnen. Item, das ganze Drama verliefe formell anders, indem es „wissenschaftlich", chemisch, modern und fortschrittlich aufgeführt würde, und wäre materiell nur „eine Wiederholung seiner Stammesgeschichte." Der gesunde Bierphilister, dem die Wissenschaft weder Gutes noch Schlimmes verdankt, stände mittlerweile im Hofbräuhaus, den Maßkrug auf eine nachbarliche Schulter stützend und spräche: Man soll nicht meinen, daß es möglich wäre! Hast Recht, würde das joviale Biergesicht herüberbrummen, das begreife — wer mag, trinken wir noch eine — und lassen wir der Menschheit derweil ihre närrischen Geschichten selber ausmachen. Und der Auferweckte? Wäre ihm das Wunderdrama *jetzt* begreiflich? .... Mir ist, als wär' ich vom Himmel gefallen .....

Ständen der göttlichen Allmacht die übrigen Attribute nicht zur Seite, so hätten wir die besten Gründe dazu, unsere Vernunft für eine *relative Narrheit* zu halten. Laß die Allmacht im Momente der höchsten Begeisterung für ein musikalisches Kunstwerk das große Kraftwort sprechen, daß Alles Nichts werde, dann sind

wir verschwunden, ohne zu wissen wie, der Weltvorhang ist gefallen. Lassen wir die Pause des reinen Nichts — etwa zehnmalhunderttausend Minuten andauern und die Allmacht sprechen, es werde, wie's war, dann sitzen wir wo wir saßen, und derselbe Ton, der im Augenblicke der Vernichtung anmuthigen Klanges aus gehobener Sängerbrust und aus der Saite Geheimniß empordringen wollte, setzt seinen Wohllaut ununterbrochen fort, denn von der großen Pause haben wir nichts gemerkt, weil wir nicht vorhanden waren. Gott hätte somit ein überflüssiges Meisterstück geliefert, dessen wir nicht inne wurden, und es wäre zwecklos gewesen, aus der Weltkugel einen Spielball zu machen. Solche Wunderdinge haben wir von einer allweisen Allmacht nicht zu erwarten. Indem wir als gottebenbildliche Geschöpfe die Gottheit nach Menschenart personificiren, um uns eine Vorstellung von Gott machen zu können, müssen wir darauf achten, daß wir nebst unsern geistigen nicht zugleich unsere körperlichen Eigenschaften auf Gott übertragen. Unser Seelenleben wird durch die körperliche Hülle wesentlich beeinflußt, Gott aber besitzt keine Affecte und Leidenschaften, keinen Humor und keine Laune. „Der Herr wird ihrer lachen und aller Heiden spotten" ist eine menschliche Sprachweise. Humor und Thräne sind kostbare Erdenschätze, denn sie bilden die Auflösung des starren Denkens und Empfindens, aber alle diese Dinge haben nur dort eine Heimath, wo sich die Gegensätze verwirklichen, wo der Geist mit Unvollkommenheiten zu kämpfen hat. Die Gottheit bedarf der Demuth nicht, weil sie dem Hochmuth nicht ausgesetzt ist. Darum ist das ganze Menschenleben ein Kriegsdienst, ein Kampf mit Gegensätzen, darum ist die kampflose Freude des Himmels dessen Palme, darum ist beides schön in seiner Eigenart. Der Geist ist ein souveräner Gebieter

der gesammten Stoffwelt, denn obgleich von ihr beeinflußt, ja beherrscht, ringt er sich dennoch los und hängt Sonnen auf, wo eben noch die grauenhafte Finsterniß ihr unheimliches Wesen trieb. So entsteht das Lustspiel, die verkörperte Heiterkeit der Kunst. Die Schattenseiten des Lebens in lachende Mienen umzukehren, ist die Aufgabe des Lustspiels. Der Humor ist ein ebenso angenehmer, als erfolgreicher Künstler. Wo uns die ernste Moral beleidigen und abstoßen könnte, läßt man sich von den lachenden Banden des Scherzes willig umgarnen. Wie Mancher schreibt Lustspiele, ohne zu wissen wie! —

S. 230 von 1873 reibt sich die „Wissenschaft" selbstvergnügt die Hände, indem sie den Artikel „Pigmentsäule und blutende Hostien" mit den Worten schließt: „So hat die Wissenschaft wieder einmal ein altes Wunder, wenn auch nicht seines Interesses, so doch seiner Unheimlichkeit entkleidet." Wenn sich heutigen Tages die Stangen und Sparren irgend einer Laube mit Scheingold bedeckten, ohne daß die heutige Wissenschaft den Scheingrund entdecken könnte, würde sich ein „Fortschrittsaffe" scheuen, dieses falsche Gold in jenen „gelben Kuppler" umzuwandlen, durch den man sich verschaffen kann alle irdischen Genüsse? Wer falsche Münzen ausgibt, ohne Silber von Blech unterscheiden zu können, ist kein Falschmünzer, und wenn Leute, die sich keines Professors der Chemie zu erfreuen haben, auf den naheliegenden Grund ihres Glaubens verfallen, statt den Fäulnißproceß einer Hostie zu erkennen, so ist auch das wieder eine zwar traurige, aber höchst menschliche Erscheinung. Damit, daß solches Hostienblut eine Art Fäulniß sein *kann*, ist nicht bewiesen, daß es in allen Fällen eine solche *ist*. Wo mittelst solchen Wunderblutes Kranke geheilt würden, wäre der Fäulnißproceß nicht mehr genügend, die Sache zu erklären. Was

die Wissenschaft mit den Wundern zu schaffen hat, wissen die Katholiken ebenso gut, wie ihre Gegner. Die Laboratorien und Hörsäle der Wissenschaft stehen auch katholischen Füssen offen.

1874, S. 154: „Ein ägyptisches Wunder. Mose hob den Stab auf und schlug in's Wasser, und alles Wasser im Strome ward in Blut verwandelt. 2. Buch Mose, Cap. 7, V. 20. Nahe bei Khala in Thüringen findet man auf dem Grunde eines Teiches zur Zeit einige quadratellengroße rothaussehende Stellen, während das sie umgebende, ein bis zwei Ellen tiefe Wasser völlig klar ist. Werden die auf dem Boden befindlichen Pflanzen (Sumpfschachtelhalm) mit einem Stocke in Bewegung gebracht, so steigen alsbald rothe Wolken im Wasser empor, die sich ausbreiten und der Wassermenge ringsum rasch eine rosenrothe Färbung verleihen. Ein Tropfen dieses röthlich gefärbten Wassers zeigt unter dem Mikroskop Tausende von länglich-runden, blaßröthlichen Infusorien, die noch nicht ganz die Größe der Blutkörperchen haben und sich schwimmend fortbewegen. Bleibt derartiges Wasser einige Zeit im Glase stehen, und haben sich die mikroskopischen Thierchen, wie es bald geschieht, an irgend einem Pflanzenreste oder Schlammtheilchen angesammelt, dann erscheinen sie unter dem Mikroskop in der Dichtigkeit der Blutkörperchen im Blut."

Daß bei Kahla in Thüringen, also in der Nähe von Jena ein Teich existirt, der eine natürliche Erscheinung in sich birgt, das nennt die Gartenlaube ein ägyptisches Wunder. Ist es der Mühe werth, ein Buch wie die heilige Schrift auf Grund einiger Sumpfschachtelhalme zu verdächtigen? Wäre der ganze Boden eines Stromes mit solchen Pflanzen bedeckt, so müßte man geradezu einige Kirchthürme umstülpen oder mit melancholischen Pinien darin herumrühren, bis es den Anschein gewänne,

alles Wasser des Stromes sei zu Blut geworden, und ließe sich dieses Experiment wirklich am grünen Rhein oder an der blauen Donau ausführen, so wäre noch immer nicht bewiesen, daß unter dem Stabe des Moses ganz dasselbe der Fall gewesen, ja man könnte nach Darwin'scher Lehre einwenden, die Sumpfschachtelhalme hätten sich erst in aufgeklärteren Zeitströmungen durch natürliche Züchtung zu ihrer rothen Thätigkeit herangebildet. — Ist der Rationalismus an diesen Klippen gescheitert, dann gebe man wenigstens die biblischen Wunder von allen weitern Schrauben frei, zumal die Gegenwart an ihren eigenen Visionen genug des Wunderlichen zu entziffern hat.

1879, S. 266: „Marpingen . . . Dunstkreis der Erscheinung . . . . So wahr der klerikale Geist nie aufhören wird, den Wunderglauben zu fördern, so sicher werden Aeußerungen desselben in der Art der Marpinger stets dessen unausweichliche Folgen bleiben." Ganz richtig, denn so wahr die Sonne nie aufhören wird, das Wachsthum zu fördern, so sicher werden Sonnenstiche und verheerende Gluthitze niemals ausbleiben, c'est toute la même chose. Sollen wir eine Wahrheit wie die Wundermöglichkeit streichen, weil sie mißbraucht werden kann? Thäten wir nicht besser daran, gleich die ganze zweiseitige Welt zu streichen? — Auch ich bin, der kirchlichen Autorität die Entscheidung überlassend, der unmaßgeblichen Meinung, daß jene himmlische Marpinger Erscheinung eine höchst menschliche — gewesen sei, und entpuppt sich dieselbe wirklich als eine kindliche Kurzsichtigkeit, dann bildet jenes Märchen unter den deutschen Dorfgeschichten ein Dreifaches: Eine Dummheit der Marpinger Gegend, eine traurige Kehrseite des Wunderglaubens und eine Blamage der Gartenlaube, letzteres, insofern die Staatsbehörde ein freisprechendes Urtheil fällte, so daß die Wetterfahne

zu Leipzig eine Schwenkung machen und die gegen Einzelne erhobenen Beschuldigungen dem römischen Kirchenthum und der ganzen klerikalen Jugendbildung aufbürden mußte. Der „unersättliche Magen“ und der geförderte Betrieb des Wunderschwindels erwiesen sich „vor dem Gerichtshof“ als ungerechte Schmähworte, das ist der römischen Kirche Satisfaction genug, und wenn auch sie zuweilen mit einer Dummheit und Lügerei zu kämpfen hat, so ergeht's ihr wie allen Eltern, die zuweilen trotz einer guten Erziehung wenig Gutes von Seiten ihrer Kinder erleben.

1879, S. 310—311: „Ein Künstlertraum .... Und doch ist es eine Vision, ein Traumbild, das .... den Entschluß in mir gekräftigt hat, ein Schauspieler zu werden .... So verharrte ich einstmals in jenem Zustande zwischen Wachen und Träumen, wo das leibliche Auge zwar geschlossen ist, aber dem geistigen oft die wundersamsten Bilder erscheinen. Mir war es, als öffne sich die Thür meines Stübchens und als ströme ein Strahl von hellstem Glanze herein, in welchem eine hohe, herrliche, lorbeergeschmückte Gestalt daherschwebte. So deutlich sah ich das lichte Bild vor mir, daß ich es heute noch fest im Gedächtniß habe; eine Musengestalt war es, schön und göttlich, wie nur Raphael sie uns zu malen verstände. Die Erscheinung trug keine goldene Leier, keinen Kranz, wie ich oftmals auf Gemälden gesehen, sondern eine große flatternde Fahne an goldenem Speer. Näher und ganz nahe schwebte die Gestalt, und mir war's, als ob ihre Lippen sich öffneten und mir zuriefen: »Nimm diese Fahne! Sie ist Dein. Entfalte sie zu meiner Ehre, zu meinem Ruhme! Ich bin es, Deine Kunst«, und mit einer Bewegung voll wahrhaft himmlischer Hoheit schwenkte sie das Banner über meinem Haupte — und war ver-

schwunden .... Die Erinnerung an diesen Traum ist mein Glücksstern geworden .... das Banner meiner Kunst habe ich hochgehalten und werde es stets thun —".

Solche „Visionen" und „Erscheinungen" sind möglich — und es wäre deßhalb unbillig meinerseits, humoristische Variationen zu voranstehendem Citate zu componiren. Wenn ich aber behaupten wollte, unser glücklicher Träumer habe jenes oftdagewesene Traumbild wirklich gesehen, er selbst könnte diese Behauptung nicht widerlegen, — erklärt doch ein wissenschaftliches System die ganze Sinnenwelt für eine bloße Vision, und behaupten nicht manche Menschen, das ganze Leben sei nur ein Traum? Ich möchte der Gartenlaube an ihren eigenen Früchten begreiflich machen, daß auch gläubige Menschenkinder zu solchen Traumgesichtern berechtigt sind, und daß letztere um so eher an dergleichen Dinge glauben dürfen, als nach ihrer Lehre solche Wirklichkeiten möglich sind. Läßt sich aber ein religiöser Mensch solche Dinge träumen, und begeht er sogar das Verbrechen, sie drucken — zu lassen, dann muß er offenbar „verrückt" sein, oder man ertheilt ihm sonstige allerliebste Referenzen. Sähe der Mensch in Wirklichkeit solche Gestalten, sei's eine Muse oder eine Muttergottes, so erschiene diese Wirklichkeit dem Menschen als ein bloßer Traum, und des Liedes Ende wäre: Träum' ich oder wach' ich? Nein, nein, ich sah's handgreiflich über meinen Künstlerlocken schweben — — und doch, es kann nicht sein, das muß ich geträumt haben?

Zu Heidelberg, so träumte mir,
Zu Heidelberg im Hirschen
Im Kneiplocale stand ein Baum
Mit rothen und schwarzen Kirschen.

Ich sah hinauf und dachte mir:
Wie hängen die schwarzen und rothen
Vergnügt beisammen — zu essen davon
Es ist doch nicht verboten?
Und plötzlich fuhr die Thüre auf,
Ich rief erschrocken: Werda?
Drei blühende Mädchen traten ein,
Mathilde, Gretchen und Bertha.
Die letzte war besonders schön,
Bezaubernd war eine jede,
Mathilde war ein Goldfischlein,
Eine Knospe Margarethe.
Ich trank mit dem Wirthe Brüderschaft
Und sprach zu ihm, Herzbruder,
Ich wette, von diesen Mädchen da
Säuft jedes ein ganzes Fuder.
Drum steige geschwind zum Keller hinab
Und hole noch einige Fässer,
Ich renne dir sonst in deinen Bauch
Die Gabel und das Messer.
Da riß die Decke mit jähem Krach,
Ein Knall in gellendem Tone,
Ein Faß, ein Plumps, wie Sündfluth kam's,
Zum Teufel, das ist nicht ohne! —
Ich sprang geschwind auf den Kirschenbaum
Und sah herab vom Baume,
Wie der Wirth und die Mädchen ertrunken sind.
Wie kam ich zu diesem Traume? — — —

Die Gartenlaube, sonst so spröde, wo man von Glaubensgeheimnissen spricht, hat sich S. 642 von 1877 zum Glauben an ein Geheimniß bewegen lassen, das mir weit geheimnißvoller erscheint, als der eben geschilderte Traum

— und die Marpinger Affaire. „Darum glauben wir auch an jene geheimnißvolle Bildungsmacht — die ärztliche Wissenschaft steht zwar noch unentschieden in der Streitfrage". Und in welcher „Streitfrage"? — — „Macht der Glaube schön?" Mögen sich häßliche Frauenzimmer dieses Thema zu Herzen gehen lassen. Die Gartenlaube „glaubt" — — obgleich sie „gar nichts glaubt und nur zu wissen sich bestrebt", trotz der wissenschaftlichen Unschlüssigkeit an folgendes Mysterium: Der häufige Anblick eines Madonnenbildes präge mit der Zeit dessen gemalte Schönheit auf die Gesichtszüge der andächtigen Beterin; dafür spräche die Thatsache, daß in den Madonnenländern die vielen Madonnengesichter zu treffen seien. Nach den Mittheilungen über die „Münchener Schönheiten" zu urtheilen, entlehnen die Künstler ihre Modelle der lebenden Wirklichkeit, und hier glaubt die Gartenlaube an das schöne Mysterium des Gegentheils. Die Sache beruht wahrscheinlich auf dankbarer Gegenseitigkeit. Was meinen die Madonnen-Maler hiezu? Daß Andacht und Unschuld dem Spiegel der gottwohlgefälligen Seele ihre himmlische Schönheit mittheilen, ist nicht zu läugnen, daß aber zwischen dem gemalten Bilde und den hinblickenden Gesichtszügen irgend ein geistiger Stoffwechsel — stattfinde, ist ein unvernünftiges Glaubensgeheimniß, aber von ihrem eigenen Mysterium Gebrauch machend, bin ich so frei, ihr die wundersame Weise vorzutragen, daß ein Mensch, der beständig mit den Affen liebäugele, nach und nach ein echtes und rechtes Affengesicht erhalten müsse. Die lebenden Madonnengesichter stammen nicht von den gemalten, sondern diese von jenen. 1874, S. 408: „Es ist nichts so verkehrt, das nicht von einem Gelehrten vertheidigt worden wäre". Wir wollen auch diese „wissenschaftliche" Streitfrage dem Herrn

„Dr. Kilian Zebedäus Spitznagel" anheimstellen (1874, S. 409). Mag die Gartenlaube indessen ihr süßes Geheimniß ungestört genießen, und mag sie dasselbe in ihre große Geheimniß-Chatulle — legen, darin sie des Weitern mit aller Sorgfalt aufbewahrt: die ungewöhnlichen Naturkräfte, die vor undenklichen Zeiten thätig gewesen sein sollen, die unergründliche Meerestiefe, darin sich die fossilen Ueberbleibsel der sprachlosen Urmenschen befinden sollen, die Unendlichkeit des Stoffes und der Zeit, welche bestehen soll, die Eindrücke auf das Gehirn, welche den Geist gebären sollen, den Menschengeist, der das größte „Wunder" ist, so daß die „drei lebendigen Räthsel" Marpingens ihres Gleichen finden — mag die Gartenlaube die Seligkeit dieser und anderer — Geheimnisse genießen und den „blinden" Glauben der Katholiken und gläubigen Protestanten mit ihren christlichen Mysterien darüber vergessen; wir gönnen ihr den Glauben an ihre geheimen Bildungsmächte und zwingen sie dadurch zur höflichen Verbindlichkeit, ihre Finger an den „starren Dogmen" nicht mehr zu verbrennen.

Es ist mir schlechterdings räthselhaft, wie ein mit Geist und Gemüth begabter Mann, der den wahren Christ-Charakter des römisch-katholischen Kirchenthums einmal erfaßt hatte, sich zu den Ansichten der Gartenlaube „bekehren" mochte (1878, S. 845—847), und es will mir scheinen, diese zudringliche Umhalsung und dieser Händedruck — dieser Kuß auf den ursprünglich gutchristlichen Sängermund sei dem Dichter „Odilos" nicht sonderlich angenehm, denn sein Herzblut — man lerne zuerst eine Dichterseele belauschen — gehört noch heutigen Tages seinem urspränglichen Empfinden. Ein Mensch, der so fühlt und denkt, wie Heine damals, kann den Glauben

nie ganz verlieren; ich bin kein Superintendent, aber ich glaube, dieses Wort auch dem „bekehrten Poeten" entgegenhalten zu dürfen. Mag er die Schlagwörter Pfaffenlist und Humanität adoptirt haben, mag er sich über Rom zuweilen ärgern, das moderne Delphi hat keinen Theil am Innersten seiner Seele, oder ich verzichte darauf, herauszufühlen, was eine Dichterseele im Innersten bewegt. Der Umstand, daß man sich über seine Mutter ärgern darf, bildet keine Berechtigung, sie zu verstoßen. Auch ich habe mich über Rom geärgert, als mir die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit noch unverständlich war, und was ich aus meinen Dichterworten herauswarf, soll beispielshalber hier recitirt werden:

In grüner Waldesstille ein Tannenbäumchen stand,
Das hatte der liebe Herrgott gepflanzt mit eigner Hand;
Er gab zu seinem Schmucke ihm gar ein einfach Kleid,
War grün im Sommer und Winter, war grün zu jeder Zeit.
Da kamen die Gottesgelehrten und trugen's in ihr Haus
Und machten dort ein Putzwerk, ein Weihnachtsbäumchen daraus;
Sie hängten harte Nüsse — und Süßigkeiten daran
Und stellten dazu die Schäflein, das Eselchen und den Hahn,
Den Kikeriki, den Schreihals, dazu ein Bilderbuch
Mit Kindermärchen und Fabeln von Pech und Schwefelgeruch.
Wie freut sich jetzt die Menschheit in Zeiten, wo's stürmt und schneit,
Die allerschönste Bescheerung, das ist die Unfehlbarkeit.
Verzeihe, Weihnachtsbäumchen, mit deiner zaub'rischen Pracht,
Ich habe dich zum Sinnbild des Christenthums gemacht. —

Das klingt und klingelt schier, als wär's für die Spalten der Gartenlaube präparirt worden. Diese Verse kamen vor etlichen Jahren zur Welt, aber Niemand außer meiner häuslichen Umgebung zu Gesicht und Gehör. In der Art und Weise gegenwärtiger Veröffentlichung kann ihre Wirkung eine nur nützliche sein, und damit sie nicht den geringsten Verdacht hervorrufen, als sei mein Glaubens=bekenntniß ein liberal=katholisches, will ich meiner „allein=seligmachenden" Ueberzeugung sofort ihren unzweideutigen Ausdruck geben.

Alleinseligmachende Kirche! — was willst und redest du, welches ist deine Arroganz, deine Berechtigung? Stand ich doch einst an einem protestantischen Grabe, und ging mir's mitten durch's Herz, als der Prediger die Worte sprach, daß die Erde keinen Trost für das Hinscheiden geliebter Todten habe, und daß uns die christliche Reli=gion einzig und allein befriedigen könne. Hat nicht unser Herrgott, dessen Kinder wir alle sind, den Beweis er=bracht, daß er uns alle für die Seligkeit seines unver=gänglichen Paradieses erschuf, indem er uns allen die un=gestillte Sehnsucht nach Seligkeit eingepflanzt hat? Wo auf der weiten Erde wäre ein Menschenherz so gefühllos, daß es im unverdorbenen Drange seiner gottgeschaffenen Natur einen Mitbruder verdammen könnte? Verdammens=werther Geist, der zum ersten Male das Wort »Verdam=men« auf eine menschliche Zunge gelegt hat! Wäre doch die Hölle eine bloße Fieberphantasie, ein leeres Schreckens=wort, eine Nothlüge, aber leider hat der Begriff Ver=dammung einen reellen Inhalt, die Verzweiflung ihr Da=sein, das beweist uns die Thatsache der Selbstver=dammung. Wo das Menschengeschlecht den lebenden In=

halt des Wortes Verdammung sich selber schuf, es war in seinem eignen Paradiese, und es geschah dies in einem bildlichen »Garten«, ob in einer Laube — das weiß ich nicht. — In einem Garten wuchs die verhängnißvolle Frucht, die schön für die Augen und süß für die Zunge war, in einem Lustgarten geschah's, in Edens paradiesischen Gefilden. In seinem bildlichen Garten stand der Baum der Erkenntniß — des Guten und Bösen. Die Klugheit der Schlange verdrehte damals den Begriff dessen, was wahre Seligkeit sei — und die Unschuld unterlag jener Schlangenklugheit. Und was nennt die Gartenlaube Seligkeit? Ihre Art von Seligkeit ist's freilich nicht, welche die alleinseligmachende Kirche anstrebt.

1875, S. 351: „Daß Pio Nono bei solchen Audienzen sich auffallend gern und freundlich mit jungen, schönen Mädchen unterhält, sei hier nur nebenbei bemerkt, und ist dem alten Herrn, der an seinem gegenwärtigen Leben wenig Freude findet, wahrhaftig zu gönnen." Das Weib — (1879, S. 70) und die Unterhaltung — — mit den Mädchen, das ist die schönüberdachte, grüne Seligkeit der Gartenlaube. Gott schuf die statthafte Sinnlichkeit, daß sich der sinnliche Theil des Menschen ihrer freue, und wenn die katholische Kirche die Ehelosigkeit ihrer Diener vorzieht, so greift sie nicht gewaltsam in den Plan der Gottheit ein, sondern unterwirft die sinnliche Lust einem höheren Berufe und der moralischen Willensfreiheit ihrer Priester. Auch „zehngängige Mahlzeiten" (1873, S. 500, 532), wie sie nach authentischer Mittheilung eines Exjesuiten — — — in den Jesuitenklöstern abgehalten werden sollen, sind wesentliche Bestandtheile irdisch sinnlicher Seligkeit, und eine gute Küche, wie sie dort zu treffen sein soll, wo sich „die Gänse melancholisch auf einem Beine wiegen", wäre jedem russischen Nihi-

listen und deutschen Socialdemokraten zu wünschen, damit die schwangere Luft — gereinigt würde. Auch die Rafaelsschönheit männlicher Köpfe, Reichthum, Lusthäuser und ähnliche Güter sind schätzenswerth, aber die alleinseligmachende Kirche strebt nach einer andern Qualität von Seligkeit. Betrachte das Schicksal jener, die täglich an zehnfach verdoppelter Tafel sitzen, betrachte sie alle, die Verehrer der schönen Sinnlichkeit, betrachte die Badegäste! Die Lieder des Mirza-Schaffy bilden ihr Brevier, und so berühmt diese Lieder sind (1877, S. 472), wo gipfelt und wurzelt ihr sittlicher seligmachender Inhalt?

Mirza-Schaffy, deines Liedes Schwung hat
Mir gefallen, weil es leicht wie hingepfiffen ist;
Schade, daß ein Trinkglas einen Sprung hat,
Das so formvollendet fein geschliffen ist;
Hast mit einem Goldreif ihn umschlossen
Und den alten Stoff in's neue Glas gegossen.
Wer den Sprung sah, den enormen,
Von den vielen Hunderten,
Die, befangen in den Formen,
Den Krystall bewunderten,
Sah ihn lächelnd. —
Hei wie Schiras' Wein ihm schmeckte,
Der das Blut, den Geist ihm weckte!
In Hafisas Armen lag er,
Trunken an Hafisas Mund:
Das ist hohe Weisheit, sprach er,
So zu leben auf der Erde,
Sei sie eckig oder rund.
Auf den Rücken schwang er sich dem Pferde,
Edle Speisen zu verdauen.
Nicht die Bonzen und Moscheen,

Seine Seligkeitsideen
Sind die Schenken und die schönen Frauen.
Eine Nationalsatire
Widmet er dem Großveziere;
Oeffentlich wird ihm ein Compliment gemacht,
Heimlich wird er ausgelacht. — —
Mirza-Schaffy, Mahommeds Altäre,
Die Moscheen, Bonzen und die Missionäre
Könnte schön wie du auch ich besingen,
Wenn ich dort gewesen wäre.
Wär' ich im Wüstensande geboren,
Sänge von Löwen, Giraffen und Mohren,
Wär' ich im eisbedeckten Norden
Unter Bären groß geworden,
Könnte sein, daß dann die Bären
Perlen meiner Lieder wären.
Wär' ich geboren unter den Indern,
Aufgewachsen mit Negerkindern:
Fremde Götter, die Fluth des Ganges
Wären Gegenstände meines Gesanges.
Nicht die Tänzerinnen von Biskarah
Nicht die Stille der Sahara,
Nicht die Mädchen fremder Zonen,
Die zu Tiflis und am Ebro wohnen
Oder an des Nordlands Seen
Sinnend auf und nieder gehen,
Nicht die Bilder fremder Fernen
Können mich zum Lied begeistern,
Weil ich sie aus fremden Meistern
Selber müßte kennen lernen.
Was ich sah, und was ich sehe
In dem bunten Weltgewühle,
Alles Wohl und alles Wehe,

Das ich tief im Herzen fühle,
Alle Freuden, alle Schmerzen
Meiner eignen Vatererde
Will ich schreiben in die Herzen
Mit der Feder, mit dem Schwerte.
Meine Muse spricht von solchen Dingen,
Die aus vaterländ'schen Quellen fließen
Von dem deutschen Frauenkusse,
Von des Rheinweins edlem Hochgenusse
Und von sonstigem Genießen.
Weiß noch einen andern Ton, wie klingt er
So ergreifend, und wie dringt er
In die Seele dir — in's Herz.
Dieser Ton führt himmelwärts,
Wenn die Brust dir voll von Sorgen ist,
Wenn du Abends schlaff und sorgenvoll am Morgen bist,
Wenn Befehlen leichter, als Gehorchen ist.
Daß mein Lied dir Gram und Sorge nimmt
Und die Seele dir zu Lust und Freude stimmt,
Ist des Saitenspieles süßer Lohn.
Merkst am guten Klange, daß es Schwung hat,
Merkst am Wohllaut, daß es keinen Sprung hat;
Wenn das Trinkglas längst gesprungen ist,
Und der Klang der Becher längst verklungen ist,
Klingt an deine Seele noch der eine Ton —
Klingt wie Himmelsgruß und Geistesnahrung,
Klingt wie hehre Gottesoffenbarung,
Und der Geist, die Sinnenlust verachtend,
Schwebt nach schöner'n Paradiesen schmachtend
Wie ein letzter Klang — zur Ewigkeit.

Wie gefällt der Gartenlaube die „Haut" dieser Muse? Fremd, wildfremd, abgeleiert, nicht reell genug, zu über=

natürlich? — Ist das übersinnliche oder sinnliche Glück alleinseligmachend? Es muß eine Anstalt vorhanden sein, welche den Seligkeitstrieb zu sättigen vermag, damit sein Heißhunger von den „Citadellen des Mammons“ abgelenkt werde, und diese Anstalt heißt: Alleinseligmachende Kirche. Laßt euere Finger von unserm Eigenthum, ihr Rebellen, dort ist die alleinseligmachende Anstalt! Die Rebellen lassen sich einreden, aber sobald der Mohr seine Arbeit gethan hat, gibt man ihm einen Fußtritt; das ist Aufklärung. —

Sich tröstend mit dem Gedanken, daß man auch als Nichtkatholik selig werden könne — unterläßt man alles weitere Streben nach Erkenntniß und macht den bloßen guten Willen zum Träger eines indifferenten, vorurtheilsvollen, gewohnheitsmäßigen Lebens. Diese Gleichgültigkeit ist eine sündhafte, sobald man sich ihrer bewußt ist, und sobald das Gewissen bei der Intelligenz anfragt, ob diese römisch-katholische Kirche wirklich die alleinseligmachende sei. Sträubt sich der positive Protestantismus oder der „große Gott“ des Indianervolkes gegen den alleinseligmachenden Charakter der römisch-katholischen Kirche, so ist dieser Protest ein vernünftiger, weil dieser Zankapfel nur zwischen Kirchen denkbar ist, aber die Gartenlaube hat gar keine Religion und deßhalb kein Recht, in dieser Angelegenheit als Selbstinteressent mitzusprechen. Und nun, ihr Vertreter anderer Religionssysteme, die ihr gewiß nicht verdammt sein wollt — ein offenes Wörtlein unter uns! Hat euch jemals ein Katholik, der zurechnungsfähig war, den Vorwurf in's Gesicht geschleudert, daß jeder Nichtkatholik mit Haut und Haaren zur Hölle wandere? Ist euch das Wort »alleinseligmachend« jemals auf diese inhumane, barbarische, rohe Weise erklärt und ausgelegt worden? Wäre der Begriff »alleinseligmachend« falsch,

hätte man keine Ursache, ihn zu verdrehen, zu fälschen. Oder sind jene Herrn Literaten, die ihren Unsinn in Gold fassen und vierkantig in's Schaufenster legen lassen, wirklich so ungebildet, daß sie nicht einmal wissen, was in jenem katholischen Katechismus steht, über den sie raisonniren? Wenn sich die Gartenlaube dazu hergibt, bald in kurzen Sticheleien, bald in Adjectiven, Participien und Substantiven, bald in completten Phrasen und ganzen Sätzen ein Wort verhaßt zu machen, das ohnehin dazu geeignet ist, Mißverständnisse herbeizuführen, so sind das wohlfeile Raisonnements und höchst ehrenwerthe Geniestreiche. Das Vorurtheil der Andersgläubigen kommt ihnen mit fliegendem Haar und ausgebreiteten Armen entgegen, und so macht sich der Fischfang auf eine höchst bequeme Weise. Der römisch-katholische Katechismus sagt ausdrücklich: „Wer ohne seine Schuld irrgläubig ist, dabei aufrichtig die Wahrheit sucht und nach bestem Wissen den Willen Gottes thut, der bleibt, wenn auch der sichtbaren Verbindung nach von der Kirche ausgeschlossen, dennoch dem Geiste nach mit ihr vereinigt und hat Antheil an ihren Gnaden." Zu der alleinseligmachenden Kirche gehören sämmtliche Protestanten, Juden, Türken, Freimaurer, Mitarbeiter der Gartenlaube, Mahommedaner, Hindu's, Zulukaffern, und wie sie alle heißen, die schwarzen, rothen und weißen Menschen, welche die Erde auf ihrem Rücken trägt, sofern dieselben nicht wissen, was sie thun. Vater, verzeihe ihnen, sprach der Erlöser, durch dessen Blut die Sünde der Menschheit getilgt wird, denn sie wissen nicht, was sie thun. Die Liebe zu Gott macht selig, der gute Wille, und nicht die Intelligenz. Wer aber intelligent genug ist, zu wissen, was er thut, und was er lassen soll, und dennoch der alleinseligmachenden Kirche aus den Augen kriecht, der

begeht eine Sünde, und ob ihm dieser Frevel die Hölle zugänglich mache, darüber richte Gott! Der Mensch richte den Menschen nicht, er warne, belehre, strafe und sage: Hier Hölle, dort Himmel und dort die Mittelstufe der Sühne, hier die eine, wahre und deßhalb alleinselig-machende Wahrheit, hier der alleinseligmachende Gott und hier seine wahre Kirche und dort in der andern Welt das letzte Verhör, die Entscheidung, das Urtheil!

Was mit der Seligkeitsfrage wesentlich zusammenhängt, ist die christliche Taufe, und ich muß nothgedrungen auch diese erwähnen. 1874, S. 610: „Die Taufe wird durch das Civilstandsregister zu einer bloßen Form.“ Dieser Ausspruch kennzeichnet so recht die Religion der Gartenlaube als eine, die von den Civilstandsregistern der andern Welt nichts wissen will. Unser Katechismus lehrt: Ohne die Taufe kann Niemand selig werden, sagt aber nicht, daß verdammt sei, wen die Hand des katholischen Priesters und das geweihte Wasser nicht berühre, wie man diese Lehre zu fälschen pflegt. Jedes katholische Schulkind weiß, daß jeder Mensch im Nothfall eine gültige Taufe mit ungeweihtem Wasser spenden, und daß selbst die Nothtaufe ersetzt werden kann durch den bloßen Willen, sie zu empfangen oder Alles zu thun, was Gott zum Heile verordnet hat, verbunden mit einer vollkommenen Reue oder Liebe zu Gott. Ist das engherzig und starr dogmatisch? Selbst jene Mutter, deren Kind dem glühenden Arm des Götzen anheimfällt, ist nicht barbarisch genug, von ihren Mitmenschen verdammt zu werden, wenn sie nicht weiß, was sie thut, und in ihrem Innersten wähnt, dem von ihr geahnten Gott einen wohlgefälligen Dienst zu erweisen. Das Kind hat noch keinen Willen, weder einen guten noch einen schlechten, und ist deßhalb in Ermangelung der Taufe unfähig, sich jenen Himmel

zu erschließen, den ihm die Sünde seiner Stammeltern verschlossen hat, unfähig, die reine Nähe Gottes zu betreten, denn wer die vollkommen schuldlose Gottheit schauen will, muß vollkommen schuldlos sein, aber die Gerechtigkeit verdammt keinen Wurm, der sein schuldbeflecktes Dasein nicht verschuldet hat, und da uns Christus über das Schicksal dieser nichtgetauften Unmündigen nichts Bestimmtes kundgab, ist nach kirchlicher Lehre anzunehmen, daß ihnen Gott in den paradiesischen Räumen seines Himmels ein besonderes Leben zu Theil werden lasse.

Wie uns der Schöpfer seinen Willen ins Herz schrieb, so lesen wir ebendaselbst auch seinen Richterspruch. Die Selbstverdammung ist ein Gottesurtheil, und Selbstverdammen ist Sache desjenigen, der keiner Reue fähig ist, weil er seine Seele mit dem Stimmhammer einer gottwiderstrebenden Schlangen-Intelligenz verdreht, verschraubt und zerrissen hat. „Gewissen — o ja, freilich! ein tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirschbäumen wegzuschrecken .... lobenswürdige Anstalten, die Narren im Respect und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten .... Seht also, das ist die ganze Hexerei, die ihr in einen heiligen Nebel verschleiert, unsere Furchtsamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln lassen? .... Willst du, daß ich deinen schwarzlebrigen Grillen zu Gebote steh'? ... Lügengeist du, ich will dir die verfluchte Zunge aus dem Munde reißen! .... Ich will aber nicht unsterblich sein — .... du Eule! wer hieß dich ... kommen? .... Nichts mehr davon — Sterben! siehst du? Sterben! — Es wird zu spät. Bete! .... Auch seine Gebete werden zu Sünden ... Ich kann nicht beten — hier, hier! (auf's Herz deutend) — — — Alles so öd — so verdorrt. Nein, ich will

auch nicht beten — diesen Sieg soll der Himmel nicht haben .... Nimm diesen Degen. Hurtig! .... Sind das ihre hellen Triller? hör' ich euch zischen, ihr Nattern des Abgrunds? .... unentrinnbar — Ha! Erdrosselt sich." Kennt ihr diesen Studiencharakter, dieses Symbol der Liebe? Dort, ihr schlechten Subjecte, die ihrem Gotte fluchen möchten, daß er ihnen Gelegenheit geben wollte, mittelst eines freien, vernunftbegabten Willens zwischen Seligkeit und Verzweiflung zu wählen, dort am Fuße des verspotteten Kreuzes müßt ihr verzweifelnd euch selbst verdammen, und Gott würde sich euerer auch dort noch erbarmen, wenn euer Wille fähig wäre, sein Erbarmen anzunehmen. Wenn ihr's nicht anders haben wollt, solange die Seele mit klarem Bewußtsein nach Gott ruft, dann verzweifelt in Teufels Namen! Kein einziger Vater verschwendet seine väterliche Hilfe an einen Sohn, der sich unfähig gemacht hat, die Wohlthaten seiner Eltern zu genießen. Der Stimme deines Gewissens Gehör zu schenken, bist du verpflichtet, jenem angebornen Drange nach der Seligkeit einer bessern Welt Befriedigung zu verschaffen, ist deine Pflicht und nicht Sache deiner Liebhaberei, das mußt du thun, wenn du selig werden willst, und wenn du diese Pflichten erfüllen kannst. Es gibt keine Sackgasse für den wahrheitsliebenden Geist, aber das Böse läuft in seine eigene Schlinge. Wenn ich, den Correcturbogen in der Tasche, über den Maximiliansplatz am Schillerdenkmal vorüber zur akademischen Buchdruckerei ging, und wenn ich an dem großen Dichter und Denker hinaufsah, wie er die Hand auf's Herz legt, als ob er sagen wollte, diesen Lorbeer hab' ich redlich verdient, dann schritt ich langsam und sinnend meines Weges und dachte: Könnte jeder moderne Journalist die Hand auf's Herz legen wie dieser deutsche Mann, dann

wäre das Buch: „Die Gartenlaube", eine Kritik, niemals entstanden. Und sollte dir's ein Genuß, ein geistiger Genuß, eine Seligkeit sein, dasselbe zu lesen und seinen starren Buchstaben ein begeistert feuriges Empfinden nachzuempfinden, dann bedenke — — daß du diesen Genuß der Gartenlaube zu verdanken hast, wie dem Judas die Erlösung, und hast du auch diesen Gedanken in dir verarbeitet, dann gedenke desjenigen Verfassers, der das große Buch des Universums im Selbstverlag publicirte, und in dessen Augen all' unsere Meisterschaft nur Stück- und Stümperwerk ist. Wäre nicht der gute Wille das Kriterium unserer Gottwohlgefälligkeit, mit unserer Capacität könnten wir dem allwissenden Gotte nicht imponiren. Je weniger der Mensch seine Vernunft in fremden Sphären herumschweifen läßt, als ob die Wahrheit hoch über den Wolken liege, und je mehr sein Auge dem Kindesauge vergleichbar das Natürliche nimmt, wie's vor ihm liegt, um dieses richtig zu erfassen, desto genialer und geistvoller wird seine geistige Arbeit sein. Obgleich im Widerspruche mit sich selbst, befand sich die Gartenlaube dennoch auf der rechten Spur, als sie S. 67 von 1879 schrieb: „Hatte ich Recht, in der Ueberschrift als unsere wirksamsten Erzieher und Veredler unsere Kinder zu bezeichnen?" Das christliche Evangelium sagt: Die Jünger traten zu Jesu und sprachen: Wen hältst du für den größten im Himmelreiche? Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es mitten unter sie und sprach: Wer sich demüthigt wie dieses Kind, der ist der größte im Himmelreiche. Und ich frage jeden Literaten, der's nicht unter seiner Würde hält, einen Schiller zu respectiren, ob dieser Meister nicht ganz dasselbe sagt mit folgenden Worten: „Die verwickelsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchloser Simplicität und Leichtigkeit lösen .... Dadurch allein

legitimirt es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen, aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes, alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich, seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen. Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten .... es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist .... es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt; aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. ... Mit naiver Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Götterssprüche aus dem Munde eines Kindes."

Das einfache Bild und Wort ist unsterblich schön, wenn es wahrhaft kindlich und wenn es kindlich wahr ist, denn die ganze Poesie mag ein kindliches Lügen sein, so bleibt ihr dennoch der Charakter des unsterblich Schönen, sobald diese Naivität keine erheuchelte, sondern eine kindlich natürliche ist. Die bewußte Lüge theilt das Schicksal des Teuflischen und muß verzweifelnd den eignen Ruhm als Richter vor sich sehen. Die Gebilde der Finsterniß wuchern dort, wo sie die Nähe des Lichtes nicht zu scheuen haben. Nicht das wirkliche Leben nachzubilden, ist uns die Kunst gegeben; es zu verdrängen und dem Menschen mitzutheilen, welches Leben der Genius lebt, und welche nichtgreifbaren Schätze dem Menschengeiste in schöneren Sphären zugänglich sind, damit er seiner übersinnlichen Bestimmung immer näher gebracht und der gemeinen Sinnlichkeit immer weiter entrückt werde, das ist die schöne, ideale Aufgabe der freien Kunst. Nichts steht der Reli-

gion so nahe, als gerade dieses Ideal des Künstlers. Der speculative Verstand des Philosophen sinnt vergeblich auf Theorieen, gegen welche die Naivität des kindlich genialen Gefühles sich empört, und deßhalb werden Philosophie, Religion und Poesie ewig unzertrennlich sein. So ist's erklärlich, warum gerade die Liebe Mittelpunkt und Kern der Künste und Kirche ist. Ihr kennt sie ja, die vielgefeierte Liebe — eine ganze Poesie des Unbewußten — und ihr alle fühlt es, daß nicht die Gelehrtendiplome glücklich machen, sondern die Empfindungen der Liebe, sonst wäre die Mehrzahl der Menschen eine glücklose. Nicht Jeder kann gelehrt sein, nicht Jeder es werden, aber so recht von Herzen, aus allen Kräften lieben und lieben wollen, das bringen Alle fertig, es sei denn, daß irgend ein erstrebtes Gut einem Andern weichen muß, weil das Bedürfniß der Liebe durch trübende Vorfälle paralysirt und in andere Geleise gedrängt werden kann. Der Eine liebt diese, der Andere jene Güter, und glücklich, wem das geistige Ideal einer schönern Welt sein Bestes und Liebstes ist! „Miseros contra, qui, ut proci Homerici, ancillarum amoribus irretiti, te, quae omnium artium domina es, negligunt . . . . neque vos aut labor deterreat aut voluptates avocent, quo minus in sacratissima illius adyta penetretis. Vobis enim vigiliarum sudorumque vestrorum et magna hic inter homines praemia et infinitis partibus majora sunt in coelo divinitus constituta“ (M. A. Mureti oratio de praestantia studii theologici habita Lutetiae Parisiorum Non. Febr. MDLII).

Ich meinestheils schätze mich glücklich, endlich den persönlichen Seligkeitstrieb des schriftstellerischen Wirkens ungehindert befriedigen zu können, befriedigen zur Ehre Gottes und zum sittlichen Wohl der Leserwelt, nicht aus

Interesse und Speculation, sondern zur Verwirklichung unvergänglicher Ideale.

Gottlob, nun ist vorbei die kummervolle Zeit,
In meiner eignen Brust der Hader und der Streit;
Ich will den Aktendienst, den Freundeskreis verlassen
Und mit der freien Kunst ausschließlich mich befassen;
Geschmack sei meine Norm, und Wald und Feld und Flur,
Sie seien Freunde mir, mein Grab die Literatur,
Die Kunst mein Amt, darin ich nur mich selber dulde,
Und Gott mein Präsident, dem ich Gehorsam schulde.

Auch der Schriftsteller lebt vom Brode der Stoffwelt, aber nicht der irdische nervus rerum, dessen er nur achtet, wenn's ihn hungert, sondern der angeborene Seligkeitstrieb der Begeisterung für seinen Beruf ist jener Besteller, dem er seine Arbeit liefert. Was einem gesuchten Sänger so enorm bezahlt wird, ist weniger die Sangeskunst, als die Seltenheit dieser Stoffwelt, seine Stimme.

Irren ist menschlich, und sollte mit Gegenwärtigem irgend ein Fehler in's gedruckte Dasein befördert worden sein, denn nur, wer niemals den Mund aufmacht, genießt den Vortheil, nichts Verkehrtes zu sagen, so kann er demjenigen keinen sittlichen Schaden bringen, der sich vom Gesammteindruck dieses Buches beherrschen läßt. Beherrschen! — ich mache Keinem die Krone streitig und verurtheile Niemand zur Sclaverei. Wer dagegen auf die Gartenlaube schwört, weil er den Balsam ihrer Weisheit ungern vermißt, der wird seine ganze Intelligenz und Selbstüberredungskunst gegen diesen Gesammteindruck in's Treffen führen. Vergeblich — er ist weniger auf die Gehirne, als auf die Herzen gerichtet, wie überhaupt die

ganze Gotteserkenntniß mehr im Gemüthe, als im Verstande ihren schöpferischen Urgrund hat. Aufgabe der Volksbildung ist nicht sowohl die Verbreitung gelehrter Kenntnisse, als vielmehr die Veredlung und Hebung des moralischen Willens. Mag ein Mensch noch so beschränkt sein, er findet seinen Wirkungskreis in diesem mannigfaltigen Leben, und er ist weder verächtlich, noch staatsgefährlich, sobald sein instinktives Wollen ein moralisches ist. Bleibt für's Weitere Zeit und Lehrkraft übrig, um so besser, aber die Volksbildungsmethode der Gartenlaube schlägt den umgekehrten Weg ein (1878, S. 411—412), als wäre die wissenschaftliche Bildung eine Vorstufe und Voraussetzung des Moralischen. Würde man jedem Publicisten beim Antritt seines öffentlichen Wirkens den feierlichen Schriftsteller-Eid abverlangen, nichts publiciren zu wollen, was mit seinem eigenen Gewissen hadere, so wäre das ein probates und durchaus zeitgemäßes Volksbildungsmittel. Wer die Menschen liebt — der kann sie nicht belügen.

Neue, naturalistische, noch zu entdeckende Ethik, Geburtswehen und Schmerzensschreie gebärendes Kind der Gegenwart, bist du mittlerweile entdeckt worden, und welches ist dein seligmachender Charakter? Du sollst den Stolz und die Hoffnung der Gartenlaube bilden, und man weiß nicht, ob du wirklich unterwegs bist, oder längst wieder vergessen wurdest oder noch vor Thorschluß des Erlösungsjahrhunderts zur Welt kommen wirst. Doch nein, du hast dich bereits überlebt, bist von deinen eignen Kindern bereits verhöhnt und gehänselt und an den Galgen des Humors hinaufgehängt, in's Grab der Pikoterie hinabgesenkt worden. Beweise:

1878, S. 383—384: „Wenn alle Freidenkenden heut in ihrem Privatleben eine Sittlichkeit und Nächstenliebe kennen', die aus der Enge kirchlicher Glaubenssatzungen herausgewachsen ist, wenn ihnen diese Sittlichkeit als der höchste Zweck des Lebens und als das wahrhaft Religiöse auch in den Religionen gilt, so war es die Arbeit Voltaire's, welcher die moderne Anschauung den mächtigsten Anstoß zu dieser wichtigen Unterscheidung verdankt."

1878, S. 443: „Das Evangelium der Humanität, das ein Rousseau und Voltaire predigten, war aus dem Kampfe geboren. Verklärt zu ewiger Schönheit und Wahrheit erklang es erst aus dem Munde der deutschen Unsterblichen."

1878, S. 863: „Der Omnibusconducteur ist durch einen Paragraphen des Reglements ausdrücklich zur Galanterie angehalten. Damen und ältere Personen muß er beim Ein- und Aussteigen in discreter Weise behülflich sein. Die fortwährende Ausübung dieser schönen Pflicht verleiht seinem Wesen jenen Hauch wahrer Humanität, den man sonst auch bei Lootsen und Feuerwehrleuten bemerkt. Im Dienste der Humanität stehen auch die Barmherzigen Schwestern, schlichte Gestalten in großmächtigen Flügelhauben, deren schneeigen Zipfel man gar häufig wie ungeheure Schmetterlinge durch das Gedränge der Großstadt einherflattern sieht (siehe die Abbildung S. 864—865). Diese Soeurs de charité bilden ihrer äußerlichen Physiognomie nach gewissermaßen ein Pendant zu den Mehlträgern. Eine staubgraue Biederkeit liegt über den keuschen Gewändern .... wer weiß, ob die wahre Ethik für diese Auffassung nicht mehr Anhaltspunkte darböte, als für Manches, was der gebildete Europäer moralwidrig findet. Kurz, die Grisette von

Einst war just keine Heilige, aber doch nach französischen Begriffen ein ganz reputirliches Frauenzimmer."

Natürlich — Voltaire ist der Großvater des modernen Evangeliums, wie andererseits Erasmus Darwin nach S. 114 von 1879 als „Großvater der neuen Weltanschauung" zu gelten hat, und das an dritter Stelle vorgeführte Citat floß wahrscheinlich aus der Feder eines jener „deutschen Unsterblichen", welche „das Evangelium der Humanität, das ein Rousseau und Voltaire predigten, zu ewiger Schönheit und Wahrheit verklären" helfen. Ob aber die „wahre Ethik" — nicht eine freiere Auffassung des Moralischen zulasse und erheische, als sie der „gebildete Europäer" zu hegen gewohnt ist, wer weiß das? — — Es muß dem Leserkreis der Gartenlaube vor lauter Humanität ganz polemisch zu Muthe werden, wie Einem, der von Frühlingspoesien übersättigt sich nach Schneeflocken sehnt; man möchte vor lauter Humanität die Colonnen aufmarschiren, die Kanonen vorfahren sehen, die Granaten krachen und das stürmische Hurrah der Sieger donnern hören. Kein Wunder, daß klügere Mitarbeiter, die Blößen der Collegen erspähend und aus ihren Sünden Kapital prägend, mit Pikoterieen gegen die pikante Alltagskost der „Humanität" herausrücken, um die bereits gähnende Langweile des Publikums im Entstehen zu unterbrechen.

Und wie steht's mit dir, alter lieber Freund Materialismus? Hast du mittlerweile eines Bessern oder Schlechtern dich besonnen? Hat dir Virchow's Rede imponirt? Ich meine die Rede, von der wir Paracelsi causa sprachen? Du führst neuerdings ganz andere Gespräche, lieber Freund, als vor Jahren, denn bedenke, S. 373 von 1873 thatest du den entsetzlichen Ausspruch: „Sicher aber werden in Zukunft die Frauen, wenn sie

noch mehr als jetzt geistig thätig sind, sich nach und nach eines größeren Gehirnes und also auch eines größeren Schädels erfreuen und diese auf ihre Töchter vererben" — — —. Es war mir damals wirklich bange um die Zukunft weiblicher Dummheit, aber die Curiosität S. 527 von anno 1878: „Ernst Häckels Gasträa-Theorie" hat meine Besorgniß um das Aussterben jener Dummheit wieder beseitigt, indem sie das Wörtlein „sicher" etwas abschwächte, wollte sagen, näher definirte: „Es liegt den Zwecken der Gartenlaube fern, neuen Theorieen, die sich noch im heftigsten Läuterungsfeuer der Meinungen befinden, Anhänger zu werben, und der folgende Artikel will nur weiteren Kreisen eine offene, jedenfalls sehr wichtige Frage darlegen, die sich Jeder nach seinem Standpunkte und Wissen selber zurechtlegen und beantworten mag .... Gewißheit haben wir nur für die wenigsten unserer Meinungen." Transportiren wir auch die ganze Gasträatheorie nebst der Frauenschädelvergrößerung in die Schönheitsgalerie des modernen Forschergeistes, wo sie den übrigen, bereits dort placirten Gruppen philosophischer Trophäen Gesellschaft leisten können.

„Instinkt oder Ueberlegung?" (1878, S. 126, 270, 436, 504, 736).

S. 736: „Konnte das Thierchen anders, als durch folgerichtiges Denken und Ueberlegen zu dem Festbinden des Zweiges gelangen?

S. 704: „Ist doch das Instinktleben der Thiere trotz aller Beobachtungen und Erfahrungen noch in so vieler Beziehung ein Buch mit sieben Riegeln."

S. 736: „Wenngleich die Discussion über dieses Thema als abgeschlossen angesehen werden kann, so scheint die nachstehende Thatsache mir doch als ein so besonders hervorragendes Beweisstück für den Verstand

der Thiere zu gelten, daß . . . .“ und S. 767: „ist es aber auch nur der Mensch, welcher Vernunft besitzt.“ Natürlich — Meinungsverschiedenheiten, keine Widersprüche. Das eben ist die Pointe, daß die Leser der Gartenlaube vor lauter Meinungsverschiedenheiten zu keiner Ueberzeugung gelangen können und deßhalb die süße Bürde des allezeit flüssigen Humors um so williger über sich ergehen lassen. „Wir Einsichtigen“ wissen zwar Alles, sind aber in Betreff der Meinungsverschiedenheiten sehr rücksichtsvoll gegen einander und glauben gerne, daß wir nur Weniges wissen können. Es wäre wohl interessant, die Thierlogik, besonders aber das geistreiche Gedanken-Uhrwerk eines Esels in seinen geheimsten und erhabensten Tiefen zu durchschauen. Armer Esel! (1875, S. 794) als Symbol der Dummheit „begrifflich gebrandmarkt für alle Zeiten — hat auf einmal im aufdämmerden Lichte einer humaneren Zeit dein Schicksal fröhlich sich gewandelt.“ Auch du bist vielleicht nicht so dumm, wie du aussiehst! Es ergeht dir am Ende wie dem weiblichen Menschengeschlechte, dessen Vorzug im Gemüthe liegt, wodurch uns das „ewig Weibliche hinanzieht“, während die Frauenschädelvergrößerungsapostel über dessen Geistarmuth klagen und das Verkehrte auf Rechnung des Guten anzustreben bemüht sind. Intelligenz den Frauen! Laßt ihnen ihr Gemüth — statt euern männlichen Schülern die Kathederweisheit zu vertragen! Das Benefiz einer aufgedrungenen guten Qualificationstabelle gilt nicht dem Avancement der Thiere, sondern der Erniedrigung des Menschen zur Thierstufe. Das sind Accessorien zur Fortschrittsafferei, und die Thiere zögen aus dieser Vermenschlichung Vortheil, wenn sie den gelehrten Kram leibhaftig hinunterwürgen und seine Wohlthat im Magen verspüren könnten. Wie Geist und Naturkraft, so verwechseln die

Materialisten — verwechseln — Instinkt und Verstand. Ich habe den Ausdruck Instinkt mehrfach auf den Menschen angewandt, und ebenso läßt sich von den Thieren sagen, daß sie capiren, verstehen, lernen, gelehrig und gescheidt, ja geschickter als manche Menschen seien. Trotz dieser Aehnlichkeiten ist es unvernünftig, den Thieren auch nur den leisesten Bruchtheil (1877, S. 680, 800) menschlicher Vernunft beizumessen. Gingen die Kunstleistungen des thierischen Instinktes aus einer menschlichen Vernunft hervor, dann wären viele Thiere vernünftiger als sehr viele Menschen. Wie's einem Thiere eigentlich um's Herz ist, und was in seinen Augen das Universum bedeuten mag — — wird der Mensch niemals nachempfinden und nachdenken können, da ein vernunftloses Denken und Fühlen eben nicht Sache des sichselbstbewußten, reflectionsfähigen Menschen, sondern die Eigenart des Thieres ist.

O zaubervolle Sängerkehle,
O seelenvoller Schlag —
Was eine Nachtigallenseele
Wohl denken und fühlen mag?

Hätten die Thiere menschliche Logik im Leibe, dann wehe dem Pinscher, der sündigen thäte, wehe dem Kater der ein Attentat auf den Singvogel für einen socialistischen Rechtsbegriff hielte, wehe der Kanaille, die aus purem Eigensinn nicht pfeifen wollte! Instinkt ist reflectionsloses Empfinden und Begehren, wie's die Natur, nicht der willensfreie Geist regulirt, und sofern wir irgend ein menschliches Wollen und Empfinden als ein echt natürliches, von Beeinflußung durch die Sophisterei des Denkens freies Produkt bezeichnen wollen, erweisen wir den Thieren gleichsam die Ehre, ihr schöpferisch bestimmtes und ihrer-

seits unbestimmbares Seelenleben als ein unverändert natürliches zum Vorbild menschlich unverfälschten Empfindens zu machen, als wäre in solchen Fällen nicht die klügelnde Geschmacks- und Wahlfreiheit des Menschen, sondern ausschließlich dessen angeborene, von einem höheren Wesen regulirte Neigung thätig gewesen. Genie ist Instinkt, weil die Intelligenz dasselbe nicht erlisten, nicht ersetzen, nicht einüben, nicht ausrotten, sondern höchstens zu dieser oder jener Richtung genialer Thätigkeit überreden kann. Den verkehrten Genies öffnet die neuere Entdeckung des thierischen Geisteslebens ein neues Feld poetischen Schaffens. Was bisher Mutterliebe des Thieres als bloße Analogie gewesen, wird unter dem Zauberstabe materialistischer Poeten zur wirklichen Mutterliebe avanciren, und in zweiter Linie werden die vernünftigen Thiere auch von der Bühne nicht mehr ausgeschlossen werden. Fortschritt! That der Mutterliebe, edles Thier .....! Verkannter Esel, deine Werke ....! Deutsche That des Krokodils! ... Einstweilen wickelt man diese künftige Weisheit noch in die Windeln einer humoristischen Ausdrucksweise, ein Verfahren, das immer räthlich ist, wo man sich scheuen oder schämen muß, das nackte System allen Ernstes sehen zu lassen.

1878, S. 703: „Erröthend folgt er ihren Spuren, das könnten dichtende Fische von ihres Gleichen ebenso gut singen, wenn sie die Sprache hätten, wie Schiller. Das Aufsuchen und Nachfolgen der Geliebten, das Werben durch allerlei Bewegungsspiele und Liebkosungen, die Eifersucht auf Nebenbuhler, die Vertreibung derselben und die Kämpfe dabei: all diese Scenen sind schon bei den Fischen, Lurchen, Reptilien, insbesondere aber bei den Vögeln und Säugethieren ganz allgemein, und der Mensch macht keine Ausnahme von dieser Regel.“ Der Mensch also — keine

Ausnahme von dem thierischen Reglement der Liebe! Ebenderselbe Humor läßt den Thieren auch die Denkmälersprache (1878, S. 72; 1879, S. 290) und die Begräbnißfeierlichkeiten zukommen. 1878, S. 306: Sein Begräbniß war einfach, aber würdig." Die Redaction der Gartenlaube hätte sich beim Lesen des Manuscriptes erinnern müssen, daß „Ernst Keil's Begräbniß" (1878, S. 238) um wenige Nummern früher mit den Worten geschildert worden war: „Die Feier war hier kurz und schlicht, aber eindrucksvoll". Ist man in sprachlicher Hinsicht so reich und elastisch, dürfte man auch Worte finden, derartige formelle Fatalitäten zu verhüten.

1879, S. 209: „Der Hiob von Unterach ... nur ein frivoler Thor wird darüber spötteln können, daß ein Volk, welches in diesen Bergen den Kampf um's Dasein führen muß, täglich von Neuem in langen, durstigen Zügen aus dem Quell seines Glaubens trinkt. ... Ich bin vielleicht kein genügend moderner Mensch — das ist ja möglich — aber ich habe nie über diese unzähligen Kreuze und Capellen lächeln können, mit denen alle Wege übersäet sind, und nie über jenes monotone halbstündige Chorgebet, welches viermal am Tage aus diesen niedrigen Hütten dringt .... über diese Hütten braust vom November bis zum April der Schneesturm, und die Menschen, die darin wohnen, müssen sich als Holzknechte und Flößer ihr Brod verdienen. ... Ach! was würde aus diesen beladenen Menschen werden, wenn sie nicht auch immer wieder aus dem Quell des Uebersinnlichen trinken könnten, welcher sie stählt und tröstet? Und was wäre dann aus

dem Ebenhiesel zu Unterach geworden? Der Ebenhiesel ist nur ein armer alter Holzknecht. . . . und doch will ich die Antwort auf eine ewige Frage suchen, indem ich seine Geschichte erzähle. . . . Vor Gott, steht geschrieben, sind alle Menschen gleich viel werth — auch vor jenem Gott, dem ich mich beuge und dessen Satzungen nirgendwo aufgezeichnet sind in bündigen Geboten, aber vielleicht um so deutlicher in dem Walten der Natur und den Empfindungen des Menschenherzens . . . . . Erwäget wohl, Ebenhiesel . . . . . daß nicht jeder Mensch ein so frommes Gemüth hat, wie Ihr! Ihr heißet nicht umsonst unser Hiob. . . . . Hiob! rief er . . . . Sehet, ich bin katholisch, und bei uns lesen nur Wenige die heilige Schrift. Ich aber hab's gethan . . . . obwohl der Pfarrer mir einmal gesagt hat: „Ebenhiesel, lasset ab vom Alten Testament, denn dieses ist nur den verdammten Juden geoffenbart. . . . Ich aber hab' oft meine rechte Erhebung dabei gehabt, bis ich auf zwei Bücher gerathen bin, die mir gar nicht gefallen haben. Zum Ersten das Hohelied. Sehet, ich weiß gar wohl, daß unter dem Bräutigam unser Herr und Erlöser zu verstehen ist, und unter der Braut die heilige christkatholische Kirche, aber dieses sollte sich doch auch in ehrbaren Reden offenbaren. Solches jedoch, wie dort geschrieben steht, habe ich nicht einmal zu meiner Kathrein gesagt, als ich zu ihr fensterln gegangen bin. Sehet, jungen Leuten muß ja gar heiß dabei werden, wenn sie Solches lesen. . . . Eben darum, meinte der Krämer, sollten es nur die Juden lesen, und von Christen nur die hochwürdigen Herren. . . . . Das zweite Buch aber, fuhr er fort, ist gerade jenes selbige Buch Hiob, nach dem Ihr mich benennet in meinen alten Tagen . . . dieses Buch ist nicht gut. Denn zum Ersten will es mir gar nicht gefallen, daß Gott Vater eine Wette darin ab-

schließt mit dem Teufel über den Mann im Lande Uz. Eine Wette mag der Kraushanſ'l abſchließen mit dem Weberton'l ... aber dem Herrn geziemt es nicht, mit dem Teufel zu wetten ... und wenn er es gethan hat, ſo hätte er es verſchweigen ſollen und nicht offenbaren in einem heiligen Buch. ... Zum Zweiten iſt es nicht ſchön vom Hiob, daß er endlich doch an Gott verzweifelt und gegen ihn murrt .... dieſer Hiob iſt ein Menſch, der ſich am liebſten hat — er klaget erſt, als die Hand Gottes ſeinen eigenen Körper trifft — .... Zum Dritten ... weil Hiob auf dieſer Erde noch Alles wieder bekommt, was er verloren hat ... vielleicht war es wirklich ſo, aber dann hätte man es doch nicht ſchreiben ſollen. Denn gewöhnlich ſieht der Menſch auf Erden nimmer wieder, was er verloren ..... So wird durch das Geſchick des Hiob nur der Neid geweckt oder die thörichte Hoffnung ..... erſt drüben kommen die Freuden. ... Und wenn ſie auch drüben nicht kommen? .... Habt Ihr's denn ſchriftlich, Ebenhieſel? ..... Er lebe gar bequemlich, wenn auch leider bei fremden Leuten zu Koſt und Miethe; nur auf die Todtenmeſſen reiche es nicht immer. ..... Daß die Antwort, welche der arme Ebenhieſel giebt, eine uralte iſt, bekümmert mich wenig .... man könnte glauben, daß ich ſeine Antwort für die einzig mögliche, einzig richtige halte. Und dem iſt nicht ſo. Es iſt eine Antwort für Millionen, aber nicht für Alle. Eine ſolche iſt nicht gefunden, wird nie gefunden werden können. Uralt iſt die Frage, uralt die Mühe nach Antwort, und Beides wird währen, ſo lange Menſchen leben. Und ſo wollen auch wir fortfahren, zu ſuchen, ernſt und duldſam. Vielleicht iſt jener der Glücklichſte, der die Antwort, welche jener alte, beklagenswerthe Mann gefunden, als die ſeine anerkennen kann. Wer es nicht kann, der ſänftige ſein

Herz und ſtimme mit mir ein in das edel-ſchöne Wor des Dichters:

„— — Er diente dem Gott, der ihm der wahre geſchienen —
Sag', was kann ein Sterblicher mehr? Drum mag es auch mir nun,
Da zu anderem Glauben das Herz mich drängte, vergönnt ſein,
Meinen Göttern getreu hinfort mein Weſen zu treiben,
Wie ich muß und vermag!"

Der Verfaſſer dieſer „Skizze" kann ſich die Frage, ob er ein „genügend moderner Menſch" ſei — mit einem urkräftigen Ja beantworten, obgleich er den Begriff »modern« nicht gerade in dem, von ihm ſelbſt niedergeſchriebenen Sinne, als ob der genügend moderne Menſch „über die Kreuze und Capellen lächeln" müſſe, auf ſeine Perſönlichkeit anzuwenden braucht. Daß die Antwort des alten Ebenhieſel eine uralte iſt, bekümmert ihn wenig; ſo halten's auch die genügend modernen Menſchen. Daß es eine Antwort für Millionen iſt, bezeugt die Millionenzahl ihrer Verehrer, und daß die Uebrigen eine Religion vorziehen, die ihnen paßt, darüber hat uns gegenwärtiges Buch bereits belehrt; daß aber das „qualvoll uralte Räthſel" nicht allein vor dreißig Jahren, als man den bekannten Heine begrub, noch nicht gelöst war, ſondern in den Köpfen und Herzen der Gartenlaube-Correſpondenten von anno 1879 noch immer ſeinen uralten qualvollen Spuck treibt, iſt aus dieſem Citate klar und deutlich zu erſehen. Wie ſehr die chriſt-katholiſche Kirche gut daran thut, hinſichtlich des Bibelleſens zu verordnen, daß man

die dazu geeignete Kenntniß und Frömmigkeit besitzen, und daß die Uebersetzung mit kirchlicher Gutheißung und mit bewährten Erläuterungen versehen sein soll, damit die Leser, denen die heilige Schrift keineswegs vorenthalten wird (siehe 1873, S. 833), wenigstens vor gefälschten Bibeln, irriger Auslegung und Secten bewahrt werden, auch dafür hat unser Hiob von Unterach einen Beleg erbracht. Ziehen wir die Kreise des Treibjagens immer enger, und heben wir das anfänglich weit ausgeworfene Netz aus der trüben Wassermenge an's Land, was zappelt uns zwischen den Fingern durch, welches ist die erjagte Beute? Die Jagdtaschen sind längst überfüllt, die Hilfnetze unzulänglich. Auch dieser Hiob wirft den Concurrenten Steine in den Garten, denn daß einem Bauer, Knecht oder Wirth jener Berge eine ganz besondere Gelegenheit geboten ist, zu einem religiösen Manne und so weiter — bis zu einem Heiligen heranzureifen, das bestätigt die Gartenlaube mit ihrem eignen Munde. Sie bestätigt ferner, daß jener Wilhelm Tell, obgleich er niemals existirt haben mag, einen unsterblichen Gedanken aussprach, als er dem Kaisermörder anrieth, vor jedem Kreuze hinzufallen, welches die Schreckensstraße bezeichne zum Gedächtniß jener Unglücklichen, die unter den Lawinen begraben liegen, ein Gedanke, der selbst in modernen Menschen, die noch einiges religiöse Gefühl besitzen wollen, seinen Nachklang findet, so daß sie's um dessentwillen für räthlich erachten, das Bekenntniß vorauszuschicken, vielleicht als nicht genügend modern befunden zu werden. Zum Dritten, Vierten, Fünften oder Sechsten bestätigt die Gartenlaube selbst, daß der Unglückliche auf Erden glücklicher werden kann, als er's in seinem Elend erwartet, daß die Hoffnung auf das wiederkehrende Glück niemals eine thörichte, sondern immer des Unglücklichen einziger

Glücksstern ist, und daß sich auch der moderne Mann auf die Freuden vertröstet, die erst drüben kommen. Weil Enthüllungen aus dem Privatleben betreffend will ich den Aufsatz: „Zu glücklich“ (1874, S. 758) nicht excerpiren, aber es dürfte mir gestattet sein, zu erwähnen, daß jener Autor durch das aus zweiter Hand erlangte Glück sogar überglücklich geworden war, und daß er nach dem Hinschwinden dieses übergroßen Glückes die keineswegs als „thöricht“ zu qualificirende Hoffnung aussprach: „Nous verrons!“ — Die Menschen reden so viel vom „Erjagen“ des Friedens und der Seelenruhe; es ist irrig, in solchen Fällen von einem Erjagen zu reden, da wir die Ruhe niemals erjagen, sondern immer nur erruhen können. Eine verzweifelte Aufgabe, wie so Manches im Leben, lösbar für den Einen, unlösbar für den Andern. Die Ruhelosigkeit des Verbrechers wird durch Reue und Buße beseitigt, jene des unbedachtsam geschehenen Fehltritts durch Selbsterkenntniß und Ergebung in den Willen der göttlichen Vorsehung, welche das Uebel zuläßt, damit es den Baum der Erkenntniß bilde. Kein einziges Unglück, sei's verschuldet oder nicht verschuldet, berechtigt den Menschen zur Hoffnungslosigkeit, solange Verstand und Gemüth noch einen letzten Lichtblick des göttlichen Waltens in sich aufnehmen können. Wo das Glück schwindet, treten Opfermuth, Geduld und Selbstüberwindung an dessen Stelle, und das Bewußtsein, Herr und Gebieter seiner selbst zu sein, ist seliger, als alle Glücksgüter der Erde. Jage nicht nach Ruhe, sondern ergib dich wehrlos dem unbezwinglichen Schicksal, laß die Sophisterei des Gedanken-Unwesens gänzlich fallen, öffne dem gottgeschaffenen, natürlichen Seelenleben die ungedämmte Bahn, erruhe dir den normalen Instinkt und trage das Risiko des kommenden Elends ohne Gegenwehr,

denn Gottes weiser Rathschluß führt in letzter Instanz das unverdiente und geduldig ertragene Elend zu seinen verdienten Kronen. Wie manches Mauerblümlein spätgebornen Glückes verdankt seine Ruinenschönheit dem geduldigen Ausharren im Unglück, wie manche Rose, die erst die Zeit — bringen konnte, blüht stillvergnügt und dennoch wild aus den Trümmern einer glückberauschten Vergangenheit hervor! Wie doppelt wärmender Sonnenstrahl leuchtet das schmerzlich erkaufte Glück auf den Stein des Trümmerhaufens. Nur der christliche Standpunkt verleiht die Kraft, das mit Worten hier Gesagte thatsächlich zu vollbringen; möge jeder Ruhelose dieser kurzen Rede langen Sinn beherzigen. Und wer dennoch ausrufen möchte: Wenn ich diese alleinseligmachenden Ideale mit Händen greifen, mit Augen sehen, mit Ohren hören könnte, der vertraue dem Worte eines oftgenannten und allüberall geschätzten Mannes, dem unsterblichen Worte Schillers: .... „Den himmlichen Glauben bewahre! Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahen, es ist dennoch das Schöne, das Wahre!“

Laß dich keineswegs von falschen Künsteleien blenden und wende denjenigen keinen blinden Glauben zu, welche diese Blindheit bekämpfen, um sie ihrer eigenen Autorität dienstbar zu machen. Große Männer müssen irrend unterliegen, damit die größere Wahrheit des kindlichen Gemüthes triumphire. Lege den Goldschnitt der Verblendung aus deinen Händen, ziehe den alten Schulsack aus dem Staube und lerne Weisheit von deiner ersten Schiefertafel; lese die schönen Märchen deiner Kindheit nochmals, vielleicht haben Mann und Weib Erfahrung genug, die tiefe Wahrheit jener Märchen endlich zu begreifen. Es gehört mehr dazu, ein gewissenhaftes Kinderlesebuch zu schreiben, als die spannende Lectüre leidenschaftlicher No-

veller: und Romane herzustellen. Es ist leichter die Fleisches-lust des Erwachsenen zu umgarnen, als die naive Unschuld des Kindes zu täuschen. Das Kind hat noch keinen Grund, sich selbst zu belügen, und es wird die Schminke eher entdecken, als jener, der sie willkommen heißt. Der schlichte kargbesoldete Volksschullehrer nützt der menschlichen Gesellschaft mehr, indem er seinen Schülern die rentirliche Wissenschaft des unbezweifelten Alphabets und Einmaleins und die Grundlehren der wahren christlichen Humanität auf theilweis inhumane Weise beizubringen sucht, als jener reichbesoldete Dozent der Hochschule, der mit seinen eigenen Vorträgen im Streite liegt und ausrottet, was noch irgendwie Gutes an den Grundsätzen der Volksschule übrig geblieben war. Was diese ihren Schülern mitgab, sind unverwüstliche, allzeit brauchbare Schätze, aber die Gelehrtheit des modernen Doktors der „Wissenschaft" wird unter dem ersten Anprall des praktischen Lebens baufällig und stürzt zusammen. Der Volksschullehrer sagt dem Kinde, daß der tausendjährige Bestand des Felsens Petri einen geschichtlichen Beweis seiner Göttlichkeit bilde, und der Kathedergelehrte, nebenbei Mitarbeiter der Gartenlaube, gibt diesen achtzehn Jahrhunderten listiger Weise das gegentheilige Gepräge und betitelt sie als die tausendjährige Erstarrung des Menschengeistes. So wird die Finsterniß zum Lichte, das Licht zur Finsterniß gemacht. Diese Religion stand als erste Erzieherin in der ersten Schule des Menschengeschlechtes, und sie wird in alter, unsterblicher Muttertreue nicht von der Seite ihrer Kinder und Schüler weichen, bis sie das letzte Segenswort an seinem Grabe gesprochen hat. Ist es menschlich ünmöglich, alle Menschen und Geschlechter zur intelligenten Erfassung aller Glaubenslehren heranzubilden, dann besser einen blinden Glauben als keinen Gott besitzen! Schon die Natur

der Menschenseele deutet auf die Nothwendigkeit des blinden Glaubens, und ebendieselbe Seele dürstet nach Fortbildung der Gottesahnung zur klaren Erkenntniß. Der Kaiser auf seinem erhabenen Herrschersitze hat den blindgläubigen Christen nicht zu fürchten, wohl aber den aufgeklärten Gotteslängner. Obgleich gegenwärtiges Buch andeutet, wie sachkundige Leute die Gartenlaube lesen, wie man die Blumen und Blüthen ihrer Deckblätter — beraubt, das Gute und Schlechte chemisch zersetzt, die Schminke abfegt und die Blößen bloßstellt, wird dennoch die Mehrzahl ihrer Leser vom ersten nächsten Artikel des Weltblattes auf's Neue sich beirren lassen. Wer seinen Zweck nicht vollständig erreichen kann, freut sich des Wenigen, das er vielleicht bezweckt, ist doch keine menschliche Arbeit zu groß, daß nicht die Seelenruhe eines einzigen Herzens sie aufwiegen müßte. Ich habe nirgends bessere Beweise für die Wahrheit meines römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses gefunden, als in der Gartenlaube — aber erst von jener Zeit an, als ich's verstand — sie zu lesen. Diese grundlosen Gründe in ihrer ganzen Grundlosigkeit bewiesen mir auf's Beste, daß die Wahrheit auf der bekämpften Seite liegen müsse. Das alltägliche Leben belehrt uns darüber, daß, wo zwei Menschen in Streit gerathen, sich gewöhnlich derjenige in seinem guten Rechte befindet, der das ihm gewordene Unrecht am schmerzlichsten fühlt und am wenigsten spektakulirt.

Wenn seine Perle, die Gartenlaube, den Kampf mit den „starren Dogmen" so mangelhaft besteht, was werden die andern — Organe des glaubenslosen Weltwitzes bezwecken? 1878, S. 412: „Die Bewegung, welche gegenwärtig durch die Geister geht, ist gleichsam der Morgenwind, der einer aufdämmernden neuen Weltanschauung vorausgeht."

Jawohl, ganz so — wie der Wind, den wir gegenwärtig haben — wird auch der kommende Messias sein, auf welchen die Gartenlaube wartet. Ein sauberer Wind! daß die gekrönten Häupter ihres Lebens nicht mehr sicher sind! Das müssen prachtvolle Erlösungsideen sein, denen solche Winde — vorauswehen! Also das ist des neuen Erlösers Vorläufer, genannt der moderne Johannes! — Wir danken für solche Winde. Lassen wir die Plebejer lieber an Hörner und Pferdefüße glauben; der blinde Glaube ist heilsamer, als die Glaubenslosigkeit. Die „heilige Dummheit" ist immer noch erquicklicher als diese profane Gescheidtheit, die selbst vor Königen und kaiserlichen Majestäten kein Gelenk mehr krümmen will. „Man erhalte dem Volke die Religion!" — Kaiser Wilhelm.

Auch ich kann mir keine Vorstellung des rein Uebersinnlichen machen, von dem unser Schiller in Uebereinstimmung mit den „scholastischen Spitzfindigkeiten" sagt:

„Der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt .....
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr."

Könnten wir uns nach Analogie der sichtbaren Dinge eine Vorstellung des Jenseits einbilden, so wäre das Eingebildete kein Jenseits mehr, sondern ein sichtbares Diesseits, dem auch die fernsten Gestirne angehören. Wir können nicht an zwei Orten zugleich auftreten und dürfen ebensowenig vom Kritiker des Weltblattes verlangen, daß

er uns geradezu den Vorhang vor der jenseitigen Welt hinwegrollen müsse, wenn er Beifall ernten wolle. Sogar der berühmte Kant ging in diese Schlinge, als er die Behauptung aufstellte, der Mensch könne das Uebersinnliche nicht erkennen. Der Mensch erkennt natürlich das Uebersinnliche nicht in seiner Realität, weil er reelle Wesenheiten nur mittelst reeller Widerscheine zu erfassen vermag, aber sagt uns denn nicht die Kritik der reinen Vernunft, daß jene, dem Diesseits entlehnten Phantasmen und Bilder nur die Reihfäden sind — eines Schneiders, die als Nothbehelfe dienen, um nach vollbrachter Arbeit spurlos zu verschwinden? Kant ließ sich durch die Nothwendigkeit des Reihfadens zu der Meinung verführen, es sei eine Unmöglichkeit, übersinnliche Stoffe mit irdischem Garn zu verarbeiten. Was sich zwischen unsere Phantasie und das Jenseits hindrängt, ist der Glaube, und wäre das Uebersinnliche unserer Intelligenz als Realität zugänglich, so müßte die Fähigkeit des Glaubens aus der Menschenseele wegfallen. Wir erkennen die Wirklichkeit der Ideale nicht, aber wir erkennen auf eine völlig zweifellose Weise die Wahrheit, daß es eine reelle Wirklichkeit sein müsse, soferne unsere Vernunft keine relative Narrheit ist, und daß demgemäß unser Glaube an das Jenseits ein vernünftiger, ja logisch nothwendiger und unabweisbarer Glaube, aber nicht eine Illusion zu nennen sei. Der Gottlose vernichtet diese Ideale bei Lebzeiten, um sie beim letzten Athemzuge desto flammender aufleuchten zu sehen. Nicht allein die Ewigkeit mit ihren Schrecken, auch die wirkliche Sonne droben hängt wie ein Damoclesschwert und wie ein furchtbares Risico über dem Haupte des Gotteslängners, denn diesen Hohn auf alles Uebersinnliche, diese strahlende Satire des Menschengeschlechtes, dieses feurige, glutherfüllte Epigramm auf die Kurzlebig-

keit des Menschengeistes hat sich die affenfreundliche „Wissenschaft“ selber geschaffen. Daß dieser, weder spärliche noch verschwenderische Lichtverbrauch ein Ende nimmt, bezeugt die Wesenheit des Lichtes, daß aber die Menschen in Dunkelheit und Kälte umkommen würden, ist eine Theorie, die sich zu einem Münchener Bilderbogen eignen könnte. Gott ist kein kurzsichtiger Mensch, der seine Universalflammen nach irdischen Gasometern regulirt und weniger Brennstoff wachsen läßt, als die Kälte erheischt. Mag sich Jeder die letzten Dinge nach seiner individuellen Einbildungskraft illustriren, aber mit Verstand — — mit christlichem Verstand und nicht auf eine kindische Weise. Ich weiß nicht, was kindlicher sei, den Schöpfer als einen Töpfer aufzufassen oder sich das „Ultimo“ des Menschengeschlechtes nach modern „wissenschaftlichen“ Phantasieen vorzustellen. Ist doch der Mensch ein wunderliches Wesen? Bald sind ihm die Dinge zu übersinnlich und bald wieder zu symbolisch; darum ein neues Bild!

1878, S. 843: „Weihnachtsfeier in Bethlehem.“ In zwei Worten, welche Poesie! Bethlehem, Weihnachtsfeier! — Wahrlich, es muß ein erhebendes Gloria in excelsis gewesen sein, welches der Correspondent des Weltblattes in Bethlehem zu hören, das Glück hatte, da er selbst nicht umhin konnte, der Gartenlaube mitzutheilen: „Das Hochamt mit dem von wirklich prächtigen Stimmen gesungenen Gloria in excelsis machte einen in der That feierlichen Eindruck.“

Sei nicht voreilig, geehrte Leserin, mit deinem Urtheil, sei nicht allzu gut, nicht allzu harmlos, halt' ein, es könnte verfrüht sein, was dir Gutes auf der Lippe schwebt, halte zurück, liebe Leserin, das treuherzige Lächeln, die Gartenlaube ist klug und weise, naiv und listig — alles nach Umständen — und immer treu der alten Fahne,

auf dieser aber steht nicht geschrieben: Gloria in excelsis! Dieser himmlische Laut mit seinem eben noch erhebenden Eindruck verläuft unter den nächsten Zeilen im Sande, ja im Koth — im Schmutze des Spottes und der europäischen Ironie. Höre, lies! „Es dauerte zu lang und ermüdete auf die Dauer doch .... der intensive Weihrauchgeruch, das Gedränge, die Hitze machten die Kirche wirklich zu einem Ort der Qual ... Dann folgte der Patriarch von Jerusalem, eine Wachspuppe auf dem Arm. Diese Wachspuppe, das Christuskind vorstellend, bildet nun den Mittelpunkt der ferneren Ceremonien. Der Patriarch, zwar ein Mann von hoher gebietender Gestalt, verursacht in der etwas weibischen Tracht mit der Puppe auf dem Arm dem europäischen Beschauer ein lächerliches, wenn nicht widriges Gefühl. Und widrig ist auch der ganze fernere Verlauf der Ceremonien .... Es würde wenig erquicklich sein, die nun folgenden Ceremonien in ihren Einzelheiten zu beschreiben, ... Hienach wurde die Puppe aus den Armen des Patriarchen genommen und unter allerlei Manipulationen an der Geburtsstätte niedergelegt. Nachdem der Diakon dann weiter verlesen, wie Christus in Windeln gewickelt und in die Krippe gelegt worden, wird auch unsere Puppe auf die Stelle der Krippe gelegt. Hier bleibt dieselbe liegen, bis sie am folgenden Tage durch eine ältere Alltagspuppe ersetzt wird ..... Auf die Araber schien das Ganze einen tiefen Eindruck zu machen, ich aber fühlte mich durch das bunte farben- und gestaltenreiche Treiben dieser Weihnachtsfeier mehr beunruhigt und aufgeregt, als gehoben und innerlich befriedigt."

Deutsches Herz, lege den Ruhm deiner Gemüthstiefe dem ersten besten Araber zu Füßen! — —

So ginge denn meine Arbeit zu Ende. Möge Gott sie segnen, wie er den Schweiß eines jeden redlichen Arbeiters segnet. Zweck dieser Arbeit war die Ehre Gottes, und das Mittel die Kritik. Wenn ich nichts Vollkommenes leisten konnte, weil ich das Schicksal — — und die Wesenheit unvollkommener Geschöpfe theile, so besaß ich doch den guten Willen, und dieser gute Wille bildet meine unantastbare Rechtfertigung. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ O wunderbares Gloria in excelsis, beneidenswerthes Bethlehem! Möge Jeder diesem Buche mit gutem Willen begegnen, so kann dasselbe seine Wirkung nicht verfehlen. Ich habe weder gelogen noch verdächtigt, ich habe mich keines Mittels bedient, das durch den Zweck zu heiligen wäre, ich habe weder beschimpft noch verläumdet, weder die Einfalt verhöhnt noch die wirkliche Gelehrtheit verspottet, weder das Schöne und Hohe der Menschennatur in den Staub getreten, noch zum Sitz der Gottheit erhoben, weder irgend eine Ehre durch Gedankenstriche verdächtigt, noch Phrasen aufgeboten, wo der Gedanken fehlte. Ich habe das Anerkennenswerthe anerkannt, das Verwerfliche verworfen. Was meine Nachtigall schlug, das klang in der freien Natur zum Himmel auf, daß jedes Menschenherz sich daran erfreuen mag. War's ein Klagelied, so war's nicht jenes klägliche Lied der im goldnen Käfig sitzenden Nachtigall. Wenn ich mit Unrecht gekränkt haben sollte, der melde sich! Können sich die Todten nicht melden, dann mögen ihre Schüler und Anhänger so freundlich sein, ihnen diese Gefälligkeit zu erweisen! Was ich Irriges oder allzu Scharfes niedergeschrieben haben sollte, das werde ich freimüthig widerrufen, aber begegne mir Keiner mit leerem Gerede, der etwa seine weltwitzige Geschicklichkeit eine

Hyperkritik nennen wollte. Mit den Principien Christi steht und fällt meine Kritik; von diesen aber heißt es: Und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen! —

Und die Gartenlaube? möge sich das Gesagte wie eine freundschaftliche Unterhaltung zu Herzen nehmen und, ohne ihre charakteristische Eigenart aufzugeben — denn „der Magnete Hassen und Lieben" hat seine höchst natürliche Bestimmung — doch wenigstens ihre Liebschaft mit dem Haß gegen Rom in einer humanen, widerspruchsfreien Sprache fortsetzen. Eine edle Polemik wird Rom keinen Schaden und ihr keine Schande bringen, denn im Meinungskampfe besteht die interessante Seite des geistigen Verkehrs. Nur kein Haß, keine Gehässigkeit, keine Lüge — keine unredliche Absicht, keine Herabsetzung der so nothwendigen Priesterschaft! Es hat kein Mensch die Verpflichtung, Mönch oder Nonne, Priester oder Prediger zu werden, und Niemand ist verpflichtet, ein echtes Weltkind zu sein. Sehe Jeder, wie er's treibe, und berührt der Eine den Andern nicht sympathisch, ist er darum nicht gezwungen und berechtigt, ihn zu hassen und gehässig zu behandeln. Möge sich die Gartenlaube bessern, möge sie's thun um ihrer guten Seite, ja um ihrer weltmännischen Vorzüge willen, aber solange gegenwärtige Kritik ihren zukünftigen Spalten gelten kann, sollte Niemand dieses Weltblatt lesen, der nicht gelernt hat mit Riesenschlangen kämpfen. Die Menge ist dieser Schlangenjagd nicht gewachsen, und wer von schimmernden Banden nicht umschlungen, umarmt, umhalst und zu Tode geliebkost sein will, der verzichte darauf, den romantischen Aufenthalt einer gefahrvollen Wildniß zu sehen, und streichle und schmeichle statt dessen einen gezähmten, zahmen, orthodoxen Hausfreund. Ich rathe jedem Rohre, das vom Winde

hin und her getrieben wird, die Gartenlaube unter den jetztbestehenden Verhältnissen nicht zu lesen. Sie raubt ihm mehr, als sie Neues ihm bietet. Wenn ihr Kritiker auch fortan zu ihren Abonnenten gehören wird, so kann diese Thatsache keineswegs als schlechtes Beispiel oder als Unterstützung unchristlicher Werke oder als Lese-Berechtigung Anderer angesehen werden, denn wäre die Gesammtheit der Menschen befähigt und reif genug, die literarische Weltmacht mit Kennerblicken zu mustern, dann könnte der römisch-katholischen Kirche eine möglichst große Abonnentenanzahl der Gartenlaube eine nur erwünschte sein. Wer dieses Blatt mit Verstand liest — — mit Kennerblick und wahrheitsliebendem Forschergeist — muß unbedingt Achtung und Respect vor der katholischen Kirche gewinnen. Mögen hauptsächlich die Gedankenlosen, denen die christlichen Schulkenntnisse fast unbemerkt von der Gartenlaube abgeplaudert werden, diese meine Kritik beherzigen und war um ihretwegen, denn ohne positiv christliche Grundsätze ist das irdische Leben ein doppelt unvollkommenes und verhängnißvolles. Wer da meint, man müsse die christliche Wahrheit als eine unbequeme fliehen, ist auf dem Holzweg, denn ich kann aus persönlicher Erfahrung constatiren, daß gerade der pflichtgetreue Mensch glücklicher lebt als der pflichtlose, reiche oder arbeit- und moralscheue Müssiggänger. Das Christenthum verbietet keineswegs den Genuß irdischer Freuden, im Gegentheil, es erhöht denselben, indem es ihm die wirklich genußreichen Grenzen und Geleise anweist. Will Jemand freien Willens darauf verzichten, um höhere Kronen zu erwerben, gut — das ist seine Sache, nicht unsere Pflicht. Dem Verdienste seine Krone! Wie die Arbeit, so der Lohn! Es ist nicht die christliche Wahrheit, welche der Gartenlaube Abonnenten zuführt, sondern der Irrthum

und die Unkenntniß. Nur der Sachunkundige fürchtet diese Wahrheit, der Kenner liebt sie aus ganzer Seele, denn diese Wahrheit, die selbst eine unmündige Kindesseele glücklich machen kann, muß den Mann, der sie zugleich mit seiner Intelligenz zu erfassen vermag, in unaussprechlicher Weise begeistern. Wer so glücklich ist, diese Wahrheit denkend zu fühlen und fühlend zu denken, dem sind manche Aufsätze der Gartenlaube — ich sage nicht zuviel — wahrhaft eckelerregend und ungenießbar; er läßt solche Platten ungekostet vorübergehen. Hat ihr gerade mit Bezug auf solche ungenießbare Weisheiten diese Kritik den Doctorhut eingetrieben — macht nichts — die Gartenlaube ist klug genug, auszuklügeln, wie man ihn ausbügelt. — Hohle Zähne lassen sich plombiren, es gibt Perrücken und falsche Zöpfe. Geschorene Flecke wachsen aus, beschnittene Lauben erlangen rasch den alten Schmuck der Blätter wieder. Eine Geliebte, in die man wirklich verrannt ist, läßt man so leicht nicht fahren. Mag einem Manchen diese Arbeit eingeleuchtet haben, so war's ein Stern, der ihm aufging und in einer guten Stunde gefiel, bis die Weltsonne in ihrem gewohnten Strahlenkranze wieder auftauchte und das kleine Licht verscheuchte. Doch der Kritiker ist zufrieden, wenn du Tags über an das grelle, verschwenderische Licht einer Sonne denkst, deren Anblick dich blendet, und des Nachts, wenn du irgendwo am weiten Himmel ein mildes Sternlein funkeln siehst, dieses Buches dich erinnerst. Dieses Buch, das du jetzt aus den Händen legst, ist zugleich ein Leitstern seines Verfassers geworden, und sollte mir nach langen Irrfahrten auch diese Arbeit keine bleibende Stätte begründen helfen, dann will ich das Schicksal dessen theilen, der zu spät kam, als man die Güter dieser Erde vertheilte. Vielleicht besser, die runden Götter des runden

Planeten sind mir abhold, denn in diesen Dämonen schlummert kein unsterblicher Gewinn. Die freie Kunst steht nicht im Solde des Reichthums, darum ist sie brodlos; auch hätte die gesammte Stoffwelt nicht Metall genug, den idealen Werth eines einzigen unvergänglichen Gedankens aufzuwiegen. Ideale Arbeit, ideale Besoldung! Nicht die reellen Philister unserer modernen Literatur, nicht Kneifer und Manschette sollen mir Vorbild sein, sondern jener Edelknecht, sanft und keck, der aus tobender Brandung den goldenen Becher holt, jener starke Königssohn, der die alte Klinge seiner Väter zu führen weiß, jener Schlangenbändiger, von dem ein wahrer Dichter singt: „Er trägt ein Wamms von Flicken bunt, trägt Farrnkrautblüth' am Hute"; sein Alles ist ein unscheinbares Instrument, aber „wie Kinderjubel und Todesqual lachen und weinen die Töne", daß selbst die Schlangen und Nattern davon bezaubert werden.

Mag die Zukunft gewohnte Thränen bringen oder längsterfehnte Ideale verwirklichen:

Ich werde singend schneiden, schneidend singen,
Ob's Mühe auch und Arbeit kostet,
Solange meine Saiten mir nicht springen,
Und meine Scheere mir nicht rostet.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Im Verlage von **Louis Finsterlin** in **München** sind erschienen:

Fürg, Joh. B., Emma oder Lohn der Wohlthätigkeit. Eine Erzählung für die Jugend . . . . . *M.* 1. 50.

Schmid, Christoph von, Apostel Deutschlands. Eine Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Christi. 3 Bdchn. . . . . *M.* 3. —.

— — **Erinnerungen aus meinem Leben.** 4 Bdchn. *M.* 6. —.

— — **Schriften, gesammelte.** 1—18. Bdchn. (Erzählungen) *M.* 27. —.

— — — — — 19—24. Bdchn. (Biblische Geschichten) *M.* 9. —.

— — — — — Supplem. 2 Bdchn. (Erzählungen) *M.* 3. —.

Stöger, Anna, geb. Rudhart, **Prosa.** Erzählungen aus dem alltäglichen Leben . . . . . *M.* 1. 50.

Sträßle, Franz, Eugenie, oder: **Im Christenthum ist Hülfe.** *M.* —. 60.

Im gleichen Verlage wird noch während des laufenden Jahres erscheinen:

L. Deibel, Dichterworte, enthaltend: Melancholie — Lieder vom Rhein — Grünrothgold — Der Eltern Grab — Religion — Wanderschaft — Poesie — Natur — Minne — Lauf der Welt — Feuerwehr-Grüße — Bilder aus dem Kriegsleben — Deutschland — Anklänge an H. Heine — Louise.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub.

is

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Deibel, Ludwig

'Die Gartenlaube' eine Kritik

München 1879
Per. 31 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11392507-4